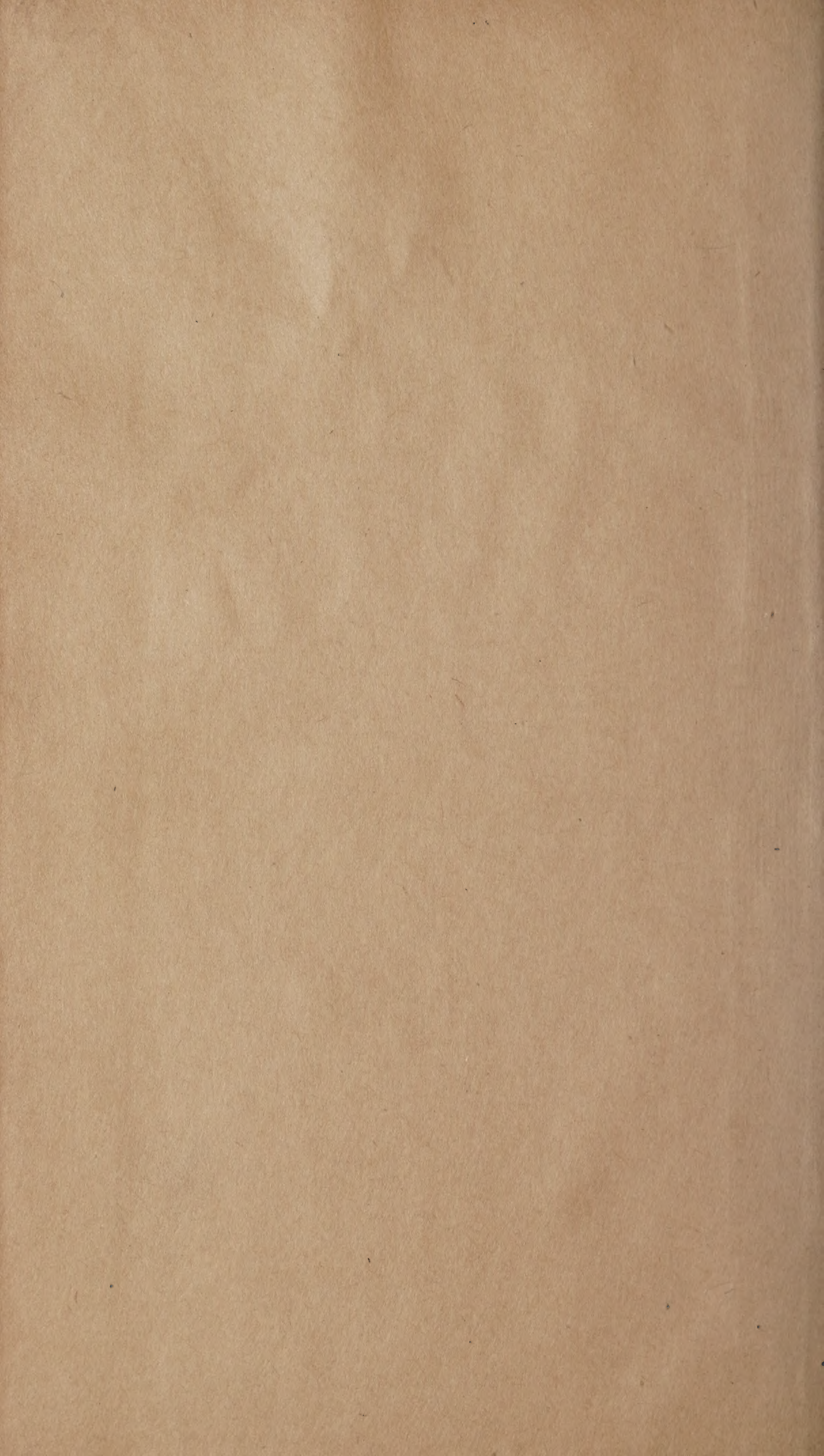
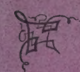

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 09877 453 0



No. 2405.67
THE TRUSTEES OF THE
PUBLIC LIBRARY
OMNIUM
LUX
CIVIUM
OF THE CITY OF
BOSTON
1852 · 1878






Longfellow's Dichtungen.

Ein

literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's

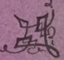
von

Alexander Baumgartner S. J.

„Nah' ist der Tag schon,
Nicht sternlos die Nacht ist,
Liebe ist ewig!
Gott ist noch Gott, und
Sein Glaube vergeht nicht;
Christus ist ewig."
Aus „König Olaf's Saga".

(Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 5.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in *Strassburg*, *München* u. *St. Louis*, Mo.

Longfellow's Dichtungen.

Ein

literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's

von

Alexander Baumgartner S. J.

„Nah' ist der Tag schon,
Nicht sternlos die Nacht ist,
Liebe ist ewig!
Gott ist noch Gott, und
Sein Glaube vergeht nicht;
Christus ist ewig."

Aus „König Olaf's Saga".

(Ergänzungshefte zu den ‚Stimmen aus Maria-Laach'. — V.)

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
1. Das amerikanische Geistesleben und dessen Hauptströmungen vor Longfellow	5
2. Jugendgedichte	12
3. Pilgerfahrten durch Frankreich, Spanien und Italien	20
4. Hyperion. Ein deutsches Lehr- und Wanderjahr	30
5. Stimmen der Nacht. Sklavenlieder. Channings Universalchristenthum	38
6. Der spanische Student. Evangeline	47
7. Kavanagh. Am Meeresstrand und am Herdfeuer	62
8. Die goldene Legende	70
9. Das Hiawathalied	87
10. Miles Standish' Brautbewerbung. Die Neu-England-Tragödien .	105
11. Lyrik. Balladen. Ästhetische Ansichten	123
12. Das unversöhnte Doppelbild der katholischen Kirche. Religiöser Universalismus. Die Wirthshausgeschichten. Dante	133
13. Die göttliche Tragödie	148
14. Moriturі salutamus. Die Maske der Pandora	161
Schlußwort	171

Einleitung.

Die schöne Literatur ist nächst der Philosophie wohl dasjenige Gebiet, auf welchem die moderne Aufklärung am vollsten zur Entwicklung gekommen. Wie die katholische Kirche Beiden ihre naturgemäße Stellung anzuweisen verstand, beiden den freiesten Raum zur Entfaltung gewährte, beide als mächtige Hilfskräfte zur Lösung ihrer großen Aufgabe heranzog, so befand sich der orthodoxe Protestantismus beiden gegenüber in peinlicher Verlegenheit. Er hatte die Religion ihrer sichtbaren, schönen Formen entkleidet und aus dem sichtbaren Leben hinweggeräumt; er hatte die Philosophie aus ihrem Bunde mit der Theologie herausgerissen und in's Exil gejagt. Da aber die Forderungen der gesunden Menschennatur sich nun einmal nicht unterdrücken lassen und das Bedürfniß nach Literatur und Philosophie sich, aller pietistischen Gottseligkeit unerachtet, immer und überall wieder geltend machte, so wußte er sich der Beiden nur dadurch zu erwehren, daß er sie in Schule und Leben möglichst befehdete und unterdrückte. Die nothwendige Folge war, daß sich Philosophie wie Literatur, besonders von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, in stets gesteigertem Widerspruch zur protestantischen Orthodoxie und zu dem von ihr so schlecht verfochtenen Christenthum entwickelten und schließlich eine erklärt revolutionäre und antichristliche Richtung nahmen. Am kräftigsten gedieh dieser Auflösungsproceß in scharfen, consequenten Denkern, welche, gleich Lessing, die innere Halbheit und Haltlosigkeit des Protestantismus klar durchdrangen, und, weil sie eine Rückkehr zum ganzen Christenthum von vorne herein für unmöglich erachteten, jenes halbe und morsche Scheinchristenthum unbarmherzig zusammenschlugen, der Philosophie und der Literatur freie Bahn machten und auf rein natürlicher Grundlage zu einem neuen Christenthum, d. h. zu einer neuen, harmonischen Weltanschauung zu gelangen suchten. Die Geistesprocesse, durch welche der

deutsche Protestantismus schließlich beim Pantheismus und bei der Freimaurerei anlangte, haben wir in einer frühern Skizze zu zeichnen versucht. Lessing zeigt uns dieselben in ihrer schärfsten Consequenz und Allseitigkeit.

Der Protestantismus steht aber, seinen ursprünglichen innersten Grundsätzen nach, nicht bloß im Widerspruch mit der Wahrheit und deßhalb mit Vernunft und Philosophie, sondern auch im Widerspruch mit der Schönheit, mit dem ästhetischen Gefühl, mit der Kunst. Wenn sich deßhalb die schärfsten Denker von seiner philosophischen Haltlosigkeit unbefriedigt abwandten, um in bloßer Vernunfterkenntniß und Philosophie die Befriedigung ihrer intellectuellen Fähigkeiten anzustreben, so drehten ihm die reichsten künstlerischen Talente ebenfalls den Rücken, um außerhalb der bilderlosen, unsichtbaren und undarstellbaren Geisteskirche das Schöne da aufzusuchen, wo es sich in unverkennbarer Wirklichkeit und unwiderstehlichem Zauber den Blicken aufdrängte: in den Kunstwerken des classischen Alterthums und in der Kunst der christlichen, d. h. katholischen Völker. Da die katholische Kirche die Kunstschätze des classischen Alterthums ebenso gut wie die annehmbaren Resultate antiker Philosophie nicht nur nicht verstoßen, sondern gerettet und, soweit es möglich war, in die Dienste der christlichen Civilisation genommen hatte, so kann es nicht befremden, daß jener grundsätzliche Abfall vom Protestantismus zahlreiche Geister zur alten Kirche hindrängte, sogar einzelne, wie Winckelmann, Stolberg, Schlegel u. A., in deren Schooß zurückführen half. Wenn auch die große Masse der aufgeklärteren Protestanten durch die Einwirkung einer völlig ungläubigen, skeptischen Philosophie gehindert ward, diesem naturgemäßen Zuge zu folgen, so hat derselbe doch auf die gesammte Entwicklung der modernen Literatur einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt; er hat nicht nur jene mächtige Geistesströmung hervorgerufen, welche man als deutsche Romantik zu bezeichnen pflegt und welcher in ihrem innersten Wesen eine Rückkehr zur alten religiösen, politischen, allseitigen Einheit im Christenthum zu Grunde lag, er warf auch alle Bollwerke nieder, welche die protestantische Orthodoxie gegen die Schönheit des Katholicismus, gegen katholische Kunst und Poesie errichtet hatte, und erlaubte es dem 19. Jahrhundert, sich mit allen Bildungsschätzen des katholischen Mittelalters und der katholisch gebliebenen Nationen zu bereichern. Göthe selbst folgte zeitweilig der sogenannten romantischen Strömung; Schiller gelangte in seinen letzten Jahren immer mehr in die Anziehungssphäre der katholischen Ideen. Noch viel mächtiger wirkte die ästhetische Gewalt des christlichen Gedankens in England, wo die Kirchentrennung einen weit

geringern Theil des christlichen Glaubensinhalts, des historischen Bewußtseins und des gesunden Volksgeistes hinweggespült hatte. Es gelang hier der ungläubigen Philosophie nicht, die Alleinherrschaft in Literatur und Leben an sich zu reißen; die Bekämpfung des protestantischen Vorurtheils brachte vielmehr in weiten Kreisen eine zunehmende Annäherung an die katholische Kirche hervor, ermöglichte katholischen Dichtern und Schriftstellern (wie Moore, Wiseman, Newman, Fullerton) freie Thätigkeit und mächtigen Einfluß und erlaubte es Protestanten, das Christenthum in einer Weise zu Ehren zu bringen, wie es ein deutscher Schriftsteller nicht wagen dürfte, ohne den Fluch des Obscurantismus und Ultramontanismus auf sich zu laden und seine Popularität selbstmörderisch zu vernichten.

Das auffallendste Beispiel jener christlichen Geistesfreiheit sowohl als der siegreichen Macht, welche die Schönheit des Katholicismus auch heute noch, bei vorurtheilsfreier Betrachtung, auf dem Gebiete der Literatur behauptet, ist wohl der in England und Amerika gleich volksthümliche, amerikanische Dichter Longfellow. Einer persönlichen geistigen Unabhängigkeit genießend, wie sie in gleichem Grade fast nur mehr in England und Amerika zu treffen ist, gelangte dieser Dichter, unstreitig einer der bedeutendsten der Neuzeit, ohne irgend eine Beeinflussung, die man etwa als Propaganda bezeichnen könnte, einzig dem Zuge seines Talentes und Herzens und der objectiven Schönheit des Katholicismus folgend, zu einem ästhetischen Standpunkt, der ihn nahezu den besten katholischen Dichtern an die Seite reiht. Nicht nur daß im großen Ganzen der christliche Gedanke die meisten seiner Dichtungen beherrscht, in manchen derselben denkt und fühlt er so völlig katholisch, daß es schwer wird, ihn nicht dafür zu halten; ja was in dem reichen Kranze seiner Werke bald mittelbar, bald unmittelbar als tiefster Kern, als Quell der Fruchtbarkeit und der Begeisterung, als innigster Gegenstand der Liebe hervortritt, das ist, trotz eklektischer Seitenblicke und Seitensprünge, schließlich das Christenthum, und zwar jenes Christenthum, mit welchem der Dichter durch die Poesie der katholischen Völker vertraut geworden. Ein solcher Dichter, der, wenn er auch nicht in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt ist, sie thatsächlich als einen noch immer unerschöpflichen Quell von Schönheit und Poesie ausweist und verherrlicht, ist in dem vorherrschend dunkeln Bilde des modernen Fortschritts gewiß nicht nur eine liebenswürdige, sondern auch eine bedeutende Erscheinung. Je frecher der Unglaube das Monopol der Kunst wie der Wissenschaft für sich

beansprucht und das Christenthum als Todfeind Beider verlästert, desto mehr Aufmerksamkeit verdienen die Dichtungen dieses freien amerikanischen Republikaners, der, weil er frei ist, dem Moloch des Unglaubens nicht huldigt, der, weil er wahrhaft aufgeklärt ist, sein Auge dem Lichte des Christenthums zu öffnen wagt, und der, weil er den wahren Fortschritt anstrebt, unverkennbar Christus und seiner Kirche sich nähert.

---

1. Das amerikanische Geistesleben und seine Hauptströmungen vor Longfellow.

Wie bis zum großen Jahre 1776 die älteren Staaten des heutigen Nordamerika nur englische Kolonien waren, so war auch ihre Literatur nur ein geringes Anhängsel der englischen. Wohl werden lange Listen von Dichtern und Dichterinnen aufgeführt, welche die Kolonialzeit mit ihren Gesängen belebt und verschönert haben sollen: unter ihnen Roger Williams, der Gründer von Rhode-Island, der grausame Hexenverfolger Cotton Mather von Salem (ein merkwürdiges Gegenbild zu Friedrich von Spee), der Gouverneur Bradford, und vor Allem Anna Bradstreet, deren Gedichte zuerst 1640 zu Boston erschienen, von Cotton Mather als „eine angenehme Unterhaltung für die Geistreichen" empfohlen wurden und unter dem Titel: „Die zehnte Muse, welche vor Kurzem in Amerika erstanden", schon 1650 nach Europa gelangten. Allein keine dieser Dichtergrößen übte einen literaturbegründenden Einfluß, keines ihrer Werke drang tief in's Volk, die gereimte Psalmenübersetzung Dunsters abgerechnet, welche in 90 Jahren (von 1640—1730) 21 Auflagen erlebte, und im Verein mit andern Psalmenübersetzungen und europäischen Liederbüchern eine ebenso trostlose als weitverbreitete Kirchengesangs-Didaktik begründete.

Erst als der Schlachtruf des Befreiungskrieges die kunstfeindliche Herrschaft des Puritanismus in ihren Vesten erschütterte, als reichbekränzte Freiheitsbäume neben den schmucklosen Gebetshäusern aus der Erde schossen, Freiheitshelden aller Nationen sich um das Banner der neuen Republik schaarten und eine wilde Gährung alle socialen Elemente Nordamerika's durcheinander wühlte, gerieth auch die amerikanische Poesie in mächtigen, selbständigen Fluß. Kraftvolle Schlachtgesänge und frische Volkslieder entströmten in zahlloser Fülle dem wogenden Quell nationaler Begeisterung. Wilde Dithyramben, kecke Spottlieder, sogar lange satirische Epen und Dramen verfolgten als Hilfstruppen des Befreiungsheeres die tief gehaßten Unterdrücker. Der „Triumph der amerikanischen Freiheit" und der „Zusammensturz der britischen Tyrannei" wurden auf die Bühne gebracht,

die „Schlacht bei Bunkerhill“ mit glühenden Republikanerreden, Siegesjubel und Heldentod aber- und abermal auf den Brettern geschlagen. Der Humorist Trambull verewigte, von den zündenden Eindrücken der Wirklichkeit angeregt, den Wirrwarr des Kriegsgetümmels, wie das Getriebe der Clubs und die Narrheiten damaliger Dorfpolitik in seinem komischen Epos Mc. Fingal. Joel Barlow, einer der wildesten Liederdichter, verwandelte das God save the King (Gott erhalte den König) in das God save the guillotine (Gott erhalte die Guillotine) und verherrlichte in einem langathmigen Epos, der „Columbiade“, nicht nur die echt vaterländischen Züge des Befreiungskriegs, Washington und seine wackere Tafelrunde, sondern in noch glühenderen Farben den wirren Traum der damaligen Freimaurerei von einer auf den Trümmern des Priesterthums und des Königthums emporblühenden Universal-Republik der Zukunft.

Indessen machte sich die nationale Bewegung nicht nur in patriotischen Gesängen und Dichtungen Luft, sie fuhr gleichzeitig wie ein schöpferischer Lichtstrahl über die reichen poetischen Stoffe der neuen Welt, die bisher unter den kleinlichen und prosaischen Verhältnissen der Kolonialepoche in dunklem Schatten gelegen hatten. Der Urwald, die Prairie, die Indianersage, der Kampf der ersten Ansiedler mit der Natur, die Leiden der „Pilgerväter“, das wilde Ringen der Freiheitsidee mit den alten Formen und Zuständen, der mit tausend Gefahren verknüpfte See- und Landhandel, die Abenteuer der Seeräuber, die idyllischen Reize protestantischer Pfarrwohnungen und stiller Farmhäuser, das rasche Emporblühen eines neuen Kulturlebens auf der üppig treibenden Asche des Urwaldes, der Ocean mit seiner Herrlichkeit, die Schifffahrt, welche neben Verbannten, Geächteten und Abenteurern aller Länder fortwährend Schätze alter Erinnerung, alter Liebe und alten Hasses aus Europa herüberbrachte und mit den Elementen neuer Zustände mischte — diese ganze bunte, poetische Welt trat unter der Aufregung der Freiheitskriege gleichsam wie eine neue Entdeckung vor die junge Nation. Als ihr freies, selbständiges Eigenthum sprach das Alles nun ganz anders zu ihren Herzen, als zur Zeit, da die neue Welt noch königlicher Patente der alten bedurfte. Das Bewußtsein der nationalen Selbständigkeit drängte nothwendig zum Verlangen einer eigenen Literatur; die meisten der genannten Stoffe wurden schon während der Befreiungsepoche von Dichtern aller Art in Angriff genommen, und als Abbé Raynal geringschätzig äußerte, Amerika habe bisher noch kein einziges Genie hervorgebracht, antwortete ihm Thomas

Jefferson sehr treffend: „Warten Sie nur ein wenig! Wenn wir so lange als Volk existirt haben wie die Griechen, bevor sie einen Homer, die Römer, bevor sie einen Virgil, die Engländer, bevor sie einen Shakespeare und Milton erzeugten, so wollen wir, falls dieser Vorwurf dann noch wahr sein sollte, nach den unfreundlichen Umständen forschen, die es verschuldeten, daß die Länder Europa's und der übrigen Erdtheile keinen unserer Namen in die Liste der Dichter eingetragen haben!"

Die Schwierigkeit, zu einer eigenen Nationalliteratur zu gelangen, lag jedoch nicht so sehr in der Kürze der eigenen nationalen Existenz, als vielmehr in den innigen Banden, welche die junge Nation noch mit dem alten Europa verknüpften. Die politischen Fesseln waren freilich gesprengt, aber damit waren die sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und socialen Fäden nicht abgeschnitten, welche die drei Millionen Republikaner von Nordamerika noch mit der europäischen Gesellschaft und insbesondere mit England verbanden.

Der gewaltige Hammer der Revolution hatte mittlerweile jenseits des Oceans Kirche, Staat, Schule, Wissenschaft, das alte heilige Reich deutscher Nation, ja das ganze alte Europa zertrümmert. Von all' den zerrissenen Organismen trieb der Sturm vereinzelte Bruchstücke, Blätter, Wurzeln, Samenkörner hin über das Weltmeer; in tausend zersplitterten Fragmenten zogen die europäische Civilisation und Corruption hinüber in die junge Republik, um mit den schon vorhandenen Ansiedlern und Secten aller Art den buntesten Weltjahrmarkt, das wunderlichste Babel zu gestalten, das die Welt seit den Tagen des alten Römerreichs geschaut hatte. Was man Staat nannte, war durchaus keine einheitliche, starke, aus altem Stamme hervorgewachsene Autorität, welche in vielgegliederter Verästung die tausenderlei Atome mit einem neuen Lebenshauch hätte beseelen können; es war ein neuer, durch plötzliche Umwälzung entstandener Organismus, der allen einzelnen Elementen den freiesten Spielraum gewährte, sich zu Vereinen aller Art, Secten, Religionen, Kirchen, Gemeinden, Städten und neuen Staaten zu gruppiren. Freiheit und Sklaverei, Ehrgeiz und Friedensliebe, liebesselige Toleranz und wüthende Propaganda, Nichtinterventionspolitik und rastloser Eroberungsgeist wogten in dem gährenden Chaos wild durcheinander. Was das Ganze zusammenhielt, war einerseits eine unbegrenzte Liebe zur Freiheit, andererseits das noch nicht erloschene Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, welches die Einzelnen aus der zersplitterten europäischen Völkerfamilie in Sitte, Sprache, Recht, Wissen und Religion mit herüber gebracht hatten und welches

nun naturgemäß als Grundlage diente, um aus den Trümmern der alten europäischen Bildung eine neue Civilisation, eine neue Welt zu bilden.

Unfertig, erst im Werden begriffen, wie diese neue Welt, war natürlich auch ihr geistiges Leben. Die besten Kräfte wurden von dem riesigen Werke einer materiellen Civilisationsaufgabe in Anspruch genommen, das einen ganzen Kontinent von einem Ocean zum andern, von der niedrigen Stufe indianischen Jäger- und Fischerlebens zur Höhe europäischer Kultur emporheben sollte. So verschieden waren Sitte, Recht, Sprache, Wissen und Religion, daß weder die erste noch die zweite Generation zu einem einheitlichen Geistesleben verschmelzen konnten. Tag für Tag schwemmte neue Elemente heran und unterbrach den ohnehin schon langsamen Assimilationsproceß, in welchem das angelsächsische Element in Sprache und Sitte, das abgeschwächte puritanische Element in religiöser Hinsicht zwar als vorwaltendes, aber nicht als herrschendes hervortrat. So lebhaft auch die damalige Freimaurerei daran arbeitete, das junge Volk von nationalen und individuellen Besonderheiten loszuschälen und den geträumten Triumph „reiner Vernunft“ und „allgemeiner Menschenliebe“ entgegenzuführen, so war und blieb der Kern der neuen Nation in seiner weit überwiegenden Mehrheit englisch. Obwohl ihres königlichen Hauptes beraubt, lebte die Hochkirche als ansehnlicher Rumpf fort, und Amerikaner zogen gleich nach dem Befreiungskriege nach England, um sich dort die bischöfliche Ordination zu holen. Puritaner, Presbyterianer, Methodisten, Quäker, kurz alle herrschenden Secten hatten in England ihre Heimath, ihre Väter, ihre Freunde und Brüder. Die Bibel, das allverehrte Hausbuch der Familie, war englisch geschrieben und verknüpfte das gesammte Familienleben mit englischen Sitten und Überlieferungen. Harvard-College und Yale-College, die zwei bedeutendsten Bildungsstätten der Union, waren in Sprache und Einrichtung englische Universitäten unter amerikanischem Himmel. Die ersten Vorbilder, aus denen der amerikanische Jüngling seinen Stil und seine Sprache schöpfte, waren englische Prosaiker und Dichter. Man konnte kein gebildeter Amerikaner werden, ohne mit der englischen Sprache zugleich die Kultur und den Geist des alten Heimathlandes in vollen Strömen in sich aufzunehmen.

Die Literatur Nordamerika's blieb daher in Abhängigkeit von den noch unerreichten englischen Vorbildern. Durch sein treffliches Schulwesen, seine ununterbrochene wissenschaftliche Tradition, seine noch immer rüstig fortschreitende Kunstentwicklung und seine ausgebildete Kritik war England der

jungen Nation um Jahrhunderte ruhiger Geistesarbeit voraus, und somit der naturgemäße Kunstrichter ihrer Literatur und ihr Vermittler mit den Schätzen europäischer Bildung.

Diese geistige Abhängigkeit und geschichtliche Zugehörigkeit war indeß für den amerikanischen Genius nicht nur keine hemmende Fessel, sondern wie es mit naturgemäßen Abhängigkeitsverhältnissen meistens der Fall zu sein pflegt, eine mächtige, jeden wahren Fortschritt fördernde Schwinge. War doch die englische Sprache selbst der Hauptschlüssel des Weltverkehrs, die neue Weltsprache, welche Amerika sowohl mit den britischen Inseln als mit den britischen Kolonien heimathlich verknüpfte. Den Wortschatz der germanischen und romanischen Sprachen in glücklicher Mischung vereinigend, einfach und gelenkig, kraftvoll und reich, eigenartig und doch überaus anpassungsfähig, hatte das Englische schon im 16. und 17. Jahrhundert eine solche Ausbildung und Vollendung gewonnen, daß die Schriftsteller jener Zeit theilweise, ihre Nachfolger meist vollständig ein lebendiges Gemeingut der Nation bleiben konnten. Und welche Schätze von Poesie schloß diese Literatur ein! Und mit welch' reichhaltiger, anziehender, großartiger Geschichte hing diese Literatur hinwieder zusammen! „Man sieht aber auch, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine solche Erbschaft zu Theil wird. Unsere deutsche Geschichte in fünf Bänden ist dagegen eine wahre Armuth!“ So meinte Göthe, als er in seinen alten Tagen die Romane Walter Scotts las. Er hat hierin der deutschen Geschichte ganz gewiß Unrecht gethan und nicht genug bedacht, daß es der poesiearme Protestantismus war, der mit der religiösen und politischen Einheit des alten Deutschland den Garten seiner Poesie zerstörte, den Zusammenhang mit der großen, poetischen Vergangenheit lähmend unterbrach und deren Verständniß fast gänzlich verschloß. Aber ebenso gewiß ist auch, daß die englische Literatur ihre naturgemäße Entwicklung zumeist dem Umstande dankt, daß ungeachtet der Glaubensänderung die geschichtliche und nationale Verbindung mit dem katholischen Mittelalter in Staat und Familie, Sitte und Brauch, Recht und Verfassung, Anschauungsweise, Kunst und Sprache großentheils erhalten blieb. Diese Verbindung erschloß dem Genius Walter Scotts die tiefsten Schachte vaterländischer Poesie und ließ ihn in allen Kreisen der drei Königreiche begeisterte Leser finden. Sie weckte Moore's irische Harfe und verschaffte der Klage Erins Liebe und Theilnahme bei seinem protestantischen Unterdrücker. Hier wurzelten Coleridge's naturwüchsige Balladen und Wordsworth's feine Kunstpoesie. Southey verliebte sich so

in die Glückseligkeiten alter Zeit, daß Macaulay sich genöthigt sah, die moderne Industrie gegen seine zürnenden Rhapsodien in Schutz zu nehmen. Selbst Byron, der wilde, in sich zerrissene Sänger des modernen Weltgeists, konnte sich dem Zauber der angelsächsischen Familie und des christlichen Nationalgeistes nicht ganz entreißen, — wie riesiges Wetterleuchten zuckte der Widerschein Shakespeare's und katholischer Dichtung durch den wirren Traum seiner Phantasien — und auf der unsteten Flucht vor seinem bessern Ich verfolgen ihn überall die ehrwürdigen Erinnerungen von Newstead-Abbey.

Wie ein trautes, heimisches Lied drangen die Werke dieser Dichter nach Amerika und lenkten Herz und Blick zurück zu dem poetischen Herd der alten Heimath. Sie bezeugten, daß das heilige Feuer dort noch nicht erloschen, daß die Kraft des angelsächsischen Genius noch nicht versiegt, der Reichthum seiner Sprache noch nicht erschöpft sei. Sie gemahnten aber auch den Amerikaner, seine Nationalpoesie auf dem Boden seiner eigenen geschichtlichen Vergangenheit zu bauen. Sie zeigten ihm Formen, Farben und Mittel, um die poetischen Schätze der neuen Welt zu englischen und doch wieder ächt amerikanischen Kunstwerken zu gestalten. Sie forderten nicht so sehr zur Nachahmung auf, als zum schönen ehrenvollen Wettkampf.

Unter den kleinern poetischen Göttern fehlte es nun zwar nicht an solchen, die sich auf diesen edeln Wettkampf nicht einlassen wollten, sondern im blinden Freiheitseifer nach einer möglichst ur-amerikanischen Poesie herumtappten; aber gerade die größten Talente Amerika's erhoben sich über diesen mit Unfruchtbarkeit geschlagenen Dünkel und suchten die amerikanische Literatur im Anschluß an die englische weiter zu bilden. Bryant folgte den Formen und Ideen Miltons, Washington Irving schloß sich an Addison an, Fenimore Cooper an Walter Scott. Ohne zum Nachahmer herabzusinken, ward Cooper ein zweiter Walter Scott, in Stoff, Formen und Farben von diesem unterschieden. Washington Irving aber bestand den Wettkampf so glänzend, daß Byron ihn als den feinsten englischen Prosaiker seiner Zeit ansah.

Das Hauptverdienst, die amerikanische Literatur auf diese naturgemäße Bahn gebracht zu haben, gebührt diesem Schriftsteller, der es nicht scheute, selbst längere Zeit völlig zum Engländer zu werden, um sich eine vollendete Herrschaft über die Sprache seiner älteren Heimath zu erwerben. Er führte Bryants Werke in England ein und eröffnete als Freund Walter Scotts den unabsehbaren Zug amerikanischer Wanderer, die nach seinem

Beispiel in England die Quelle angelsächsischer Bildung persönlich aufsuchten und studirten.

Diesem großen Verdienst, die englische Sprache in ihrer ganzen Reinheit und Fülle für Amerika erobert zu haben, gesellte Washington Irving das zweite hinzu, die amerikanische Literatur, dem kosmopolitischen Charakter der Nation entsprechend, auch mit andern Quellen europäischer Bildung in Berührung zu setzen. So romanhaft seine Geschichte des Columbus und der Eroberung von Granada auch sind, sie halfen, ähnlich wie Walter Scotts Romane in England, jenen undurchdringlichen Wall niederzureißen, durch den der Puritanismus sich gegen alle Erinnerungen des Katholicismus, gegen alle Spuren katholischer Nationen, gegen jede Berührung mit dem „Götzendienst" des Mittelalters abzusperren suchte. Er erweckte freilich keine Lust und Liebe zum Katholicismus, aber er erregte Neugier und das Verlangen, den romantischen Zauber des schönen Südens, seine Geschichte und Poesie, seinen Geist und seine Kunst näher kennen zu lernen. Die Wunder der Alhambra wurden durch ihn gleichsam Wegweiser zu den Kathedralen Spaniens und Italiens, Columbus ein Führer zurück in die alte Welt, zu Calderon und Lope, zu Dante und Petrarca, zu Camoens und den Provençalen. Der Pfad war geebnet; das amerikanische Ohr ward duldsam genug, um katholische Namen, Dichtungen, Ideen ohne Wuthanfälle anzuhören. Der Pilger konnte erscheinen, der von der katholischen Poesie all' jener Länder erzählen und dem Dichterfürsten Dante das amerikanische Bürgerrecht verleihen sollte — Heinrich Wadsworth Longfellow.

---

2. Jugendgedichte.

Maine, Longfellow's engere Heimath, wurde erst, als er ein Knabe von 13 Jahren war, zu einem selbständigen Staate; zur Zeit seiner Geburt (27. Februar 1807) gehörte sie noch zu Massachusetts, d. h. zu dem eigentlichen Vaterlande amerikanischer Unduldsamkeit. Mütterlicherseits stammt Henry Longfellow von einem der berühmten Pilgerväter ab, von John Aldon, welcher, der Pilgersage nach, als der erste aus der „Maiblume" an's Land gestiegen war; väterlicherseits von Wilhelm Longfellow, einem englischen Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Massachusetts übersiedelte. Der Vater unseres Dichters war Rechtsgelehrter und Congreßmitglied, wegen seiner tüchtigen Fachkenntnisse und seines unbescholtenen Charakters allgemein geachtet, als wackerer Rathgeber und feingebildeter Gesellschafter allgemein beliebt. Die Erziehung, welche er seinem Sohne angedeihen ließ, entsprach diesen Eigenschaften — sie war ernst und tief-religiös, aber nicht engherzig puritanisch, sondern darauf berechnet, den talentvollen jugendlichen Geist möglichst allseitig auszubilden. Sein Wunsch ging dahin, an dem Sohne einen Erben seiner öffentlichen Stellung heranzuziehen; Henry fand jedoch an der Jurisprudenz keinen Geschmack, sondern wandte sich, nachdem er dieselbe einige Zeit betrieben, vollständig dem Studium der Literatur zu, das schon während der Knabenjahre ihn mächtig angezogen hatte. Longfellow gehört nicht zu jenen, welche, gleich Taine, die gesammte Wissenschaft und Kunst auf lauter Kohlen- und Wassergehalt zurückzuführen wissen. „Die Literatur ist eher ein Bild der geistigen Welt, als der materiellen," sagt er in einer seiner Novellen, „oder nicht? — eher ein Bild des Innern, als des Aeußern. Berge, Seen und Flüsse sind schließlich nur ihre Scenerie und ihre Decorationen, nicht ihre Substanz und ihr Wesen. Niemand wird nothwendig ein großer Dichter werden, weil er neben einem großen Berg lebt. Und wenn er ein Dichter ist, so wird er nicht nothwendig bessere Gedichte machen, als ein Anderer, weil er näher am Niagara wohnt .... Im besten Fall kann Naturscenerie

nur dazu dienen, das Genie zu entwickeln.“ In dieser untergeordneten Weise mögen denn auch die bescheidenen Naturschönheiten von Maine, seine freundlichen Hügel und waldigen Berge, seine zahlreichen Seen und seine buchtenreiche Seeküste, die einsamen Farmhäuser und die Märkte, auf denen noch Indianer zu sehen waren, die gemüthliche, alte Stadt Portland mit ihrem lebhaften Handel, ihren schönen, von keinem Fabrikqualm geschwärzten Häusern und ihren schattigen Alleen, besonders aber das Vaterhaus am Meeresstrand und der brausende Vater Ocean an der Erziehung des phantasiereichen Knaben mitgewirkt haben. Fast alle diese Bilder, besonders aber das Meer, begegnen uns in seinen spätern Liedern, wie liebe, alte Bekannte aus froher Jugendzeit. Das Herdfeuer des stillen Familienkreises und der Strand des weltumspannenden Meeres, die ersten Scenerien seines reich sich entfaltenden Gemüthslebens, zogen als unvergeßliche Jugenderinnerungen mit ihm hinaus in’s Leben und gaben seiner Dichtung einen traulichen Vordergrund und eine weite, unermeßliche Perspective.

Seine Gymnasialbildung erhielt Longfellow im Bowdoin-College (New-Brunswick). Die Gedichte, welche er hier vor seinem 19. Jahre verfaßte und von denen manche damals in der United States Literary Gazette veröffentlicht, einige auch später in seine „Werke“ aufgenommen wurden, tragen durchweg einen munteren Charakter. Fröhlich schlägt sein jugendliches Herz dem Naturschönen entgegen; der Wald mit seinen Büschen und Blumen ist seine Bildergallerie, die Vöglein sind seine Genossen. Jubelnd heißt er den ersten Sonnenblick willkommen, der die Blumen weckt, den Baum belebt, die Vögel ruft, den Himmel so klar und wonnig aufthut. Glorreich wie der Einzug ist ihm auch der Auszug des Jahres in der Pracht duftender Früchte, purpurner Blätter und des farbenglühenden Himmels. Und saust der Wintersturm schrill über die schneeige Haide, da klingen und läuten die Ringe des muntern Schlittschuhläufers fröhlich den Fluß hinab zu dem alten, knorrigen Eichbaum, der, statt der Waldreben, jetzt blitzende Eiskrystalle trägt. Überall in der Natur findet er Stimmen, die zu ihm reden. Der See vertraut ihm an, was er von den Sternen vernommen, und die mächtigen Bäume flüstern ihm die alten Legenden weiter, die der Wind ihnen erzählt hat. Ein gewaltiger Rittersmann ist ihm die Sonne, der jeden Morgen in hochgethürmten Wolken Turnier hält, mit goldener Rüstung aus dem blutigen Felde aufblitzt, die feindlichen Heerhaufen flammend auseinandersprengt und die freudestrahlende Welt sich auf’s Neue erobert. Indem der

junge Sänger das schildert, was ihn in dem Bilderbuche Gottes so freudig anspricht, offenbart er seine eigene Herzensgüte und eine ebenso wahre, als edle und kräftige Empfindung. Auch zwei epische Gedichte enthält der kleine Kranz dieser Jugenderzeugnisse. Das eine, „Die Todtenfeier des Minnesink", ist eine Art Seitenstück zu Schillers Nadowessischer Todtenklage, ächt dichterisch aufgefaßt, aber noch jugendlich im Überwiegen des rein beschreibenden Elementes. Wilhelm von Humboldt, der an dem Schiller'schen Gedichte die Idealität vermißte, würde mit Longfellow's Auffassung wohl nicht unzufrieden gewesen sein. Das andere ist dem Andenken des polnischen Grafen Casimir Pulawski gewidmet, der im October 1779 bei der Belagerung von Savannah den Heldentod für die amerikanische Freiheit starb. Der junge Dichter nahm jedoch nicht dieses Ereigniß selbst zum Vorwurf, sondern singt ein „Lied der herrenhutischen Nonnen von Bethlehem bei der Weihe von Pulawski's Banner". Man glaubt sich in eine katholische Kirche versetzt: Kerzenschein strahlt vom Altar auf das blutigrothe Banner und die weißen Schleier, Weihrauch wallt durch das dämmernde Chor, und die Nonnen singen:

„Nimm das Banner! Und wenn wirr
Die Geschosse dich umblitzen,
Wahr' es treu, bis frei wir sind,
Wahr' es treu — Gott wird dich schützen!
Wenn die Prüfungsstunde schlägt,
Wenn die Kräfte dich verlassen,
Pferd und Mann zusammenbricht,
Wird sein Arm dich treu umfassen.

„Nimm das Banner! Wenn die Reih'n
Nächtlich schwanken über Leichen,
Wenn sich der Besiegte beugt,
Schone sein! Laß dich erweichen!
Bei Gelübd', Gebet, Altar
Fleh'n wir dich, bei Gottes Liebe,
Schone sein — wir lieben ihn,
Schone sein, als wär's dein Leben!"

Man vergleiche mit diesen Stimmungen des ebenso ernsten als lebensfrohen Jünglings einmal die Worte, welche um fast dieselbe Zeit der junge französische Dichter Alfred de Musset im Alter von 17 Jahren schrieb: „Ich langweile mich und bin traurig . . . Mir fehlt sogar der Muth, zu arbeiten. Was soll ich auch anfangen? . . . . Ich bin nicht verliebt, ich thue nichts, mich hält hier nichts fest, ich würde mein ganzes Leben für zwei Pfennige verkaufen, wenn man nicht sterben müßte, um

dieses Leben zu verlassen . . . Wenn ich in diesem Augenblick in Paris wäre, so würde ich das, was mir an innig ernsten, anständigen Regungen noch verblieben ist, durch Punsch und Bier auslöschen. Das würde mir eine Erleichterung sein." Der Gegensatz der beiden Jünglinge beleuchtet nicht nur die ungeheure Kluft zwischen angelsächsischer Familienerziehung und französischer Modebildung, sondern auch die mächtige Kraft, welche den jungen, tieffühlenden Amerikaner mitten in der Blüthezeit des Weltschmerzes unversehrt über die trüben Wogen emportrug: eine tiefe, ächt-christliche Religiosität.

Nachdem Longfellow 1826 das genannte Bowdoin-College verlassen, bereiste er — ein Jüngling von 19 Jahren — Europa, und studirte eine Zeit lang in Göttingen, hauptsächlich moderne Sprachen und Literatur. 1829 in die Heimath zurückgekehrt, ward er Professor der neueren Sprachen an demselben Colleg, an welchem er seine Erziehung genossen, und blieb in dieser Stellung, bis ihn 1835 ein höchst ehrenvoller Ruf an die älteste und gefeiertste Hochschule Nordamerika's, das Harvard-Colleg in Cambridge bei Boston, zu Theil ward, um daselbst an Ticknors Stelle moderne Literatur zu dociren. Er besuchte inzwischen abermals Europa und hielt sich nicht nur längere Zeit in der Schweiz und in Deutschland auf, sondern auch in Schweden und Dänemark, um sich die Kenntniß der nordischen Sprachen anzueignen. Während dieses europäischen Aufenthaltes traf der erste harte Schlag sein bisher glückliches Leben. Kaum 28 Jahre alt, verlor er durch den Tod seine noch jugendliche Gattin, welche er nicht nur zärtlich liebte, sondern auch wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit wie einen Schutzengel seines Lebenspfades verehrte. Dem gerechten Schmerz über diesen Verlust entströmte mehr als eines seiner schönsten lyrischen Gedichte, darunter das folgende:

Fußstapfen von Engeln.

Wenn gezählt des Tages Stunden,
Wenn das Herz vom Ruf der Nacht
Seines Schlummers Haft entwunden,
Still zu heil'ger Lust erwacht,

Eh' die Abendkerzen glühen
Und vom neckischen Herdesglanz
Grimm und groß Gespenster ziehen
An den Wänden hin im Tanz;

Treten der Verstorb'nen Schatten
Durch die off'ne Thür' herein,

Sie, die einst so lieb mich hatten,
Einmal noch bei mir zu sein:

Er, der kühn im Jugenddrange
Aus dem Kampfe Hoffnung trank,
Mitten dann im Siegesgange
Todesmüde niedersank;

Sie, die Leid- und Kreuzbewährten,
Die der Tod, die bleiche Hand
Fromm gefaltet, gleich Verklärten,
Stark in ihrer Schwäche fand;

Und das liebe, holde Wesen,
Das in frohem Jugendtraum
Mir zur Braut einst auserlesen,
Engel nun im Himmelsraum.

Sanften, unhörbaren Schrittes
Schwebt sie her im Lichtgewand
An den Platz zu meiner Seite,
Reicht mir ihre traute Hand, — —

Und da sitzt sie, schaut in's Aug' mir,
Mit den Augen tief und mild,
Wie die Sterne, wie die Heil'gen
Niederschau'n vom Lichtgefild.

Lautlos, doch wohl zu verstehen
Ist der Sel'gen stumm' Gebet;
Vorwurf, endigend in Segen,
Ihrem Engelsmund entweht.

O wie schwinden Furcht und Schmerzen,
Ist mein Herz auch noch so schwer,
Wenn ich denke: Solche Herzen
Lebten, und sie sind nicht mehr.

Die nächste Frucht des doppelten Aufenthaltes in Europa waren indeß nicht eigene Gedichte, sondern eine kleine Abhandlung über spanische Poesie, die poetische Reisebeschreibung Outre-Mer und ein Roman mit dem Titel „Hyperion". Auf die erstere einzugehen, würde zu weit führen; doch müssen wir wenigstens anmerken, daß dieser erste Griff des jungen Dichters in literaturgeschichtlicher Hinsicht, wie für seine eigene poetische Entwicklung, eine entscheidende That war. Er setzte sich nicht nur, wie Washington Irving, über die äußern Bollwerke des protestantischen Vorurtheils hinweg, sondern vertiefte sich in die Poesie des katholischen Spanien, wie wenn sich das von selbst verstände. Irvings Alhambra, Maurenfürsten und schöne Sultaninnen ließ er links liegen und schloß Freundschaft mit den wackern altspanischen Dichtern, welche

einst die Freiheit ihres Landes und ihres Glaubens so tapfer wider den mohammedanischen Eroberer vertheidigt und die leuchtenden Ideale ihres Herzens, Gott, Christus, Glauben, Vaterland, Freiheit und Liebe in den herrlichsten castilianischen Liedern besungen hatten. In Spanien selbst war damals das Bewußtsein jenes Liederschatzes durch die Arbeiten Böhls neu aufgelebt; in England hatte ihn Lockhart (Walter Scotts Schwiegersohn), in Deutschland Dietz, Julius, Böhl u. A. der Vergessenheit entrissen. Longfellow führte einen ihrer besten Repräsentanten, Jorge Manrique († 1479), in die amerikanische Literatur ein. Sehr charakteristisch für ihn ist es, daß er auch bei diesem äußerst fruchtbaren Dichter die ganze Minnetändelei bei Seite ließ, um seine Landsleute mit einer Dichtung zu beschenken, in welcher der eigentliche Kerngedanke des spanischen Ritterthums, der christliche Glaubensmuth, so schön und kräftig hervortritt, wie in Dürers Ritter, Tod und Teufel. Es ist ein Trauergesang Manrique's auf seinen Vater. Da uns das Gedicht in der Ursprache nicht vorliegt, wollen wir einige Strophen, wenigstens dem Sinn nach, möglichst treu nach Longfellow übertragen. Manrique hat die Herrlichkeit des castilischen Königshofes unter Johann II. und die Ruhmesthaten seines Vaters Rodrigo in den glänzendsten Farben geschildert. Nun kommt der Tod:

„Nachdem so oft, für Wohl und Weh,
Sein Leben er auf's Spiel gesetzt
Zum letzten Wurf,
Nachdem Castiliens Banner er
Im Dienst des königlichen Herrn
So treu gefolgt,

Und so viel Herrliches vollbracht,
Daß keine Chronik und kein Lied
Die Thaten zählt:
Da, auf Ocuña's Felsenschloß
Klopft plötzlich am Portal der Tod,
Und tritt herein,

Und sagt: ‚Herr Ritter, seid bereit,
Zu lassen Sorg' und Müh' der Welt
Mit frohem Aug'.
Laßt waffnen euer ehern' Herz
Sich heute festlich zum Duell,
Zum letzten Streit.

‚Ihr waret so verschwenderisch
Im Feldstreit einst mit Gut und Blut
Für ird'schen Ruhm.

So stählt noch einmal euer Herz.
Denn auf der letzten Wahlstatt laut
Euer Name schallt.

‚Glaubt nicht, der Streit, der jetzt euch naht,
Sei allzu furchtbar. Muthig schaut
Dem Feind' in's Aug'.
Nicht gräme d'rob sich euer Geist,
Zu scheiden von der Ruhmesbahn
Auf Erden hier.

‚Ein Leben hohen Rufs und Werths
Hat hier auf Erden nicht Bestand,
Ist eitler Schall,
Und übertrifft an Ruhm doch weit
Ein weichlich' Sinnenleben, das
Zur Schande führt.

‚Das ew'ge Leben jenseits dort
Kauft euch kein Reichthum, noch so groß,
Kein Rittergut.
Der Liebeständler, und ein Herz,
Von Schuld verdorben, erbet nicht
Die Himmelslust.

‚Der wack're Mönch in enger Zell'
Erwirbt sie sich mit Chorgesang,
Buß' und Gebet;
Und so der Ritter, dessen Arm
Im Kampfe mit der Heidenschaft
Das Banner führt.

‚Ihr, wack'rer Ritter, dessen Hand
So viel des Heidenbluts vergoß
Weit durch das Land,
Im Himmel endlich sollt' empfah'n
Den Lohn ihr eurer Tapferkeit
Und Ritterschaft.

‚Gestärkt durch solches Unterpfand,
Kühn in dem Glauben, den ihr ganz
Und rein bekennt,
Fahrt hin! Fest eure Hoffnung steht;
Das Dritte — bess'res Leben dort,
Ist euch gewiß!'

‚O Tod! Kein Zögern, Zaudern mehr,
Es sehnt mein Geist sich, zu entflieh'n
Und auszuruh'n.
Des Himmels Will' soll meiner sein,
Ich beug' mich dem Befehl des Herrn
Und Gottes Ruf.

„Ich bin bereit. Es kennt mein Herz
Nicht Widerspruch, Gehorsam nur;
Es seufzet nicht.
Wie eitel wär' es, wollt' ich hier
Verweilen, während Gott gebeut,
Daß ich soll geh'n!

‚O Du, der Du für uns're Schuld
Mensch wurdest, weiltest unter uns
Auf Erden hier,
Und deine Gottheit hast vermählt
Der armen, menschlichen Natur
In Kindsgestalt,

‚Und also wolltest leiden hier
Furcht, bitt're Qual und Todesnoth
So voll Geduld:
Durch deine Gnade, Heiland, nur,
Nicht auf mein eigenes Verdienst,
Erbarm' dich mein!' —

So betete im Tod der Held.
Kein Schatten trübte, kein Gewölk
Den edlen Geist.
Und von den Seinen rings umknieet,
Von treuer Liebe Aug' bewacht,
So sanft und mild

Gab seine Seel' er Dem zurück,
Der sie ihm gab. Gott führ' ihn ein
Zur ew'gen Ruh'!
Ist seines Lebens Sonn' entfloh'n,
Ihr Licht strahlt fort noch unter uns
Hell, segensvoll."

Durch Longfellow's Uebersetzung hat diese fromme katholische Elegie des spanischen Troubadours das seltene Glück gehabt, im lichthellen 19. Jahrhundert nicht nur im protestantischen England und Amerika, sondern auch in Indien und Australien herumzukommen, soweit die englische Zunge reicht, — als ein merkwürdiges Document gegen die Verleumdungen, welche der Protestantismus dem katholischen Erlösungsglauben angehängt, als ein fruchtbares Samenkorn wahrer religiöser Poesie zunächst für Longfellow, dann für den weiten Leserkreis, in welchen er eindrang.

---

3. Pilgerfahrten durch Frankreich, Spanien und Italien.

„Horchet auf, ihr wackern Herren, und ihr Alle, die ihr hier drinnen beisammen seid. Ich bin ein Pilgersmann, den die Nacht überrascht hat, und ich suche ein Obdach, bis der Sturm vorüber ist, und einen Sitz am Kamine in dieser ehrenwerthen Gesellschaft. Als Fremdling habe ich ein Anrecht auf diese leicht zu gewährende Gunst, und zum Danke für den gastlichen Willkomm will ich euch Geschichten von den Ländern erzählen, durch welche mich meine Pilgerschaft geführt hat.

„Es ist das ein Brauch aus guter, alter Zeit. In den Tagen des Ritterthums und des Minnesangs bewillkommte jeder tapfere Edelmann, der einsam auf seiner Burg saß, den Fremdling in seiner Halle, und lauschte mit Wonne den Geschichten des Pilgers und den Liedern des Troubadours. Beide, Pilger und Troubadour, hatten ihre wunderbaren Mären aus fernem Land, von dem Zauber orientalischer Phantastik umwoben. Ihr Gruß war:

‚Ihr Herren, lauschet auf meinen Bericht:
Denn froher singet die Nachtigall nicht.‘

„Die zarte Blüthenfülle des Morgenlandes ergoß sich über die Lieder des Barden, und die wildromantischen Geschichten aus so entlegenen Ländern, daß sie fast für ein Märchenland gelten mochten, entsprachen trefflich der kindischen Leichtgläubigkeit eines Zeitalters, in welchem die Welt, die wir nun die Alte nennen, noch in ihrer Kindheit war. Diese Zeiten sind vorüber; die Welt ist gescheidter und weniger gläubig geworden; und die Geschichten, welche damals entzückten, bringen kein Entzücken mehr hervor. Aber seine Natur hat der Mensch nicht abgelegt; er besitzt noch dieselbe Neugierde, dieselbe Liebe zum Unbekannten, dieselbe Neigung zu romantischen Geschichten und Erzählungen am Feuerherd, dasselbe Verlangen, sich den Regentag und den langen Winterabend mit den märchenhaften Gestalten dichterischer Einbildung zu kürzen.

„Le Pays d'Outre-Mer oder das ‚Land jenseits der See‘ ist ein Name, mit welchem die Pilgersleute und Kreuzfahrer von ehedem das heilige Land zu bezeichnen pflegten. Auch ich bin in gewissem Sinn ein Pilger nach dem ‚Lande jenseits der See‘ gewesen; denn für meine jugendliche Einbildungskraft war die Alte Welt eine Art von heiligem Land, weit hinausliegend über die blauen Grenzen des Oceans; und als ihre Gestade mir zum ersten Mal in Sicht kamen und langsam aus dem dunstigen Luftkreis des Meeres hervortraten, da schwoll mein Herz von den tiefen Gefühlen des Pilgers, wenn er von ferne den Thurm erblickt, der über dem Altare seiner Andacht emporragt.

„Auf dieser meiner Pilgerschaft bin ich durch mancherlei Länder und Reiche gekommen und habe dort viele wunderbare Orte erforscht. Ich habe Frankreich von der Normandie bis gen Navarra durchwandert, hab' mein Pfeiflein in einer flämischen Pinte geraucht, hab' Holland auf einem Treckschuit durchschwommen, hab' meine mitternächtliche Ampel an einer deutschen Universität geputzt, bin träumend unter den classischen Scenen Italiens umhergegangen, hab' an den blauen Ufern des Guadalquivir der fröhlichen Guitarre und den lustigen Castagnetten gelauscht. Die Erinnerung vieler der Scenen, an denen ich vorübergeeilt, lebt noch frisch in meinem Geiste, während die Erinnerung an andere rasch dahinwelkt oder schon für immer erloschen ist. Aber jetzt will ich die allzu geschäftige Hand der Zeit zum Stehen bringen, und die Schatten der Vergangenheit zurückrufen. Alte und hochweise Leute mögen mich vielleicht des Leichtsinns anklagen; aber ich sehe vor mir in dieser freundlichen Gesellschaft noch das strahlende Auge und das lauschende Ohr der Jugend, das in seiner Kritik nicht so streng ist und sich leichter befriedigen läßt."

Mit diesen Worten charakterisirt Longfellow die Reiseskizzen, welche er 1835 unter dem Titel Outre-Mer herausgab; sie bezogen sich auf seine erste Europafahrt, die er als Jüngling von neunzehn Jahren unternahm. Er betrat das europäische Festland früh im „laubigen Junimond" 1826 in Havre, reiste von dort mit der normännischen Post nach Rouen und Paris und brachte den Rest des Sommers in dem Dörfchen Auteuil am Bois de Boulogne zu. Im October machte er eine Fußreise nach Tours, dem „Garten von Frankreich", und kehrte für den Winter nach Paris zurück. Der größte Theil des Jahres 1827 wurde einer Reise nach Spanien gewidmet; die Frühlingsmonate brachte der Dichter in Madrid zu, einen Theil des Sommers in dem freundlichen Dörfchen El Pardillo an den Guadarrama-Bergen. Von Spanien nach Frankreich zurückgekehrt, schiffte er sich am 15. December 1827 in Marseille für Genua ein. Langsam zog er von dort nach Rom, wo er erst nach dem Carneval von 1828 eintraf. Die ersten Sommermonate verblieb er in der heiligen Stadt, den Hochsommer und Herbst verlebte er im Dörfchen La Riccia am Albanersee. Im Spätherbst endlich wendete er sich nach Deutschland und „begrub" sich dann — es ist dieß sein Ausdruck — für den Winter „in den gelehrten Schatten von Göttingen". Doch schon im Frühjahr 1829 erwachte neue Wanderlust in dem jugendlichen Herzen. Heldenbuch und Minnesänger, Reinecke Fuchs und Narrenschiff, Todtentänze und Armen-Seelenklage wurden bei Seite gelegt, und fort ging's über Frankfurt und Mainz an den schönen deutschen Rhein. „O, dieser edle Strom ist der Stolz des deutschen Herzens! Und mit Recht; denn

von allen Strömen dieser schönen Erde ist keiner so schön wie dieser. Es gibt kaum eine Meile seines ganzen Laufes, von seiner Wiege im Alpenschnee bis zu seinem Grabe im Sande von Holland, die sich nicht ihres besonderen Zaubers rühmte. Beim Himmel! Wenn ich ein Deutscher wäre, würde ich auch stolz darauf sein und auf die vollen Trauben, die um seine Tempel hangen, während er im Siegesmarsche durch Weinberge vorantaumelt, wie Bacchus bekränzt und trunken!" Dem Laufe dieses romantischen Stromes folgend, verlor sich die poetische Reise endlich im „Sande von Holland". Noch im selben Jahr tauchte der junge Pilger als Professor im Bowdoin-College auf und hatte nun reichliche Gelegenheit, die gesammelten Schätze von literarischen Studien und poetischen Eindrücken zu verwerthen. Die Reiseskizzen selbst schrieb er, wie die Einleitung besagt, erst einige Jahre später aus der Erinnerung nieder. „Meine Pilgerfahrt ist zu Ende," so heißt es am Schluß des Büchleins, „ich bin heimgekommen, um auszuruhen; und indem ich mich der Vergangenheit erinnerte, habe ich diese Sachen zusammengebracht und sie in das Buch geschrieben, wie sie mir eben in den Sinn kamen, meistens, wenn des Tages Last und Arbeit vorüber und die Welt rings um mich in Schlaf eingelullt war. Die Feder, mit der ich schreibe, ist höchst wahrscheinlich eine Feder, gestohlen aus dem schwarzen Fittig der Nacht. Jetzt eben, da ich diese Abschiedsworte niederschreibe, ist es lange nach Mitternacht."

Das Büchlein umfaßt nicht die ganze dreijährige Reise, sondern nur den Streifzug durch die drei bei den amerikanischen Protestanten sonst so verrufenen Länder des „Romanismus", Frankreich, Spanien und Italien. Auch diese fliegen nur in einigen leicht hingeworfenen und lose zusammenhängenden Skizzen an uns vorüber, gleich kleinen Studien aus einer Künstlermappe. Der Pilger nimmt sich nicht einmal die Mühe, immer den Faden des Tagebuchs durchschimmern zu lassen.

Von den Hauptstädten Paris, Madrid und Rom bekommen wir nur wenig zu sehen; mit um so mehr Liebe und Sorgfalt sind dagegen drei Dörfchen gezeichnet: Auteuil bei Paris, El Pardillo an den Guadarrama-Bergen, La Riccia am Albanersee. Das ist ganz charakteristisch. Was unseren Wanderer anzieht, ist die schöne Natur, die katholische Poesie und der katholische Volksgeist, der sich vom Mittelalter her in die Gegenwart vererbt hat und für das Studium der mittelalterlichen Literatur keinen unwichtigen Schlüssel bildet. All' das fand er auf dem Lande in ungleich höherem Maße, als in den bereits der Julirevolution

entgegengehenden Städten. Statt der frivolen Stadtluft von Paris, in welcher sich so manche Keime der sittlichen Verwesung ausbildeten, genoß er die stärkende Landluft von Auteuil, studirte neben altfranzösischer Dichtkunst das Landleben der katholischen Bauern, freute sich mit diesen an ländlichen Festen, erbaute sich an ihrem Gottesdienst, scheute es nicht, den letzten Augenblicken sterbender Katholiken beizuwohnen. In den Guadarrama-Bergen machte er täglich seinen Morgenspaziergang zu einem Feldkreuz, unterhielt sich mit seinen Büchern oder mit einfachen Landleuten, besuchte die katholische Katechese, zu deren Beginn die Kinder so lieblich sangen: Ave Regina coelorum, ave Domina angelorum, schloß Freundschaft mit den „großen Männern des Dorfes, dem Pfarrer (Padre Cura), dem Bürgermeister (Alcalde), dem Dorfarzt, dem Küster und dem Notar", und machte mit ihnen wohl einen Spazierritt in die Umgegend. Wie er hier spanische Poesie studirte, so las er italienische Dichter am Albanersee in der ländlichen Einsamkeit von La Riccia, erging sich im Parke der Chigi, besuchte die Kapuziner von Castel Gandolfo, genoß mit ihnen den herrlichen Sonnenuntergang und unterhielt sich mit ihnen über den Octavius des Minutius Felix. Mit offenem, edlem Herzen nahm er alles Schöne und Gute auf, was ihn aus dem katholischen Leben der Gegenwart ansprach. Er suchte es allerdings nicht wie einer, der nach der wahren Religion forscht, er vermag sich über manche Vorurtheile nicht hinwegzusetzen; aber er verschließt sich auch nicht gegen katholische Anschauungen, ist vielmehr gerecht und liebevoll. In der Katechese von El Pardillo will es ihm nicht behagen, daß man die Kinder mit metaphysischen Untersuchungen (d. h. mit den Glaubenssätzen von der heiligen Dreifaltigkeit und der Menschwerdung) plage, er fängt aber deßhalb mit dem Pfarrer durchaus keinen Disput an, sondern wendet sich andern Dingen zu, die ihm mehr als Lichtseiten erscheinen, z. B. der Marienverehrung oder dem Gebet: O Deus, ego amo te des hl. Franz Xaver, das er als „schönen Hymnus" in seine Mappe aufnimmt und herrlich übersetzt.

Nicht weniger anziehend, als diese drei Dorfbilder, ist die humoristische Schilderung eines normännischen Postwagens, die Skizze eines Ausfluges von Orléans nach Tours, die Reise durch die Mancha; stark protestantisch angeweht sind drei eingeschobene Novelletten: „Martin Frank oder der Mönch vom hl. Antonius" (nach einer derben mittelalterlichen Mönchshistorie), die „Feuertaufe" (die Hinrichtung des Hugenotten Dubourg) und „Der Notar von Perigueux". Obgleich der Dichter wohl nur

beabsichtigt, durch anders geartete Bilder Abwechslung in seine Skizzen zu bringen, zerstört er doch theilweise den gewinnenden Eindruck, den seine Schilderung katholischer Verhältnisse hervorbringen müßte. Dagegen erlangt die Sympathie mit dem Mittelalter wieder die Oberhand in zwei kleinen literarhistorischen Excursen über die „Troubadours“ und über die „altspanische Ballade“; und in einem dritten Excurs über „die religiöse Poesie Spaniens“ erhebt sich Longfellow sogar als beredter Anwalt zu Gunsten des verlästerten katholischen Volkes, seiner Poesie und seines Ordenslebens.

„Aber vielleicht der größte Zauber der religiösen Dichter Spaniens“, sagt er, nachdem er denselben Wärme der Phantasie, Tiefe der Empfindung, Kraft und Neuheit der Auffassung, Schönheit und Erhabenheit des Gedankens zugesprochen, „aber vielleicht der größte Zauber der religiösen Dichter Spaniens ist ihre Aufrichtigkeit. Die meisten von ihnen waren Geistliche — Männer, welche in nüchterner Wahrheit um der Hoffnungen und Verheißungen eines künftigen Lebens willen auf die Vortheile des gegenwärtigen verzichteten. Wir brauchen nicht anzunehmen, daß Alle, die sich weihen lassen, heilig sind, aber wir sollten noch weiter davon entfernt sein, zu glauben, daß Alle Heuchler sind. Es wäre sogar absurder, zu glauben, daß Keine in ihren Gelübden aufrichtig sind, als zu glauben, daß Alle es sind. Überdieß, mit was immer für Gesinnungen ein Mensch in den Ordensstand treten mag, es liegt etwas in der Zucht und den Entbehrungen desselben, was darauf hinzielt, den Geist von der Erde abzuziehen und ihn auf den Himmel zu richten. Zweifelsohne haben Manche nur scheinbar auf die Welt verzichtet aus Rücksicht auf weltlichen Vortheil, und Andere haben auf die Welt verzichtet, weil die Welt auf sie verzichtete. Die Erstern haben ihren weltlichen Ehrgeiz mit in's Kloster gebracht, die Letztern ihren düstern Menschenhaß; und doch — mögen auch Manche täglich das Kreuz geküßt haben und dabei in Bosheit ergraut sein, und gebeichtet haben, um desto lustiger drauf los zu sündigen — und doch wirkt die Einsamkeit Wunder im Herzen, und Manche, die aus weltlichen Beweggründen in's Kloster gehen, finden darin eine Schule, in welcher die Seele zu heiligeren Zwecken und Begierden erzogen werden mag. Nicht halb die Verderbniß und Heuchelei wohnt in den Klostermauern, welche darin zu bergen der Kirche zur Last gelegt wird. Eremiten können heilige Männer sein, wenn auch mitunter Schurken Eremiten gewesen sind. Waren sie Alle Heuchler, die einst ihren entblößten Leib der brennenden Sonne Syriens aussetzten? Waren sie es, die ohne Obdach in den Einöden von Engaddi umherirrten? Waren sie es, die unter den Palmbäumen am Rothen Meere wohnten? O nein! Sie waren unwissend, sie waren getäuscht, sie waren fanatisch; aber sie waren keine Heuchler! Während des Mittelalters war Sittenverderbniß in der Kirche, — elendes, schändliches Sittenverderbniß; und auch jetzt mag Heuchelei sich in erkünstelter Reue geißeln und der Ehrzeiz sein Gesicht unter einer Kapuze verstecken; aber deßhalb ist nicht Alles Verkommenheit, was eine Kapuze trägt. Manch' reine

Seele ist aus himmlischer Gesinnung und glühendem, wenn auch mißleitetem Eifer den Versuchungen der Welt entflohen, um in Einsamkeit und Selbstmittheilung inniger mit Gott zu wandeln. Und nicht umsonst. Sie haben den Frieden gefunden, den sie suchten. Sie haben wahrhaft gefühlt, was Manche zu fühlen behaupten, aber nicht fühlen — daß sie hienieden Fremdlinge und Pilger sind, Wanderer auf der Reise nach ihrer weitentlegenen Heimath. Von diesem Gefühl möchte ich sagen, daß es der religiösen Poesie Spaniens einen besondern Zauber verleiht. Man vergleiche ihren Geist mit dem Geist, den ihre Urheber im Leben zur Darstellung brachten. Sie sprechen davon, die Welt aufgegeben zu haben — und es ist keine poetische Hyperbel; sie sprechen von ihrem Verlangen, frei zu sein von der Gebrechlichkeit des Fleisches, um ihre Gemeinschaft mit dem Himmel zu beginnen — und wir fühlen, daß sie diese Lebensgemeinschaft schon begonnen hatten in einem Leben der Buße, der Betrachtung und des Gebets."

Wir brauchen den Leser nicht aufmerksam zu machen, daß in diesem bedeutsamen Zugeständniß der protestantische Standpunkt nicht völlig überwunden ist; aber wenn wir daran denken, daß die Puritaner von Massachusetts vor zwei Jahrhunderten noch die Katholiken unter Todesstrafe verbannten, so müssen wir uns gestehen, daß der Protestantismus in Amerika gewaltige Wandlungen erlebt hat. Eben so wenig läßt sich verkennen, daß die gläubige Poesie Spaniens in dem verwandten, christlichen Gemüthe Longfellows ein gewisses Heimweh erweckte, das zwar nicht zum Durchbruch gelangte, aber doch manche protestantische Vorurtheile bei Seite schob. Um von dieser Geistesrichtung, wie von der Art, wie Longfellow skizzirt, eine Probe zu geben, mag eine seiner Skizzen aus den Dorfbildern von Auteuil folgen. Er hat die Waldspaziergänge im Bois de Boulogne, die ländlichen Feste der Bauern, eine katholische Hochzeit und einen katholischen Leichenzug beschrieben; er führt uns nun an ein katholisches Krankenbett.

Jaqueline.

„Liebe Mutter, ist es nicht die Glocke, was ich höre?"

„Ja, Kind, die Glocke zum Morgengottesdienst. Es ist heute Sonntag."

„Ich hatt' es ganz vergessen. Aber für mich sind die Tage jetzt so ganz gleich — einer wie der andere. Horch! Da läutet es wieder — lauter — lauter. Mach doch das Fenster auf. Ich höre den Ton so gerne. Der Sonnenschein und die frische Morgenluft thun mir wohl. Und die Glocke — o Mutter! sie erinnert mich an die heiligen Sonntagmorgen an der Loire — so ruhig, so still, so schön! Gib mir jetzt mein Gebetbuch und zieh den Vorhang zurück, damit ich die grünen Bäume sehen kann, und den Kirchthurm. Ich fühle mich besser heute, liebe Mutter!"

Es war ein heller, wolkenloser Augustmorgen. Der Thau glitzerte an den Bäumen, und ein leiser Windhauch trug in Jaqueline's Krankenzimmer das Zwitschern der Vögel, das Rascheln des Laubes und das feierliche Geläute der Glocken. Aufrecht gebettet und in die Kissen gelehnt, schaute sie gedankenvoll auf die friedliche Scene draußen. Die Mutter gab ihr ein Gebetbuch und wandte sich dann um, eine Thräne zu verbergen, die sich über ihre Wange herabstahl.

Endlich hörte das Geläute auf. Jaqueline bekreuzte sich, küßte ein Perlencrucifix, das um ihren Nacken hing, und öffnete die Silberschlößchen ihres Gebetbuchs. Eine Zeitlang schien sie ganz in ihre Andacht versunken. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut war hörbar. In Zwischenräumen hörte man von fern die Stimme des Priesters und dann die verschwommenen Antwortverse der Gemeinde, die in undeutlichem Gemurmel verklangen. Bald drang der ergreifende Gesang des katholischen Gottesdienstes zum Ohr. Erst war er leise, feierlich und undeutlich; dann wurde er ernster und inniger, wie fürbittend und um Verzeihung der Sünden flehend; und dann erhob er sich lauter und lauter, voll, harmonisch, majestätisch, als ob er Preisgesang gen Himmel schwänge — und hörte plötzlich auf. Dann hörte man die sanften Töne der Orgel, — zitternd, ergreifend, höher und höher anschwellend, die ganze Luft erfüllend mit ihrer reichen, melodischen Musik. Wie herrliche Accorde! Wie edle Harmonien! Ein wie rührendes Pathos! Die Seele des kranken Mädchens schien sich in glühender Andacht zu entzünden und sich zum Himmel aufzuraffen in dem vollen, harmonischen Chor, wie er doppelt und dreifach anschwoll und emporrauschte zum vollen Jubel entzückter Andacht! Dann war Alles wieder still. Abermals traf dumpfer Glockenklang die Luft und verkündete das Emporheben der Hostie. Die Kranke schien ganz versunken in's Gebet. Ihr Buch war neben sie hingefallen — ihre Hände waren gefaltet — ihre Augen geschlossen — ihre Seele hatte sich in ihr innerstes Gemach zurückgezogen. Da erhob sich ein freudigeres Geläute der Glocken. Thränen quollen unter den geschlossenen, angeschwollenen Augenlidern hervor; ihre Wangen rötheten sich; sie öffnete ihre dunkeln Augen und hielt sie mit einem Ausdruck tiefer Anbetung und Reue auf ein Bild des Heilandes am Kreuze gerichtet, das zu den Füßen ihres Bettes hing, und ihre Lippen bewegten sich wieder im Gebete. Ihre Miene drückte die tiefste Ergebung aus. Sie schien nur um Eins zu bitten, im Frieden zu sterben und heimzueilen an das Herz ihres Erlösers.

Die Mutter kniete am Fenster, das Antlitz in den Falten des Vorhangs verbergend. Sie stand jetzt auf, ging an das Bett ihres Kindes, umschlang es mit ihren Armen und brach in Thränen aus.

„Meine liebe Mutter, ich werde nicht lange leben. Ich fühle es hier. Dieser schneidende Schmerz, — er packt mich bisweilen so, und ich kann — ich kann nicht mehr athmen."

„Mein Kind, es wird bald besser gehen."

„Ja, Mutter, es wird bald besser gehen. Thränen — und Schmerz — und Kummer — Alles wird vorüber sein. Die Gesänge der Anbetung und

Bitte, die ich eben hörte, — ich werde sie nie mehr wiederhören auf Erden. Am nächsten Sonntag, Mutter, kniee wieder an diesem Fenster nieder, wie heute. Ich werde nicht hier sein auf diesem Lager des Leidens und der Krankheit; aber wenn du das feierliche Lied der Anbetung hörst und die Bittgesänge, die den Geist zu Gott emporschwingen, dann glaube, Mutter, ich bin da, mit meiner lieben Schwester, die uns vorangegangen ist — knieend zu den Füßen unseres Heilandes und glücklich — o wie glücklich!"

Die betrübte Mutter gab keine Antwort, — ihr Herz war zu voll, um zu sprechen.

„Du erinnerst dich, Mutter, wie friedlich Amie starb. Sie war so jung und schön. Ich bete immer, daß ich so sterben möge, wie sie starb. Ich fürchte den Tod nicht mehr, wie ich ihn fürchtete, bevor sie von uns genommen wurde. Aber ach! dieser Schmerz — dieser grausame Schmerz! Es ist, als ob er meinen Geist vom Himmel zurückzöge. Wenn er mich verläßt, werde ich im Frieden sterben."

„Armes, armes Kind! Gottes heiliger Wille geschehe!"

Die Kranke versank in einen ruhigen Schlummer. Die Erregung war vorüber und die Natur suchte Erleichterung im Schlafe.

Die Personen, zwischen welchen diese Scene vorging, waren eine Wittwe und ihre kranke Tochter, aus der Nachbarschaft von Tours. Sie hatten die Ufer der Loire verlassen, um die geschickteren Aerzte der Hauptstadt zu berathen und waren an die maison de santé in Auteuil gewiesen worden, um der frischen Landluft zu genießen; aber Alles umsonst. Das Befinden der niemals klagenden Kranken verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und es wurde bald klar, daß die Schlußscene herannahte.

Jaqueline selbst schien sich dessen bewußt zu sein, und gegen Abend sprach sie den Wunsch aus, die letzten Sacramente der Kirche zu empfangen. Man schickte nach einem Priester, und bald verkündete das Klingeln eines Glöckleins auf der Straße sein Herannahen. Er trug in seiner Hand einen Silberkelch, welcher die consecrirte Hostie enthielt, und ein kleines Gefäß mit dem heiligen Krankenöl hing von seinem Nacken. Vor ihm ging ein Knabe mit einem Glöckchen, dessen Klang das Vorüberziehen dieser Symbole des katholischen Glaubens verkündigte. Hinter ihm bildeten einige wenige Dorfbewohner, brennende Wachskerzen in den Händen tragend, eine kurze, melancholische Procession. Sie traten in das Zimmer und der Schimmer der Kerzen mischte sich mit dem rothen Licht der untergehenden Sonne, welche ihren Scheidegruß durch das offene Fenster sandte. Das Ölgefäß und der Silberkelch wurden auf einen Tisch gestellt unter einem Crucifix, das von der Wand herabhing, und alle Anwesenden, den Priester ausgenommen, warfen sich auf die Kniee. Dann trat der Priester an das Bett des sterbenden Mädchens heran und sagte in langsamem, feierlichem Tone:

„Der König der Könige und der Herr der Herren hat deine Schwelle überschritten. Ist deine Seele bereit, ihn zu empfangen?"

„Ja, mein Vater."

„Hast du deine Sünden gebeichtet?"

„Hochwürdiger Vater, nein."

„Dann beichte, damit deine Sünden dir vergeben und dein Name aufgezeichnet werden möge im Buche des ewigen Lebens."

Und indem er sich umwandte zu der ihn rings umknieenden Menge, winkte er mit der Hand, daß sie sich zurückziehen solle, und er wurde allein gelassen mit dem kranken Mädchen. Er setzte sich neben ihr Kopfkissen, und das leise Geflüster der Beicht mischte sich mit dem Murmeln der Abendluft, welche die schweren Falten der Vorhänge hob und sich in die heilige Scene hereinstahl. Die arme Jaqueline hatte wenige Sünden zu beichten — einen oder zwei geheime Gedanken an die Freuden und Vergnügungen der Welt, — einen Wunsch, länger zu leben, den sie zwar nie geäußert hatte, der aber, in den Augen des sich selbst anklagenden Geistes, der weisen Vorsehung Gottes zu widerstreben schien — — das war Alles. Die Beichte eines sanften und demüthigen Herzens ist bald gemacht. Die Thüre wurde wieder geöffnet; die Begleiter traten wieder herein, knieten um das Bett, und der Priester fuhr fort:

„Und jetzt bereite dich, zerknirschten Herzens den Leib unseres hochheiligen Herrn und Erlösers zu empfangen. Glaubst du, daß unser Herr Jesus Christus empfangen ward vom heiligen Geiste und geboren aus Maria, der Jungfrau?"

„Ich glaube."

Und alle Anwesenden stimmten ein in die feierliche Antwort:

„Ich glaube."

„Glaubst du, daß der Vater Gott ist, und daß der Sohn Gott ist, und daß der heilige Geist Gott ist — drei Personen und ein Gott?"

„Ich glaube."

„Glaubst du, daß der Sohn zur rechten Hand Gottes sitzt, von wannen er kommen wird, zu richten über die Lebendigen und Todten?"

„Ich glaube."

„Glaubst du, daß dir durch die heiligen Sacramente der Kirche deine Sünden vergeben werden, und daß du so würdig wirst des ewigen Lebens?"

„Ich glaube."

„Verzeihst du von Herzen Allen, welche dich beleidigt haben in Gedanken, Worten oder Werken?"

„Ich verzeihe ihnen."

„Und bittest du Gott und deinen Nächsten um Verzeihung für alle Beleidigungen, welche du gegen sie begangen hast, sei es in Gedanken, Worten, oder Werken?"

„O ja!"

„Dann sprich mir nach die Worte: O Herr Jesus, ich bin nicht würdig, noch verdiene ich es, daß deine göttliche Majestät eingeht in diese arme Wohnung von Lehm; aber nach deinen heiligen Verheißungen laß mir meine Sünden verziehen sein und meine Seele weißgewaschen von aller Schuld."

Dann nahm er eine consecrirte Hostie aus dem Gefäß, legte sie zwischen die Lippen des sterbenden Mädchens, und während der Diener mit der Glocke klingelte, sprach er:

„Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam.“

Und die Umherknieenden schlugen an ihre Brust und antworteten in einem feierlichen Tone:

„Amen.“

Der Priester nahm dann ein kleines goldenes Stäbchen, tauchte es in das heilige Öl und salbte die Kranke auf Händen, Füßen und an der Brust in Kreuzesform. Nachdem diese Ceremonien vorüber waren, zogen sich der Priester und seine Begleiter zurück, und ließen die Mutter mit ihrem sterbenden Kinde allein, das, erschöpft von der vorangehenden Scene, in einen todesähnlichen Schlummer sank.

„Zwischen zwei Welten schwebt' ihr Leben, gleich einem Stern,
Zwischen Nacht und Morgen, am Rand' des Horizonts.“

Das lange Zwielicht des Sommerabends dämmerte herein; dichter wurden draußen die Schatten, und das Nachtlicht schimmerte schwach in dem Krankenzimmer; aber sie schlummerte noch. Sie lag da, die Hände auf der Brust gefaltet, — die bleiche Wange ruhte auf dem Kissen — und die blutlosen Lippen etwas geöffnet, aber still und regunslos wie Todesschlaf. Nicht ein Athemzug unterbrach das Schweigen ihres Schlummers. Nicht eine Regung des schweren, herabgesunkenen Augenlids, nicht ein Zittern der Lippen, nicht ein Schatten auf der marmorweißen Stirn deutete den Augenblick an, wo ihre Seele entschwebte. Sie ging hinüber in eine bessere Welt, als diese:

„Wo ew'ger Frühling blüht, und ew'ge Jugend;
Kein starrer Frost, noch Sonnengluth,
Kein Hunger und kein Altern weilet dort!“

Trotz der unverkennbaren Sympathie mit dem sacramentalen Leben der Kirche, welche sich in diesen und andern Schilderungen kundgibt, ist Longfellow zu sehr Protestant, um den Eindruck derselben ungetrübt und ungestört zu lassen. In wahrem salto mortale springt er von solchen Bildern zu andern über, welche entweder den Protestantismus mit unwahrem Heiligenschein zu umgeben suchen, oder den Katholicismus im Zerrbild erscheinen lassen. Daß hiebei Tendenz walte, ließe sich wohl kaum behaupten; Longfellow folgt, ohne zu philosophiren, dem wechselnden Eindruck, und findet, Alles in Allem, im Katholicismus weit mehr, was ihn anspricht, als anderswo, obwohl er das nicht rund ausspricht und noch weniger die Gründe hievon untersucht.

---

4. Hyperion. Ein deutsches Lehr- und Wanderjahr.

Wie schon erwähnt, verlor Longfellow in demselben Jahr, als seine Reiseskizzen zum erstenmal erschienen (1835), seine junge Gattin. Für sein edles Herz war dieser Todesfall ein gewaltiger Schlag, welcher tiefe Schatten über alle Erinnerungen der Vergangenheit warf, ihm alle Freuden der Gegenwart vergällte und die frohen Träume seiner Phantasie zerstörte.

Aus den Seelenstimmungen dieser Prüfungszeit und den Eindrücken einer Reise durch Deutschland und die Schweiz entstand der Roman Hyperion, welchen er im Jahr 1839 veröffentlichte, zugleich ein Künstlerroman und ein Reiseroman, im Grunde eine Fortsetzung von Outre-Mer, nur in novellistischem Gewande. Der Dichter begrüßt uns hier nicht als moderner Pilger und Troubadour mit seinem eigenen Namen, sondern erzählt uns seine weiteren Dichterstudien als „Wanderjahre" eines Dritten.

Paul Flemming — so nennt er diesen Doppelgänger — ist ein junger Amerikaner, der seine Gattin durch frühen Tod verloren. „Seine Penaten (household gods) waren zerbrochen, er hatte kein Heim mehr. Seine Gefühle schrieen laut auf aus seiner trostlosen Seele, und es kam keine Antwort aus der geschäftigen, geräuschvollen Welt rings um ihn. Er gab nicht willig seinem Schmerze nach, er kämpfte vielmehr, um froh und stark zu sein; aber er konnte nicht länger in das traute Antlitz seiner Freunde sehen; er konnte nicht länger allein dort leben, wo er mit ihr gelebt hatte. Er ging auf Reisen, damit der Ocean läge zwischen ihm und ihrem Grabe. Ach! zwischen ihm und seinem Herzeleid konnte es keinen Ocean geben, als den der Zeit." Wir begegnen dem Tiefbetrübten bei Rolandseck, mitten im Winter. Er wandert den Rhein hinauf; er ist kein Fremdling da, er kennt jeden Felsen, jede Ruine, jedes Echo. Auch in ihrem Winterkleide findet er die Landschaft schön, aber sie vermag nicht seine Trauer zu mildern.

„Ein gutes Herz und eine poetische Phantasie“, so wird sein Charakter noch näher bestimmt, „machten sein Leben fröhlich und die Welt schön; bis endlich der Tod die liebe Kornblume niedermähte, die neben ihm blühte, und ihn selbst mit seiner scharfen Sichel verwundete, so daß er sein Haupt senkte, und sich gern selbst in dieselbe Garbe hätte aufbinden lassen mit der süßen blauen Blume. Da kam ihm die Welt nicht mehr so schön vor, und das Leben wurde ernst. Alles wäre gut gewesen, wenn er die Vergangenheit hätte vergessen können, so daß er nicht so traurig darin hätte leben mögen, sondern die Gegenwart genießen und benützen. Aber dieses sein Herz weigerte sich, das zu thun, und beständig, während er so über die große See des Lebens dahinwogte, schaute er hinab durch die durchsichtigen Wasser und ihr buntes Gemisch von Sonnenschein und Schatten, in die tiefen Kammern der mächtigen Tiefe, in welche seine glücklicheren Tage versunken waren und wo sie lagen noch sichtbar, wie goldener Sand und Edelgestein und Perlen; und halb in Verzweiflung, halb in Hoffnung, griff er aber- und abermals hinab nach ihnen, und zog seine Hand zurück, nur mit Seegras gefüllt und tropfend von salzigen Thränen! Und zwischen ihm und dem goldenen Sande schwebte ein strahlendes Bild, gleich dem Geiste in Dante's Paradies, das „Ave Maria!“ singend, und während des Sanges hinabsinkend und langsam verschwindend.

„In all' diesen Dingen handelte er mehr aus plötzlichem Antrieb, als nach festen Grundsätzen, wie das bei jungen Leuten meist der Fall ist. In der That hatten seine Grundsätze kaum Zeit, Wurzel zu fassen; denn von Zeit zu Zeit rupfte er sie alle aus, wie es Kinder mit den Blumen machen, die sie gepflanzt haben — um zu sehen, ob sie wachsen. Und doch war Vieles in ihm, was gut war; denn unter den Blumen und Rasenbüschen der Poesie und unter den Grundsätzen, welche feste Wurzel gefaßt hätten, hätte er ihnen die nöthige Zeit gegönnt, lag ein kräftiger und gesunder Boden von tüchtigem Verstand, erfrischt von lebendigen Quellen des Gefühls, und bereichert durch manche verblühte Hoffnungen, die gleich erstorbenen Blättern darauf gefallen waren.“

Die Heilung dieses in seinem Kerne gesunden, augenblicklich von Schmerz verwundeten, mit Sentimentalität bedrohten, aber nicht eigentlich angekränkelten Dichtergemüthes, der Uebergang des jungen Dichters aus den Träumereien jugendlichen Phantasielebens zu männlicher Kraft und Reife, seine Entwicklung zu einem geistigen Standpunkt, welcher dem Verstande und dem Willen gerecht wird, ohne die schöpferische Kraft der Phantasie zu erdrücken — das ist im Wesentlichen der Inhalt des anziehenden, geistreichen, wenn auch nichts weniger als spannenden Romans. Die ästhetisch-literarische Richtung, welche sich in Longfellows Jugendgedichten und Outre-Mer äußert, kommt in diesem milden Seelengemälde mehr skizzenartig als dramatisch zu vollerer Entfaltung. Ein Kranz von leichten Reisebildchen aus dem Rheinland, aus Mitteldeutschland, der Schweiz,

Tirol und Vorderösterreich umschlingt in blumigen Arabesken das psychologische Hauptbild.

Was zunächst diese Reiseskizzen betrifft, so sind sie in demselben leichten, anmuthigen Genre gehalten, wie diejenigen aus Frankreich, Spanien, Italien in „Outre-Mer". Wie dort, ist der Faden der Reise nur in flüchtigen Umrissen gezeichnet, oft kaum angedeutet, dagegen werden einzelne Scenen, Episoden, Charakterköpfe genauer ausgeführt und wohl auch zu sorgfältigen Miniaturen gestaltet. Wie dort entgehen uns die großen Metropolen des Verkehrs; dagegen sind einzelne Naturbilder und Dorfscenen mit vieler Liebe behandelt. Wie dort die Dörfer Auteuil, El Pardillo und La Riccia die Hauptmittelpunkte der Wanderschaft abgeben, so hier die Universitätsstadt Heidelberg, das Bergdorf Interlaken und ein paar einsame Dörfer im Salzburgischen. Wie dort die drei schöneren Jahreszeiten sehr artig auf die Länder des „Romanismus" vertheilt sind, so bekommen wir hier das Rheinland im winterlichen Gewande, Mitteldeutschland im Zauber des Frühlings, die Schweiz in der Pracht des Hochsommers, das „Salzburgische" in herbstlichen Farbentönen zu schauen. Diese Verschiedenheit von Landschaft und Landschaftscolorit dient übrigens auch zugleich in feiner, ungezwungener Weise als charakteristischer Farbenton der hauptsächlichsten Stimmungen, durch welche der tieffühlende Flemming im Verlaufe des Romanes dahingleitet.

Wir sagen Stimmungen, da der Roman einer äußern spannenden Handlung fast gänzlich entbehrt und sich sozusagen in lauter Stimmungen abspinnt. Flemming reist im I. Buch bei Winterszeit den Rhein hinauf nach Heidelberg, erneuert dort seine Bekanntschaft mit einem frühern Studiengenossen, Baron Hohenfels aus Kurland, und verbringt mit ihm den Winter am Fuße der „deutschen Alhambra" in literarischen Studien. Im II. Buch durchwandern beide in schöner Frühlingszeit einen Theil von Mitteldeutschland, ohne daß weder der Eine noch der Andere von einem Abenteuer betroffen wird. Im III. Buch besucht Flemming in Begleitung eines humoristischen Engländers die Schweiz und verliebt sich zu Interlaken in eine Engländerin, die seine Liebe jedoch nicht erwiedert. Hiedurch abermals in seine frühere Melancholie zurückgeworfen, geht er (IV. Buch) in's Salzburgische, wo theils ländliche Natureindrücke, theils religiöse Reflexionen endlich seinen Schmerz bewältigen und ihn zu dem Entschlusse führen, durch männliche Bethätigung seiner Kräfte die weiche, träumerische Gefühlsrichtung seiner Seele zu überwinden. „Schaue nicht trauernd in die Vergangenheit; sie kommt nicht wieder. Nütze weise die

Gegenwart; sie ist dein. Geh' furchtlos und männlichen Herzens der Zukunft entgegen!" Das ist das Motto und die Moral des Romans, der Schlußstein in Flemmings Entwicklung. Freundliche Natureindrücke, bildende Reisen, anziehende Literaturstudien, Verkehr mit edlen, guten Freunden, ein heilsamer „Korb" und religiöse Einflüsse heilen allgemach seine jugendliche Empfindsamkeit — das ist Alles.

So matt, dürftig, jugendlich eine solche Romanverwicklung andern psychologischen Romanen der Neuzeit, namentlich Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren, gegenüber erscheinen mag, so dürfte doch auch wohl eine strenge Kritik zugeben müssen, daß der Charakter Flemmings mit großer Wahrheit, Feinheit und Grazie gezeichnet ist. Endigt der Roman nicht mit einem sittlichen Zersetzungsproceß, sondern mit einer sittlichen Läuterung, so hat diese objective Tendenz nicht nur ihre Berechtigung, sie darf bei der Unzahl von Romanen entgegengesetzter Tendenz nur als ein Vorzug betrachtet werden, zumal sie nirgends auf subjective Tendenz hinausläuft oder sich gar als ästhetische Tugendpredigt polternd bemerklich macht. Außer diesen Momenten hat wohl auch die Natur des Reiseromans beigetragen, Hyperion bei Engländern und Amerikanern en vogue zu erhalten. Er umgibt die Rhein- und Schweizerreise, die jeder Gebildete gemacht haben muß, mit einem gewissen literarisch-poetischen Nimbus. Ein viel bleibenderer Werth wohnt ihm aber unstreitig dadurch inne, daß er die ästhetisch bildenden Elemente jenes angelsächsischen Reisevergnügens (wie es vor einigen Jahrzehnten war und theilweise noch ist) anspruchslos gefällig zur Darstellung bringt und gleichzeitig auch des Dichters eigenen Entwicklungsgang unter dem Einflusse deutschen Geistes spiegelt.

Der innigen Liebe Longfellow's zum Rhein und Rheinland haben wir schon früher gedacht. Flemming steht dem Pilger in Outre-Mer hierin durchaus nicht nach. Das Rheinland wird dem Trauernden zum ersten Tröster. An der Fülle von Poesie, welche die Ufer des schönsten aller Ströme umgibt, erwacht sein Herz allmählich wieder zu froherem Leben. Das Mittelalter, das an wenigen Punkten Europa's eine reichere Erbschaft seiner Kunst, seines Volksgeistes, seiner Frömmigkeit, seiner Größe und Herrlichkeit zurückgelassen, fesselt und bezaubert seine Phantasie, erquickt sein ganzes Wesen. Diesem Zauber folgend, versenkt er sich im Wintersemester zu Heidelberg vorzugsweise in die Schätze altdeutscher und mitteldeutscher Literatur. Drückt ihn auch der Gram noch allzusehr nieder, um zu eigenem Schaffen aufgelegt zu sein, so fühlt er seinen Geist doch wachsen, erstarken, neue Schwungkraft gewinnen in dieser geistigen

Sphäre, die ihn so frisch und fröhlich, schöpferisch und poetisch anweht, wie der schäumende, burggekrönte Rhein, wie die „deutsche Alhambra“ am Neckar, wie die deutsche Gemüthlichkeit im Volke. Mehr als ein protestantisches Vorurtheil schmilzt vor dem Wehen dieses Geistes dahin, wie Schnee vor der Frühlingssonne.

„Woher,“ fragt er, „der tadelsvolle Blick, die allgemeine Verachtung, der laute Spott, mit welchem man die Mönche des Mittelalters betrachtet? Daß sie ihr Leben verschliefen, ist durchaus unwahr; denn in einem Zeitalter, wo der Bücher so wenige, wo sie so selten und kostbar waren, daß man sie mitunter mit Eisenketten an ihre Eichenschränke fesselte, wie Galeerensklaven an ihre Bänke, da schrieben diese Männer mit arbeitsamer Hand alle Wissenschaft und Weisheit der Vergangenheit auf Pergamenten nieder und ließen sie zu uns gelangen. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, daß ohne diese Mönche keine einzige Linie der alten Classiker auf uns gekommen wäre. Gewiß dürfen wir deßhalb diesen abergläubischen Zeiten etwas verzeihen, sogar dem Mysticismus der scholastischen Philosophie; denn Alles in Allem, können wir nichts Arges darin finden, als die Verwechslung des Möglichen mit dem Wirklichen und das Emporstreben des Menschengeistes nach einem langersehnten, unbekannten Etwas. Ich glaube, der Name Martin Luthers, des Wittenberger Mönches, genügt, um das ganze Mönchsthum von dem Vorwurf der Trägheit zu befreien. Und sollte der's nicht thun, dann werden es vielleicht die gewaltigen Foliobände des Thomas von Aquin, oder die zahllosen, in alten Bibliotheken aufgespeicherten Manuscripte, deren vergilbte und faltenreiche Seiten Einen stets an die Hände erinnern, die sie geschrieben, und an die Gesichter, die sich einst auf sie herniederbeugten.“

Als Gefühlsmensch dringt er nun freilich nicht weiter in den innern Gehalt der mittelalterlichen Philosophie ein, er geht mit einer vorgefaßten Scheu an ihr vorüber. Auch die damit auf's Innigste verkettete Theologie, diese eigentliche Seele des mittelalterlichen Geisteslebens, läßt er, theilweise von seiner Gefühlsrichtung, theilweise von protestantischer Abneigung geleitet, auf sich beruhen. Dieselbe Abneigung gegen rationelle Speculation, dieselbe Gefühlsrichtung, von einer gewissen praktischen Nüchternheit gemäßigt, bewahrten ihn aber auch vor dem Nachtheil, an der deutschen Philosophie Gefallen zu finden. Die Ergebnisse derselben scheinen ihm nicht viel Besseres zu sein, als Day-dreams, „Träume eines Wachenden“.

„Was ich am wenigsten an dieser neuen Philosophie leiden kann,“ erklärt er ganz offen einem solchen deutschen Philosophen, „das ist die kühle Impertinenz, mit der eine alte Idee, in einen neuen Rock gewickelt, Ihnen in's Gesicht schaut und thut, wie wenn sie Sie nicht kännte, obwohl Sie von Jugend auf mit einander bekannt gewesen. Ich erinnere mich an einen englischen Schriftsteller, der von euerer deutschen Philosophie treffend sagt: ‚Oft sieht ein Satz

ganz unerforschlich gewaltig aus; wenn man ihn aber entschlossen anfaßt, aus dem Schattendickicht und den stachlichten Verschanzungen seiner rohen Terminologie herausreißt und an das offene Licht des Tages herauszieht, um ihn mit natürlichem Auge zu sehen und mit gewöhnlichem Menschenverstand zu betrachten, da sitzt eine ganz gewöhnliche Wahrheit dahinter, die uns von Kindsbeinen auf geläufig ist, oft so geläufig, daß sie von selbst einleuchtet. Nur zu oft wird der ängstliche Neuling an Drydens ‚Bücherschlacht‘ erinnert: da ist ein alter, rostiger Eisenhelm, dunkel, grimmig, riesenhaft, — und drinnen im äußersten Winkel ein Köpfchen, nicht größer als eine Nuß.‘“

Den Humbug, der in solcher Weise mit der Philosophie getrieben wird, hält er zwar für unschädlicher, als er ist — für Stürme, die wehen und verwehen und die Atmosphäre der Wahrheit erneuern; aber er selbst hat keine Lust, ihn mitzutreiben, und antwortet dem Philosophen auf sein Sphynx-Räthsel: „Was ist die Zeit?“ — — „Es ist gegen zwölf Uhr!“

Wie Flemming die Wissenschaftlichkeit der deutschen Philosophie mit dieser fast jugendlichen Naivetät von sich stößt, so tritt er dem deutschen Burschenwesen mit dem kühlen Ernste eines gesetzten Mannes gegenüber, der zwar an der humoristisch-drolligen Seite seinen Spaß hat, aber viel zu sehr Gentleman ist, um sich daran zu betheiligen. Noch viel weniger schließt er sich an die blasirte Aufklärung an, welche sich in Leben und Literatur, Wissenschaft und Politik, Kunst und Denkart breit macht. Sie widert sein reiches Gemüth an, und er geht lächelnd daran vorüber, wie an einer Art Philisterthum, welches das alte, orthodoxe Philisterthum verdrängt hat, ohne dabei die Nation mit Poesie zu bereichern. Etwas anders gestaltet sich sein Verhältniß zu den Heroen der neuern deutschen Literatur. So wenig ihn der scharfe, denkfertige Lessing, der poetisch philosophirende Schiller an sich zieht, und so wenig er auch von Göthe's Philosophemen verlauten läßt, so voll ist er von Jean Paul, „dem Einzigen“, und von dem Dichter Göthe, der ihm „bei all' seinen Verirrungen und Fehlern als ein herrliches Specimen eines Mannes“ erscheint, als „ein zweiter Ben Franklin“, „eine Art Ben Franklin in Reimen“ [1]. Mit Heine begrüßt er in ihm einen majestätischen hundertjährigen Eichbaum, welcher alle Bäume des Dichterwaldes überragt, welchen die alte Ortho-

[1] „Die praktische Richtung seines Geistes war dieselbe, seine Liebe für die Wissenschaft war dieselbe, sein wohlwollender, philosophischer Geist war derselbe, und eine große Zahl seiner poetischen Maximen und Sprüche sind weiter nichts, als die weltliche Weisheit des armen Richard in Verse gesetzt.“

doxie gerne umgehauen hätte wegen der nackten heidnischen Dryaden, die in seinen Zweigen spielten, und an welchen die „Anhänger des neuen Glaubens, die Apostel des Liberalismus, anderseits sich ärgerten, weil der Baum nicht als Freiheitsbaum, und in keinem Fall als Barrikade dienen konnte.“ Er vergibt dem „alten Heiden“ sein Heidenthum um seines gewaltigen poetischen Genie's willen, er ehrt seine künstlerische Schöpfergabe, die fast so unerschöpflich als die Natur ist. Aber er ist weit entfernt, ihn in seinem heidnischen Naturkult als Vorbild und Führer zu nehmen. Ihm will bedünken, daß die Kunst nicht im Dienste der Sünde stehen solle; sie müsse den Menschen über das Materielle emporheben, rein, sittlich sein, sich mit der Religion zum Gottesdienst verschmelzen.

Bei der freiesten Umschau auf dem ganzen weiten Gebiete deutscher Literatur und deutschen Lebens, die ihn manchmal fast als liberalen Eklektiker erscheinen läßt, wendet sich Flemming dennoch mit unverkennbarer Abneigung von Allem ab, was man als Auswüchse deutschen Geistes und deutscher Bildung bezeichnen muß, wendet sich dagegen mit eben so unverkennbarer Gefühlsinnigkeit all' jenen Monumenten und Lebensäußerungen zu, welche der christlich-nationale Geist des Mittelalters im deutschen Volke zurückgelassen: den ehrwürdigen Domen, in denen er sich so majestätisch offenbarte; der Kunst, in der er sich so unerschöpflich reich verkörperte; der alten Literatur, in welcher seine ganze Gemüthsfülle sich spiegelte; der neueren Literatur, sofern sie in Ballade und Lied, Epos und Drama die nationale Geschichte und Poesie neu zu beleben bemüht war; dem Volkslied, in dem der alte Liederstrom noch fortfluthete; dem ländlichen Volksleben, das, unberührt von der seichten Aufklärerei der Städte, mit dem alten Glauben und dem alten Naturgefühl auch die alte deutsche Gemüthlichkeit am meisten bewahrt hatte; der religiösen Poesie des Lebens, von der in protestantischen Kreisen allerdings wenig, aber um so mehr in schlichten, katholischen Dörfern zu finden war. Unbewußt, aber von durchaus richtigem Gefühl geleitet, dringt Flemming immer näher an den großen Centralpunkt vor, von dem aus einst das deutsche Volk seinen Primat unter den Völkern, wie den wahren Adel und das religiös-sittliche Gepräge seines Charakters, erhalten hatte. Auf einem katholischen Gottesacker, nach den ergreifenden Ceremonien, welche das Begräbniß eines unschuldigen Kindleins begleiten, nach der freundlichen Predigt eines schlichten, katholischen Dorfpfarrers, vollzieht sich die bis dahin langsam vorbereitete innere Umwandlung des von innerer Trauer

und unbefriedigter Sehnsucht umhergetriebenen Pilgers. Der protestantische Leser wird sich der Besorgniß kaum erwehren können: der wird am Ende noch katholisch! Alle Sympathien und Anschauungen des Mannes drängen dahin. Er steht vor dem Schlußstein, der jene ganze poetische Welt trägt, von welcher er so voll ist; er steht vor der Wahrheit, aus der all' jene Schönheit emporgeblüht, die ihn entzückt; er steht vor dem Lebensquell jener Religion, die einst Deutschland zum Haupt und Herzen Europa's machte.

Er wird aber nicht katholisch — und nun wird es schwer, einen Schluß zu finden. Jetzt zur Aufklärung umzusatteln, ist unmöglich; protestantischer Romantiker ist Flemming schon zu Anfang des Romans; so bleibt denn nichts übrig, als dem psychoiatrischen Läuterungsproceß die Wendung zu geben, daß der bis jetzt vorherrschend träumerische Flemming sich endlich aufrafft und sagt: Ich will nicht länger träumen; ich will jetzt ein Mann sein und handeln! Die Probe, welcher dieser Entschluß am Ende des Romans unterworfen wird, besteht Flemming siegreich. Aber worin sein Handeln und seine Mannheit sich zeigen soll, wird nicht genauer entwickelt; dadurch erhält der ganze Läuterungsproceß einen so verschwommenen Abschluß, daß es nicht befremden kann, wenn derselbe auch schon im Sinne freimaurerischer Männlichkeit, d. h. aufgeklärter Religionslosigkeit, gedeutet wurde. Letzteres allerdings mit Unrecht. Flemming entsagt nicht der ausgesprochen romantischen Richtung, mit welcher er in den Roman tritt, er vertieft sich vielmehr zusehends in dieselbe bis zu dem abrupten Schluß. Allein trotz seiner Unvollständigkeit bekundet dieser doch einen bedeutsamen Fortschritt in Flemmings Gesammtcharakter. Der Wanderer gibt seine Träumereien auf, um selbst zu schaffen und zu handeln; seine vage poetisch-träumerische Welt hat durch die Einwirkung des christlich-deutschen Geistes eine bestimmtere, wenn auch nicht philosophisch abgegrenzte, Gestalt gewonnen. Er ist in die historisch-poetische Anschauung der Romantiker gedrungen, ohne deren phantastisch-philosophische Excesse in sich aufzunehmen; er hat sich an Göthe und den Neuern geschult, ohne deren philosophischen Unglauben zu theilen. Mit dem Herzen halb katholisch, mit dem Verstand halb protestantisch, halb aufgeklärt, tritt er an sein Werk heran und trägt die deutsche Romantik, seinem Charakter gemäß gemildert, hinüber in seine transatlantische Heimath.

---

5. Stimmen der Nacht. Sklavenlieder. Channings Universalchristenthum.

Dem Roman Hyperion ließ Longfellow im selben Jahr (1839) eine Gedichtsammlung folgen, die „Stimmen der Nacht". Der Prolog verkündet, gleichsam im Anschluß an Hyperion, den Übergang des Dichters von den Naturgesängen der Kinderzeit zum Liede des Mannes, der nicht mehr aus Träumen, sondern aus dem „tiefen Strom des Lebens" schöpft. Eines dieser Gedichte haben wir schon mitgetheilt: „Die Fußstapfen der Engel". Andere, wie „Das Sternenlicht", „Der Schnitter" und „Die Blumen" u. s. w., ähneln diesem in zarter, tiefer Empfindung. Wir glauben indeß, hier zunächst ein anderes hervorheben zu sollen, welches von jenen lieblich-ernsten Stimmungsbildern wesentlich abweicht, und auch schon dazu herhalten mußte, den Dichter zu einem ächten Manne des „Fortschritts" zu stempeln.

Ein Psalm vom Leben.

Was das Herz des Jünglings zum Psalmisten sagte.

Sag' mir nicht voll Weh und Kummer:
„Eitler Traum sei unser Sein";
Tod ist solcher Seelenschlummer,
Und es täuscht der Dinge Schein.

Ernst und Wahrheit ist das Leben,
Mit dem Grabe schließt es nicht.
„Staub bist du, dem Staub zu geben",
Gilt nicht von der Seele Licht.

Keine Freuden, keine Sorgen
Sind das Endziel uns'rer Bahn;
Handeln, daß ein jeder Morgen
Treffe strebend uns voran.

Lang ist Kunst, und Zeit ist flüchtig;
Und das Herz schlägt dumpf und bang,
Ist's auch noch so brav und tüchtig,
Trauermarsch zum letzten Gang.

In der Wahlstatt wirrem Drängen,
Auf des Lebens dunklem Feld
Laß dich nicht wie Schlachtvieh zwängen,
Kämpfe, ringe, wie ein Held!

Flieh' das Grab enteilter Schmerzen,
Flieh' was ros'ge Zukunft beut,
Gott vor Augen, Muth im Herzen,
Wirke das lebend'ge Heut!

Welcher Schatz das Leben, mahnet
Großer Männer Herrlichkeit,
Zeigt uns, wie man sterbend bahnet
Spuren in den Sand der Zeit;

Spuren, die auf hohem Meere
Ein verirrter Bruder schaut,
Ohne Steuer, ohne Wehre;
Doch er sieht sie — und vertraut.

Laßt uns wirken d'rum und leben,
Auf ein jeglich Loos bereit,
Ringend, suchend weiterstreben,
Handeln, harren bess'rer Zeit!

Das tönt schon etwas energischer, als das Lied der Auferstehung, das er den Blumen in den Mund legt, oder der leise Schritt der Engel, die ihn in der Abenddämmerung besuchen, und der Titel sieht fast so drein, als wollte er dem Psalmisten in's Gesicht widersprechen. Aber es gibt allerlei Psalmisten, und wenn man sich erinnert, was puritanische Predigt aus dem Psalmisten herauslas, welch' trübselige Anschauung des Lebens, welch' traurigen Ascetismus, da begreift man bald, wie das Herz des Jünglings dagegen protestirte. Übrigens ist das Gedicht nur der Schlußaccord des Hyperion, eine poetische Umschreibung der sonderbaren Devise, mit welcher Flemming aus seiner Sturm- und Drangperiode heraustritt: Kämpfen und Abwarten! So unklar und unvollständig dieser Abschluß ist, sagt er immerhin etwas: ein männliches Zurückdrängen der Empfindsamkeit. Damit wurde aber der wahren tiefen Empfindung nicht entsagt; vielmehr tritt diese in den übrigen Gedichten nur um so geläuterter hervor, und in dem folgenden z. B. ist ein kraftvolles, tiefreligiöses Naturgefühl in Bildern gekleidet, die sonst nur einem Katholiken geläufig zu sein pflegen.

Mitternächtliches Todtenamt für das sterbende Jahr.

Ja, das Jahr wird greis und alt,
Hohläugig und abgeblaßt.

Der eisige Tod so kalt
Bei dem Bart den Alten faßt,
Schmerzlich — schmerzlich!

Die Blätter fallen, fallen
So ernst, so schwer und bang;
Krah! Krah! die Felsen hallen,
Es ist ein Wehgesang,
Ein Wehgesang.

Durch Wald und Felsenhöhlen
Rollt hin des Sturmes Ton:
„Gedenkt der armen Seele!“
Rauscht seine Antiphon.
O betet, betet!

Gleich Mönchen die Wolken stehen;
An der Regentropfenschnur
Gleitet murmelnd hin ihr Flehen;
Aber ach — vergeblich nur.
Alles vergeblich!

Da steht es auf stürmender Heide,
Das närrische alte Jahr,
Wie Lear, verhöhnt im Leide,
Feldblumen im flatternden Haar,
Ein König — ein König!

Ein sonniger Tag noch erwacht,
Sollst, Alter! noch dich sonnen,
Der letzte Trost! Wie das Herz ihm lacht!
Stets hört' er die Stimme voll Wonnen
So sanft und lind.

Und er spricht zum goldenen Strauch,
Zu der Stimme so lind und froh,
So lieb, wie einer Tochter Hauch:
„O höhne mich nicht so,
O spotte nicht mein!“

In dem Arm ihm sterbensmüd
Sinkt der Tag, eine Leiche nur;
An des Himmels Spiegel glüht
Seines Odems keine Spur,
Kein Duft, kein Hauch!

Dann stirbt auch das alte Jahr,
Und seufzend der Wald ihm rauscht,
Wie in der Wildniß baar,
Eine Stimme, der Niemand lauscht:
„Gönnt Ruh' seiner Seele!“

Und brausend dröhnt es empor,
Und donnernd schwillt der Ton,
Der Sturm von Labrador,
Der Wind Euroclydon,
    Der Sturmwind!

Hui! Hui! Es fegt aus dem Wald
Der Sturm die Blätter hin;
Möcht' so aus dem Herzen dir bald,
Die verhaßte Schuld entflieh'n,
    Und wirbeln dahin!

Denn es kommt noch ein wild'rer Orkan,
Ein dunklerer Tag wird noch tagen,
Wird die Sterne aus fallender Bahn
Gleich herbstlichen Blättern zerjagen,
    Kyrie Eleyson!
    Christe Eleyson!

Indem wir die Balladen und andere Gedichte übergehen, welche Longfellow 1841 veröffentlichte, kommen wir zu den „Sklavengedichten" des folgenden Jahres. Es sind lauter Negerklagen, eingegeben von tiefstem Mitleid für die armen Schwarzen und von mächtiger Begeisterung für das Werk ihrer Befreiung. Eine Probe mag genügen:

Des Sklaven Traum.

Der Sklave in dem Reisfeld schlief,
Die Sichel in der Hand;
Nackt war die Brust; sein wollig Haar
Begrub er in den Sand.
So lag er da und sah im Traum
Sein fernes Heimathland.

Er sah das Land, wo herrlich, stolz
Und breit der Niger fließt,
Sah sich noch unter Palmen grün,
Als König dort begrüßt;
Sah wie sich hoch vom Felsenpfad
Die Karawan' ergießt.

Er sah, wie sein schwarzäugig Weib
Bei seinen Kindern stand,
Wie sie ihn küssend fest umschlang,
Ihm drückte heiß die Hand —
Und aus des Schläfers Auge rollt
Eine Thräne in den Sand.

Jetzt sprengt er längs des Nigers Strand,
Heißglüh'nd sein Auge rollt —

Hei! Wie da Zaum und Ziegel klirrt,
Der Zaum von lauterm Gold!
Das Schwert des Hengstes Flanke schlägt,
Wenn er sich bäumt und grollt.

Vor ihm als Banner blutigroth
Fliegt der Flamingo hin —
Dem folgt er ohne Rast und Ruh
Durch Tamarinden grün,
Bis wo der Kaffern Hütten steh'n
Und Meereswogen zieh'n.

Er hört, wie die Hyäne heult,
Zur Nacht der Löwe brüllt,
Das Flußpferd das Geröhr zerstampft
An Strömen, breit und wild.
Und Kampflust, wie bei Trommelklang,
Im Traum sein Herz erfüllt.

„Freiheit!" — so schallt's, als ob der Wald
Ringsum lebendig sei;
„Freiheit!" — so jauchzt der Wüstenhauch,
Wohl jauchzt er wild und frei.
Und freudig fährt der Sklave auf
Bei solcher Melodei.

Er fühlt des Treibers Peitsche nicht,
Fühlt nicht des Tages Gluth —
Der Tod hat Licht im Traum gebracht,
Leblos der Körper ruht,
Und alle Fesseln hat zersprengt
Der Seele freier Muth.

Diese Negerklagen berührten eine schon von Andern angeregte und in weitern Kreisen zündende Frage. Von Longfellow gleichsam mit der Gluth der Tropen angehaucht, hallten sie weithin wieder und trugen nicht wenig bei, den Namen des menschenfreundlichen Sängers zu einem gefeierten zu machen.

Daß dem Schrei nach Neger-Emancipation im Ganzen und Großen sonst nicht gerade die lautere Menschenliebe eines Peter Claver zu Grunde lag, daß sie vielmehr dazu herhalten mußte, um die Eifersucht und Abneigung der nördlichen Staaten gegen die Südstaaten zu beschönigen, ist eine genugsam bekannte Thatsache. Wenn es indeß Männer gab, denen das Loos der Schwarzen wirklich zu Herzen ging und die in der Sklaverei eine Verletzung der christlichen Liebe sahen, so waren es gewiß Longfellow und der Theologe Channing, dem Longfellow seine Sklavenlieder widmen wollte, als dieser eben starb. Die Widmung ward indeß als Huldigung

auf das Grab des Verstorbenen niedergelegt und bezeugt nicht nur die große Hochachtung, welche Longfellow für den Dahingeschiedenen hegte, sondern wirft auch ein erklärendes Streiflicht auf seinen eigenen religiösen Standpunkt.

William Ellery Channing repräsentirt nämlich in der amerikanischen Theologie gerade jene gefühlvolle und dogmenlose Richtung, welche in Hyperion augenscheinlich als Grundlage der Lebensphilosophie zu Tage tritt. Geboren am 7. April 1780 zu New-Port in Rhode-Island, gehörte er einer Familie aus dem Mittelstand an und seine Erziehung entsprach den Verhältnissen seiner Eltern. Schon im Jünglingsalter, als eben die Welt mit all' ihrem Zauber an ihn herantrat, gerieth dieser sonderbare, sehr gefühlvolle und tiefreligiöse Geist auf Weltverbesserungspläne in größtem Stil; Moral, Politik und Gesellschaftslehre sollten auf eine richtigere Basis gestellt werden. Anfangs für den Kommunismus schwärmend und sogar mit dem Plan beschäftigt, Prediger bei einer neuen Kommunistensecte zu werden, fühlte er doch bald die Nothwendigkeit, erst mit sich selbst einig zu sein; daher sperrte er sich Monate lang von allem Verkehr mit der Außenwelt ab und härmte sich in aufreibendem Brüten, Selbstdisput und innerem Kampf beinahe zum Skelet ab. In diesen eigenthümlichen „Exercitien", die er sich selbst gab, warf er alle bisherigen Theologien über den Haufen — die Lehre der Hochkirche, weil sie die freie Forschung beschnitt, den Calvinismus mit all' seinen amerikanischen Spielarten, weil dessen Lehre der göttlichen Weisheit und Güte widersprach; die Erbsünde beschränkte er auf etwas menschliche Schwäche, Christus verlor seine Gottheit und vom ganzen Christenthum blieb nichts übrig, als der Satz: „Gott ist gut". Ohne sich irgend einer Secte ausdrücklich zu verpflichten, schloß er sich äußerlich den Unitariern an und ward im Alter von 23 Jahren Pastor dieser Secte in Federal Street, Boston, wo er die übrigen 40 Jahre seines Lebens als Prediger und Schriftsteller zubrachte.

„Ich gehöre," so lautet sein Glaubensbekenntniß, das er öffentlich auf der Kanzel abgab, „ich gehöre allerdings zu jener Gemeinschaft von Christen (!), welche glauben, daß es nur einen einzigen Gott gibt, den Vater, und daß Jesus Christus nicht dieser einzige Gott ist; aber mein Anschluß an diese Secte ist durchaus nicht vollkommen und ich will ihr keine neuen Proselyten gewinnen. Was andere Menschen glauben, hat für mich sehr wenig Bedeutung. Ihre Argumente höre ich mit Dank an; ihre Schlußfolgerungen bin ich frei, anzunehmen oder zu verwerfen. Ich führe freilich mit Freuden den Namen eines Unitariers, weil man sucht, denselben zu verschreien, und weil ich die Religion

Christi (!) nicht gelernt habe, um vor dem Tadel der Menschen zurückzubeben. Wäre dieser Name geehrt, so würde ich mich vielleicht glücklich schätzen, ihn zu verwerfen; denn ich fürchte die Fesseln, welche eine Parteiansicht auferlegt. Ich will nicht zu einer Sekte gehören, sondern zu der Gemeinschaft jener freien Geister, welche die Wahrheit lieben und Christus auf Erden und im Himmel nachfolgen (!). Ich will mich den engen Schranken einer besonderen Kirche entraffen, um unter offenem Himmel und in vollem Licht zu leben, mit freier Ausschau rings um mich und in die Weite, um mit meinen eigenen Augen zu schauen, mit meinen eigenen Ohren zu hören, und der Wahrheit demüthig (!), aber entschlossen zu folgen, so kühn oder einsam auch der Weg sein mag, der zu ihr hinführt."

So verwandt dieses Glaubensbekenntniß mit dem erleuchtetsten Protestantenvereins-Evangelium zu klingen scheint, so war Channing doch nichts weniger als ein consequenter Arianer oder Rationalist. „Er glaubt," bemerkt der berüchtigte Rénan von ihm ganz richtig, „an die Offenbarung, an das Übernatürliche, an Wunder, an die Propheten, an die Bibel. Er sucht die Göttlichkeit des Christenthums durch Beweise zu erhärten, die in gar nichts von denjenigen der alten Schule verschieden sind .... Er sah nie klar ein, daß die Annahme einer wirklichen Offenbarung nothwendig die Annahme einer Autorität in sich schließt — mit andern Worten — den Katholicismus." Daß Channing fähig war, so unversöhnliche Gegensätze zu ertragen, lag nicht so sehr im Mangel an geistigen Anlagen, als im vollständigen Abgang einer gründlichen philosophischen Durchbildung und in der Scheu seines weiblich empfindsamen Herzens, der Überzeugung irgend eines Menschen nahe zu treten. Er wollte alle Menschen selig haben, im Himmel und schon auf Erden. Zu sehr Gefühlsmensch und Pietist, um durch klare apologetische Untersuchung zur Wahrheit zu gelangen, zu fromm und zu ernst, um das Christenthum abzustreifen, warf er sich instinktiv auf das ethische Gebiet, predigte Wohlthätigkeit und Erbarmen, Neger-Emancipation und Arbeitserleichterung, allgemeine Menschenliebe und Toleranz, Mäßigkeit, Selbstbeherrschung, Dankbarkeit, Großmuth, Frömmigkeit und alle natürlichen Tugenden, welche das Leben hienieden erträglicher machen. Durch mündliche und geschriebene Predigt dieser Tugenden erwarb er sich den Namen des ersten amerikanischen Theologen, durch Übung derselben ward er in den Augen seiner Landsleute eine Art von „Heiliger", ein „Fenelon", ein Engel wahrer Religion und Liebe. In der That war es ihm mit der Toleranz so ernst, daß er sogar gegen den Katholicismus tolerant war, ihn, weil er verfolgt war, sogar liebte und während der Oxforder Bewegung entschieden

für die katholisirende Richtung Partei nahm. „Fühlen denn diese Leute nicht," sagte er von den damaligen Theologen der Hochkirche, „daß die Menschen, wenn sie zwischen zwei Unfehlbarkeiten zu wählen haben, den Papst wählen müssen als die ältere und diejenige, welche die größere Stimmenmehrheit für sich hat? Dieses System (die katholische Kirche) hätte nicht so lang dauern, noch sich so weit verbreiten können, wenn es nicht ein tiefes Fundament in unserer Natur hätte."

So mächtig Channing, als höchste theologische Autorität der Vereinigten Staaten[1], dazu beitrug, die protestantische Intoleranz gegen den Katholicismus abzuschwächen, so unheilvoll wirkte sein verwaschenes Christenthum im Innern des Protestantismus. Konsequentere Geister trieb es vom Bibelglauben in den Unglauben hinein; gefühlvollen religiösen Naturen bot es ein sanftes, latitudinarisches Ruhekissen, um sich von aller dogmatischen Untersuchung entbunden zu erachten. Man konnte Bibel, Offenbarung, Wunder, Propheten, Gott, Christus, Himmel und Seligkeit behalten und doch der allerfreieste Geist sein; man konnte alle Dogmen im Stillen aufgeben und doch der liebenswürdigste Christ bleiben. Die Kunst ist höchst einfach: „Gott ist gut!" Man schweigt von den Dogmen, sitzt fröhlich beisammen und hat einander so lieb! Hat Einer Freude, Christus als Gott anzubeten, warum soll er es nicht thun? Hat Einer Freude an Weihrauch und Kerzen, an alten Domen und heiligen Bildern, an Kapuzen und Schleiern, warum sollen wir ihm das schöne, poetische Spielzeug nicht lassen? Es steckt hinter diesen allegorischen Gedanken vielleicht manch schöner tiefer Sinn. Warum sollen wir uns darob das Leben ungemüthlicher machen, das ja vielfach schon ungemüthlich genug ist?

Wie weit sich Longfellow diese Lehre Channings angeeignet, darüber geben seine Werke direct keinen Aufschluß. Wenn er ihn indeß in der Einleitung zu den Sklavenliedern als „großen und guten Mann", ja als „neuen Johannes" auffordert, eine neue Apokalypse über jenen Gegenstand zu schreiben, so weist diese begeisterte Aufforderung auf eine nicht geringe Ehrfurcht und Sympathie hin, eine Hochschätzung, die jeder Katholik mit ihm theilen kann, so weit es Channing sowohl mit dem Christenthum als mit praktischer Duldung ernst war, die sich aber nicht auf die verschwommenen Ansichten ausdehnen läßt, welche Channing vom Christenthum

---

[1] Als solche bezeichnet ihn Döllinger in „Kirche und Kirchen".

hegte. Von letzteren scheint Longfellow aber offenbar geleitet, wenn er in seinen folgenden Dichtungen bald katholisirt, bald protestantisirt, gegen die Unterscheidungslehre der Bekenntnisse Abneigung oder Gleichgiltigkeit, gegen das Christenthum selbst eine innige, unverkennbar tiefwurzelnde Ehrfurcht und Liebe bekundet. So wenig sich erstere billigen läßt, so sehr müssen wir der letztern Gerechtigkeit widerfahren lassen.

---

6. Der spanische Student. Evangeline.

Die unklare, halbverschwommene Anschauungsweise, in welche Longfellow durch die protestantischen Überbleibsel seiner Jugenderziehung, Channings Christenthum und Einflüsse moderner Aufklärung einerseits, durch seine religiöse Gefühlsanlage, den Verkehr mit der Romantik und seine katholischen Studien anderseits hineingeführt wurde, ohne einem dieser Elemente eine entscheidende Obmacht über sich einzuräumen, spiegelt sich recht anschaulich in seinem ersten dramatischen Werk, dem „spanischen Studenten“ (1843). Das Grundmotiv der bekannten und vielbehandelten Preciosa-Geschichte ist in dieser zweiactigen Tragödie so modificirt, daß die treue und edle Liebe eines hochadeligen, von Zigeunern geraubten und unter ihnen aufgewachsenen Mädchens sowohl über die Verführungen, welche ihre Lage als Tänzerin mit sich bringt, wie über den Eigennutz und die Gewalt der Bande, welche sie durch eine Heirath an sich zu fesseln sucht, nach mannigfacher Prüfung triumphirt. Der Verführer, ein Graf Lara, der sie zum Opfer seiner niedrigen Leidenschaft machen will und zu diesem Zwecke alle Minen der Lockung, der Drohung, der Nachstellung und der Gewalt springen läßt, sieht alle seine Intriguen vereitelt und fällt im Duell. Der Zigeuner Bartolome Roman, der seine von Preciosa verschmähte Liebe mit deren Mord rächen will, kommt als Opfer seines eigenen Racheplans um. Gleichzeitig als Gegner dem nichtswürdigen Granden und dem rohen Vagabunden gegenüber gestellt, hilft der treue spanische Student Hippolito die Schwerbedrängte den Klauen Beider entreißen und führt, nach Überwindung aller Hindernisse, durch glückliche (obwohl matt motivirte) Anagnorisis in der vermeintlichen Tänzerin ein hochedles Fräulein nach Hause. Das wäre also ein romantisches Liebesdrama, und zwar eines, das schon wegen des bekannten Opernnamens und der damit zusammenhängenden Verwicklung nicht eben den Reiz der Neuheit für sich hat, und das sich wegen der kritischen Situation der Hauptperson (denn das ist schließlich Preciosa) nicht eben unbeschränkter Weise Jedermann zur Lectüre empfehlen läßt, so zart, fein

und anständig auch theilweise die betreffenden Scenen gehalten sind. Die Lokalfärbung ist, wenn auch im Allgemeinen richtig, doch nicht so ausnehmend treffend, daß sie nicht in zahlreichen Dramen und Romanen Anderer schärfer und vollkommener gefunden werden könnte. Die Art der Behandlung ist Shakespeare nachgebildet, doch ohne die technische Architektonik, die dessen anscheinender Regellosigkeit zu Grunde liegt. Niemand hat das Stück bis jetzt den Meisterwerken der Dramatik beigezählt, und es dürfte dieser Ehre wohl auch fürder nie theilhaftig werden.

Um Longfellow kennen zu lernen, ist es indeß immerhin von Bedeutung. Es legt seine herzliche, tiefempfundene Begeisterung für Spanien, dessen Volk, Literatur und Poesie an den Tag. Es erweitert das Bild jener Eindrücke, die sich in Outre-Mer verrathen. Der Dichter fühlt sich heimisch in dem Ernst und der Komik, in der Denkweise und dem Gefühlsreichthum, in dem Nationalgeist und der Religion dieses lebhaften, ritterlichen, katholischen Volkes. Kommen auch Adel und Klerus in seinem Bilde schlecht weg, so wird dem Volke selbst alle Anerkennung gespendet. Manche Situationen streifen zwar an's Verfängliche, aber es ist offenbar dem Dichter nicht darum zu thun, Leidenschaft und Laster zu verherrlichen, sondern auf dem düstern Hintergrund des Lasters und der Leidenschaft ein Bild der edelsten, sittlichen Schönheit zu zeichnen. Das ist Preciosa. Macht sie auch ihre Lage als Tänzerin zu einem weltlich-romantischen, nahezu unmöglichen, höchst unwahrscheinlichen Traumwesen — zu einem unschuldigen Engel, der stets in der lockendsten und nächsten Gefahr der Sünde sich aufhält, so hält der Dichter nun einmal ein solches sittliches Wunder an einer katholischen Spanierin für möglich und wahrscheinlich, und zwar nicht ihres natürlichen Charakters wegen, sondern wegen der religiösen Stärkung, die sie aus ihrer tiefen, ächt katholischen Religiosität schöpft. Innige Frömmigkeit, gläubiges Gebet, die Anrufung und Nachahmung der Heiligen, der Schutz der makellosen Gottesmutter — das sind die Kräfte, durch welche die reine Liebe Preciosa's zu Hippolit über alle Nachstellungen siegt. Mitten in die verfänglichsten Situationen hinein tönt rettend und mahnend der Ruf des Wächters: Ave Maria purissima, und die complicirte Verwicklung gipfelt in dem Gebete der bedrängten Jungfrau:

„O alle heil'gen Engel, steht mir bei!
Geist meiner Mutter, blick' auf mich hernieder!
Glorreiche Mutter Gottes, schütze mich!
Christus, ihr Heil'gen, erbarmt euch mein!

Und doch, was zitt're ich? Was heißt denn sterben?
Verlassen alle Täuschung, Qual und Sorge,
Falschheit, Herzlosigkeit, Verrätherei,
Verlassen alle Schande, Noth und Trauer
Und ewig, ewig ruh'n. O thöricht Herz!
Sei guten Muths! Wenn du aufhörst zu schlagen,
Dann hörst du auf, zu leiden und zu klagen."

Mit diesem schönen Gebete sieht das von aller Welt, auch von Hippolyt verlassene Mädchen dem gewissen Tod in's Antlitz. Dieß Gebet wird erhört und begründet die Peripetie.

Die sittliche Schönheit dieses Charakters sticht um so lebhafter hervor, als Hippolyt, der eigentlich die Hauptperson sein sollte, aller tieferen Grundsätze entbehrt, gleich Flemming träumt und zaudert, und im Grunde nur durch die religiöse Klarheit und Energie Preciosa's zu seinem Glück gelangt. Wir werden diesem sonderbaren Gegensatz noch mehrmals begegnen. Er ist wohl eine Wirkung davon, daß sich der Dichter von den tiefern Wurzeln spanischer Ritterlichkeit und sittlicher Volkskraft keine Rechenschaft gegeben und die Madonnenverehrung, wie die übrigen specifisch katholischen Momente, die in das Stück hineinspielen, bloß als eine das Leben des Weibes veredelnde Gefühlssache aufgefaßt hat, und zwar weit mehr mit dem Herzen, als mit dem Verstande. Am Weibe erscheint ihm der Katholicismus als eine ganz vortreffliche Religion, am Manne weiß er ihn nicht zu würdigen, weil er nicht in seine intellectuelle Tiefe und praktische Triebkraft gedrungen ist. Noch viel weniger ist das Verhältniß des gesunden religiösen Volksgeistes zum Klerus und zur Kirche richtig beurtheilt.

Der Charakter der Preciosa ist übrigens nur eine Art Vorstudie zu jenem Ideal christlicher Weiblichkeit, das sich der Dichter unter dem Einflusse katholischer Romantik gestaltet hatte und das in seiner nächsten größeren Kunstschöpfung weit wahrer, vollkommener und verklärter hervortreten sollte. Es ist dieß die romantische Idylle[1] Evangeline, in epischer Objectivität, idyllischer Gemüthlichkeit und classischer Bewältigung des Hexameters das schönste Seitenstück zu Vossens Luise und Göthe's Hermann und Dorothea, an tieferem poetischem Gehalt aber um ebensoviel reicher, als das einfache, schlichte Leben der niedern Stände durch die alle Lebensverhältnisse durchdringende Poesie eines sichtbaren

[1] Longfellow nennt sie nicht Idylle, sondern einfach An Acadian tale — Eine Geschichte (Erzählung) aus Acadien.

Christenthums über die Thee- und Butterbrod-Glückseligkeit „evangelischer" Prediger und die Schlafrockstugend „reinmenschlichen" Philisteriums emporgehoben und geadelt wird. Das Gedicht erschien 1847. Es beginnt mit einer Schilderung der Waldeinsamkeit, welche einst, reichbebaut und wohlbevölkert, der Schauplatz der Handlung war.

„Hier der Urwald ragt. Die murmelnden Fichten und Tannen,
Moosigen Barts, in grünendem Kleid', undeutlich im Zwielicht,
Steh'n wie Druiden der Vorzeit, mit düst'rer, prophetischer Stimme,
Steh'n gleich Harfnern; es wallt schneeweiß der Bart auf den Gürtel.
Laut das tiefstimmige Meer aus dem nahen Geklüfte der Felsen
Ruft und in trostlosem Klang wiederholen die Wälder sein Klagen.

Hier der Urwald ragt. Doch wo sind die Herzen, die drunter
Hüpften einst wie das Reh, das des Jägers Stimme erlauschet?
Wo die Strohhütten des Dorfs, die Heimath acadischer Farmer,
Deren Leben hier floß wie Waldland bewässernde Ströme,
Dunkel im Schatten der Erde, doch wiederspiegelnd den Himmel?
Oed sind die lieblichen Farmen, die Farmer auf immer entschwunden!
Staub und Laub gleich verweht, die der mächtige Sturm des Octobers
Greift, und er wirbelt sie fort und zerstreut sie weit durch das Meer hin.
Nichts als die Sage nur lebt von dem freundlichen Dörflein von Grand-Pré.

Ihr, die an Liebe ihr glaubt, die hoffet und duldet und ausharrt,
Ihr, die an Stärke ihr glaubt und Schönheit weiblicher Treue,
Lauschet dem Trauergesang, den die Fichten des Waldes noch singen,
Lauschet der Liebesmär' aus Acadiens frohen Gefilden."

Das Acadien, von dem uns der Dichter erzählen will, ist die älteste französische Kolonie in Nordamerika, in der Gegend des heutigen Neu-Braunschweig und Nova-Scotia, etwas nördlich von Longfellows Heimath, dem buchtenreichen Maine. Diese Kolonie hatte schon in ihren Anfängen viel von ihren südlichen Nachbarn englischer Abkunft zu leiden. 1604 gegründet, ward sie 1613 fast gänzlich zerstört, lebte indeß bald wieder auf, um später einem noch tragischeren Loose anheimzufallen. Die Kolonisten gehörten ihrem Ursprung nach meist der Normandie an, ein frisches, fröhliches, unternehmendes und rühriges Völklein, lebhaft wie die Nation, dessen Sprache sie redeten, kräftig und kühn, wie die alten nordischen Seefahrer, von denen sie abstammten. Es fehlte unter ihnen nicht an tüchtigen Bauern; die Liebhaberei der Meisten indeß war Seefahrt und Fischfang, wozu die weniger fruchtbare als fischreiche Seeküste mächtig einlud. Religion, Sitte, Sprache, Tracht waren aus der Normandie herübergekommen; man sprach da noch im 18. Jahrhundert das Idiom Oliver Basselins; und die normännischen Hauben, umgestülpten Schiffs-

kielen mit aufgeblähten Segeln vergleichbar, zeigten sich hier in ihrer vollen, ursprünglichen Pracht. 1713, durch den Utrechter Frieden, wurde dieß arme, aber glückliche Volk, das sich unter der Oberhoheit des Mutterlandes so wohl befunden hatte, an England überlassen. Diese Abtretung bezeichnet ungefähr den Anfang der politischen Niederlagen und des monarchischen Verfalls, welchem die Selbstsucht Ludwig' XIV. seinen Thron und sein Land entgegengeführt hat. Als wackere Katholiken waren die Fischer von Acadien den Pilgern von Massachusetts und deren Kindern und Kindeskindern immer ein Dorn im Auge gewesen, sie selbst waren diesen englischen Hugenotten nicht weniger abgeneigt. Nun sollten sie mit diesen ein Volk werden, mit ihnen gemeinsam gegen das katholische Canada zu Felde ziehen. Man schickte ihnen eine ganze Schaar englischer Kolonisten, die das Land anglisiren und protestantisiren sollten; man gründete an Stelle des alten Chibuktu das neue Halifax. Und als Alles nicht ausreichte, den armen Abgetretenen Liebe zu ihrem neuen Besitzer einzuflößen, zog man alles Gesindel herbei, das kommen wollte, um das große Werk der Nationalisirung zu unterstützen. Doch auch das half nichts. Diese katholischen Franzosen hatten in der Zähigkeit ihres gesunden Familienlebens und ihrer Familienüberlieferung, in ihrem Charakter und in ihrem berechtigten Nationalgefühl mehr Lebenskraft, als die Herren in Boston sich einbildeten. Man wandte sich also nach London. „Wir werden nie ordentlich aufkommen, wenn man uns nicht diese französische Nachbarschaft vom Halse schafft!" So schrieb der später so franzosenfreundliche, philanthropische und tolerante Ben Franklin in die englische Hauptstadt. Der englische Minister Chatham war schwach genug, dieser Zumuthung nachzugeben und im Jahrhundert der Toleranz eine Cabinetsordre zu erwirken, die dem Zeitalter der Hunnen und Vandalen Ehre machen könnte.

Am 5. September 1755 in aller Frühe wurden die sämmtlichen Bewohner von Port-Royal durch feierlichen Glockenklang in die Kirche zusammengerufen. Diese war bald von den Männern erfüllt, die ohne Waffen sich eingefunden; die Weiber drängten sich in den Kirchhof. Da marschirte ein englisches Regiment auf mit aufgepflanztem Bajonnet und besetzte die heilige Stätte. Unter dem Wirbel der Trommeln steigt der Gouverneur Lawrence die Stufen des Altars hinan und verkündet unter lautlosem Schweigen der Versammlung den von Chatham unterzeichneten Befehl. „Auf Befehl Sr. Majestät," redete er in englischer Sprache die acadischen Farmer an, „seid ihr hier zusammengerufen. Ihre Gnade

gegen euch ist von jeher sehr groß gewesen. Ihr wißt, wie ihr derselben entsprochen habt. Die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe, ist peinlich, sie widerstrebt meinem Charakter; aber sie ist unvermeidlich, und ich muß den souveränen Willen Sr. Majestät erfüllen. Alle eure Güter, Landsitze, Heerden, fahrende Habe, Fischereien, Waiden, Häuser, Vieh sind und bleiben zu Gunsten der Krone confiscirt. Ihr seid verurtheilt, nach Ermessen Sr. Majestät in andere Provinzen transportirt zu werden. Ich erkläre euch als Gefangene." Mochten die Acadier vielleicht eine neue, lästige Maßregel erwartet haben, auf einen solchen Schreckensbefehl waren sie nicht gefaßt. Es wäre ihnen sonst ein Leichtes gewesen, die benachbarten Indianerstämme, mit denen sie auf bestem Fuß standen, zu Hilfe zu rufen und mit ihrem Beistand entweder Gut und Blut zu vertheidigen, oder sich wenigstens in's Innere des Landes durchzuschlagen. Jetzt war es zu spät. Nur fünf Tage wurden ihnen zur Vorbereitung auf ihre Transportation bewilligt. Kirchen, Häuser und Speicher wurden von den Soldaten in Brand gesteckt. Man ließ den Verurtheilten kaum die nöthigste Kleidung und das unentbehrlichste Hausgeräth. Kapitalien hatten diese armen Bauern und Fischer nicht, die einzigen Schätze aber, die man in ihren schlichten Hütten traf, d. h. die Crucifixe und Madonnenbilder, diese „Greuel des Götzendienstes", steigerten nur den Grimm der Anglikaner und Puritaner. Gegenüber diesen götzendienerischen Papisten glaubte man die Grausamkeit bis zur Barbarei treiben zu dürfen. Man riß die Familien auseinander, den Gatten von der Gattin, die Kinder von der Mutter, ehrwürdige Greise von ihren Söhnen und Enkeln und schleppte sie auf verschiedene Schiffe mit völlig verschiedener Bestimmung. Kein Jammergeschrei der Frauen, kein Wehruf der Greise, keine Bitten der verzweifelten Männer vermochten der herzlosen Tyrannei Einhalt zu thun. So vollständig von einander getrennt, ohne Hoffnung, einander je wiederzusehen, mußten die zersprengten Familien alle Früchte ihres Fleißes, allen ihren wohlerworbenen Besitz, ihre freundlichen Hütten, ihre traulichen Obstgärten, ihre reichen Weidegründe, ihre Fischerhäuschen, ihre Dämme, ihre Heimath, Alles, Alles, woran ihr Herz hing, verlassen. Im Augenblick, als die Flottille, welche diese 15,000 Franzosen nach dem Süden bringen sollte, in See stach, steckte man ihre Farmhäuser in Brand, und die Gluth der Feuersbrunst röthete das Meer, über das sie dahinfuhren. Um die Qual der Unglücklichen voll zu machen, schiffte man sie in kleinen Abtheilungen an verschiedenen Punkten der südlichen Küste an's Land.

Sittliche Kraft, geschöpft aus tiefem Glauben und unbesieglicher Religiosität, triumphirte indeß wie in so manchen andern Fällen, wenigstens so weit es möglich war, über diese unerhörte Grausamkeit und diese namenlosen Leiden. Viele dieser wackern Normannen fanden sich, trotz der abgefeimten List des Verfolgers, in weitentlegenen Ländern wieder zusammen, einzelne in Frankreich, andere auf der Insel St. Domingo, wieder andere im französischen Guyana; manche von ihnen trafen sich in Louisiana; einzelne waren kühn und standhaft genug, nach langen Jahren voll Mühsal und Abenteuer wieder nach Port-Royal zurückzukehren und sich auf's Neue auf dem Grund und Boden ihrer Väter anzusiedeln. Merkwürdig ist es, wie unsere modernen Toleranzapostel, welche immer und immer die „Salzburger Emigranten" im Munde führen, von den vertriebenen katholischen Acadiern nichts wissen; und doch ist das eben Mitgetheilte historische Thatsache, während die Salzburger Grausamkeiten bloß der protestantischen Legende angehören. Aber fast noch merkwürdiger ist es, daß nach kaum einem Jahrhundert ein Abkömmling der unduldsamen Puritaner von Massachusetts, tief erschüttert von jener furchtbaren Katastrophe, sie zum Vorwurfe einer Dichtung wählte, welche den katholischen Opfermuth und die sittliche Kraft jener verfolgten Katholiken auf ewig verherrlichen sollte. Denn das ist der Gegenstand der „Evangeline".

Das Gedicht besteht aus zwei Theilen, jeder derselben aus fünf kleinen Gesängen. Longfellow entwirft zuerst ein Bild des stillen, idyllischen Glücks, das die schlichten Acadier in ihrer Ansiedelung genossen, ehe die Wuth politisch-religiöser Verfolgung über sie hereinbrach.

„Im acadischen Land, am Seegestade von Minas,
Einsam, friedlich und still, lag tief im fruchtbaren Thale
Grand-Pré, das liebliche Dorf. Weit streckten sich ostwärts die Felder,
Deren Namen es trug, und Wiesen für zahllose Heerden,
Dämme, die rastlos die Hand des emsigen Farmers gethürmet,
Wehrten der stürmenden Fluth. Doch zu Zeiten grüßten die Schleusen,
Weit sich öffnend, das Meer und ließen es zieh'n durch die Flur hin.
Westlich und südlich ergossen Flachsfelder, Obstgärten und Aecker
Sich ohne Grenze und Ziel durch die Eb'ne, bis weit wo im Norden
Blomidon ragt' und uraltes Gehölz, und hoch auf den Bergen
Seedunst spannte sein Zelt, und Nebel des mächtigen Weltmeers
Blickten in's glückliche Thal — doch stiegen sie niemals hernieder.
Hier, in Mitte der Farmen, lag still das acadische Dörfchen.
Fest aus Eichen gefügt und Kastanien waren die Häuser,
Wie zu der Heinriche Zeit sie baute normännisches Landvolk.
Strohgedeckt war das Dach, mit Fensterchen; ragende Giebel

Schützten das unt're Geschoß, und gaben Schatten dem Thorweg.
Hier, wenn am ruhigen Abend des Sommers die vollere Sonne
Schien in die Straße des Dorfs, vergoldend die Fähnchen am Rauchfang,
Saßen Mutter und Maid, in schneeweißen Häubchen, in Miedern,
Purpurn, grün und blau, und spannen am Rocken den gold'nen
Flachs für den Webstuhl im Haus, deſſ' laute, geschwätzige Schifflein
Tönten hinein in das Knarren des Rads und die Lieder der Mädchen.
Feierlich kam dann herab die Straße der Pfarrer, und inne
Hielten die Kinder im Spiel, zu küssen die segnende Hand ihm.
Würdig in ihrem Geleit ging er, es erhoben die Frauen
Vor dem Nahenden sich, und boten ihm herzlichen Willkomm.
Dann vom Felde nach Haus die Werkleute kamen, und friedlich
Sank die Sonne zur Ruh, und es dämmerte. Bald dann vom Kirchthurm
Freundlich der Angelus scholl, und über die Dächer des Dorfes
Säulen von bläulichem Rauch, gleich Weihrauchwolken, sich hoben
Auf von hundert Herden, den Sitzen beglückenden Friedens.
Also in Liebe geeint, diese schlichten, acadischen Farmer
Lebten in Liebe zu Gott und Menschen, so frei von der Furcht, die
Grimme Tyrannen umgibt, wie vom Neid, dem Laster des Freistaats.
Weder ein Schloß versperrte die Thür', noch Riegel die Fenster,
Offen die Wohnung stand, wie der Tag und die Herzen der Eigner.
Hier war der Mächtigste arm und der Ärmste lebte im Reichthum.

Etwas abseit vom Dorf, und näher am Minasgestade,
Benedict Bellefontaine, der behäbigste Farmer von Grand-Pré,
Wohnte auf stattlichem Grund, und mit ihm, ihm führend den Haushalt,
Evangeline, sein Kind, die Holde — die Zierde des Dörfleins.
Fest und stattlich gebaut war der Mann von siebenzig Wintern,
Herzlich, frisch und gesund, ein schneebekränzeter Eichbaum.
Weiß, wie der Schnee, war sein Haar, die Wange so bräunlich wie Eichlaub.
Lieblich war sie zu schau'n, die Maid von siebenzehn Sommern.
Schwarz war ihr Aug', wie am Dornengebüsch die funkelnde Beere,
Schwarz — und strahlte doch sanft aus dem braunen Schatten der Locken.
Wenn in der Ernte zu Mittag den Schnittern sie brachte die Krüge
Schäumenden Bieres, des selbstgebrauten, wohl schön war die Jungfrau.
Schöner am Sonntag sie war, wenn früh vom Thürmchen die Glocke
Heilige Klänge ergoß, gleich dem Priester, der mit dem Hyssop
Rings die Gemeinde besprengt, und Segen über sie ausgießt.
Nieder die Straße dann ging sie, mit Rosenkranz und Gebetbuch,
Trug das normännische Häubchen, das blaue Mieder, den Ohrschmuck,
Einstens herübergebracht von Frankreich, und seither als Erbstück
Wandernd von Mutter zu Kind durch die Hände vieler Geschlechter.
Doch ein himmlischer Glanz — ein Zauber ätherischer Schönheit
Strahlt' ihr im Aug' und umfloß die Gestalt ihr, wenn nach der Beichte
Heimwärts freudig sie ging, mit Gottes Segen im Herzen.
War sie vorbei dann, so war's, wie wenn liebliche Lieder verklungen."

Evangeline ist Braut. Gabriel Lajeunesse, der Sohn des Grobschmieds, der wackerste Bursch im Dorf, als Kind einst ihr Jugendgespiele,

und von demselben treuen, alten Pfarrer Felician unterrichtet, hat längst ihr Herz gewonnen und auf seine Bitte auch der Väter Zusage erhalten. An einem schönen Abend des „Allerheiligen-Sommers" soll die Verlobung notariell vollzogen werden. Evangeline spinnt eben an der Seite ihres treuen Vaters, der am Feuerherde stochert, als plötzlich der alte Grobschmied hereinkommt und üble Gerüchte bringt von Ankunft einer englischen Flottille, von einer Citation des Volkes in die Kirche auf den folgenden Tag u. s. w. Der gemüthliche Benedict läßt sich aber hiedurch nicht aus seiner Ruhe aufscheuchen; der Notar Leblanc erscheint:

„Krumm, wie ein kämpfendes Ruder, das gegen die Brandung sich anstemmt,
Krumm, doch gebrochen noch nicht vom Alter, der würd'ge Notar war.
Büschel von gelblichem Haar, gleich den seidenen Flocken des Maiskorns,
Wallte zur Schulter, die Stirne war hoch und die hörnene Brille
Rittlings saß auf der Nase, verkündend erhabene Weisheit.
Vater von zwanzig Kindern war er, und es ritten wohl hundert
Enkel ihm schon auf dem Kniee, und lauschten dem Tick seiner Sackuhr."

Die Verlobung wird feierlich vorgenommen, protocollirt, mit Segenssprüchen begleitet und mit einem guten Labetrunk abgeschlossen. Am folgenden Morgen schon ist Hochzeit; fast das ganze Dorf nimmt daran Theil. Nach der kirchlichen Einsegnung, deren Schilderung übergangen ist, beginnt gleich der Tanz, und die muntern Acadier sind so fröhlich, wie in ihrer heimathlichen Normandie. Aber plötzlich marschirt das englische Regiment auf, Alles strömt in die Kirche, der bangen Erwartung folgt der unerwartete, über alles Maß hinaus entsetzliche, fast undenkbare Schlag. Einen Augenblick starrt das ganze Volk im Schweigen der Verzweiflung. Dann erhebt der alte Grobschmied seine nervige, obwohl unbewaffnete, Faust und fordert zum Kampf auf Leben und Tod auf:

„‚Nieder mit Englands Tyrannen! Wir leisteten nie ihnen Treueid!
Tod den Söldnern, den fremden, die Haus uns und Ernte entreißen!'
Mehr wohl noch hätt' er gesagt. Doch die gnadlose Faust eines Söldners
Traf ihn jäh auf den Mund, und zog ihn gewaltsam zu Boden.
Mitten jedoch im Tumult und Wirrwarr zornigen Kampfes
Sieh! da öffnet im Chor sich die Thüre, und Vater Felician
Eintrat ernsten Gesichts, und stieg hinauf zum Altare,
Hob die geweihete Hand, und brachte winkend zum Schweigen
All' das wirre Geschrei, und also sprach er zum Volke.
Feierlich ernst war der Ton, in Worten gemessen und traurig
Sprach er, wie wenn nach Sturmgeläute vernehmlich die Uhr schlägt.
‚Kinder, was ist's, was ihr thut? Ist's Wahnsinn, der euch ergriffen?
Vierzig Jahre des Lebens hab' ich gewirkt hier, und lehrt' euch,
Nicht in Worten allein, in der That auch, einander zu lieben!

Ist dieß die Frucht meiner Müh'n, Nachtwachen, Gebete, Entbehrung?
Habet so schnell ihr vergessen die Lehre von Lieb' und Vergebung?
Hier thront friedlich der Fürst des Friedens, und ihr wollt entweihen
Mit Gewaltthat sein Haus, mit haßüberwallendem Herzen?
Seht, wie gekreuzigt der Herr von dem Kreuze hernieder auf euch schaut!
Seht, in dem leidvollen Aug' nur Sanftmuth, heiliges Mitleid!
Hört seiner Lippen Gebet wiederholen: ‚Vergib ihnen, Vater!‘
Laßt es uns sprechen ihm nach, wenn wir von den Bösen umdrängt sind,
Laßt es uns sprechen auch jetzt und beten: ‚Vergib ihnen, Vater!‘

Kurz war das tadelnde Wort; doch tief in die Herzen des Volkes
Drang es, und Seufzer der Reue verdrängten den tobenden Ausbruch,
Und sie sprachen ihm nach das Gebet: ‚Vergib ihnen, Vater!‘

Dann kam die Feier des Abends. Vom Altar flammten die Kerzen.
Glühend und tief war die Stimme des Priesters, und nicht mit dem Mund bloß,
Auch mit den Herzen das Volk antwortete. Ave Maria
Sang man, fromm auf den Knieen, und Aller Seelen erschwangen
Sich in heißem Gebet, wie Elias einst, in den Himmel.“

Aufrechtgehalten durch den Trost der Religion, verbringen die unglücklichen Frauen der Acadier die fünf schrecklichen Tage ihrer Gnadenfrist damit, das Nöthigste für die Reise auf die Schiffe zu fördern. Gegen Sonnenuntergang des fünften Tages ruft die Trommel zum allgemeinen Abschied. Die bis dahin in der Kirche zusammengepferchten Männer ziehen zwischen englischen Bajonnetten in traurigem Zug an Bord der Schiffe. Die jüngern unter ihnen suchen in religiösen Liedern Trost und Erleichterung.

„Heiliges Herz des Erlösers! O unerschöpflicher Brunnquell!
Fülle das Herz uns heut' mit Kraft und Geduld und Ergebung!“

Die ältern stimmen in das Lied ein, und ebenso die Frauen und Kinder, die sich zum Abschied herbeidrängen. Halbwegs zwischen Kirche und Gestade sieht Evangeline ihren jugendlichen Gatten zum letzten Mal und lispelt ihm zu:

„Gabriel, sei guten Muths! Wenn treu wir lieben einander,
Kann uns nichts Leides gescheh'n, was immer für Prüfung uns treffe!“

Gabriel und sein Vater werden von einander getrennt und auf verschiedene Schiffe gebracht. Die Angelusglocke schweigt. Der greise Priester geht unter den klagenden Schaaren umher, um zu trösten, zu ermuthigen, zu helfen, so gut er kann. Er trifft Evangeline noch bei ihrem todesbleichen Vater. Vor Schmerz versagt auch ihm das Wort. Da lodern die ersten Häuser auf. Flammend röthet sich der Himmel wie von einem Prairiebrand. Ueberwältigt vom Schmerz bricht der alte Farmer Belle=

fontaine plötzlich todt zusammen. Evangeline hat nun keine Stütze mehr, als den treuen, greisen Missionspriester, der sich ihrer väterlich annimmt und zunächst, mitten in dem Wirrwarr der Einschiffung, ihrem Vater für ein Grab sorgt.

„Noch erhellte die Gluth des brennenden Dorfes die Landschaft,
Färbte den Himmel mit Blut und flammte auf allen Gesichtern,
Und wie der jüngste Tag schien's ihren wankenden Sinnen.
Da eine traute Stimme vernahm sie, die sagte zum Volke:
‚Laßt uns begraben ihn hier am Meere. Wenn bessere Zeiten
Bringen dereinst uns heim aus fremdem Land der Verbannung,
Soll sein geheiligter Staub bestattet werden im Friedhof.‘
Also der Priester sprach. Und eilig am Ufer des Meeres,
Statt von Leichenfackeln, umflammt von dem brennenden Dorfe,
Doch ohne Sang, ohne Klang ward der Farmer von Grand-Pré begraben.
Und als die Stimme des Priesters erscholl zum Trauergebete,
Horch! mit klagendem Ton, wie die Stimme zahlreichen Volkes,
Feierlich rauschte die See antwortend und theilte die Klage.
'S war die rückkehrende Fluth, die weit von des Oceans Wüste,
Mit dem dämmernden Tag aufwogend, enteilte zum Lande.
Dann hob einmal noch sich der Einschiffung Lärm und Gedränge,
Und mit der folgenden Ebbe die Schiffe verließen den Hafen.
Bald lag weithin zurück Strand, Grab und das Dörflein in Trümmern.“

So endigt der erste Theil mit dem tiefen Pathos der Todtenklage. Der zweite Theil ist eine kleine Odyssee. Weit im Süden an's Land gesetzt, sucht die treue Evangeline ihren jugendlichen Gatten wieder aufzufinden. Sie begleitet als Mentor den greisen Missionär. Da und dort treffen sie vereinzelte Mitglieder der acadischen Kolonie; neue Freier werben um die Hand der noch mädchenhaften Verlobten, doch sie bleibt standhaft.

„Heiter und doch wehmüthig sprach Evangeline: ‚Ich kann nicht!
Fort ist mein Herz und ihm folgt meine Hand, und nirgendwo sonst hin.
Denn wo das Herz geht voran, wie ein Licht, und den Fußpfad erhellet,
Klären viel Dinge sich auf, die sonst im Dunkeln begraben.‘
Und dann sprach wohl ihr Freund und Seelenführer, der Priester,
Freundlich lächelnd: ‚Mein Kind! So redet dein Gott dir im Herzen!
Nie von verlorener Lieb' sprich, Liebe geht nimmer verloren;
Kann sie erfreu'n nicht das Herz eines Andern, strömet ihr Wasser
Still zur Quelle zurück, sie füllend, wie Regen, mit Labung;
Was die Quelle ergießt, muß wiederkehren zur Quelle.
Also Geduld! Erfülle dein Werk — das Werk deiner Liebe!
Kummer und Schweigen sind stark, geduldiges Leiden ist göttlich.
Drum erfülle dein liebendes Werk, bis die Seele vergöttlicht,
Reiner, gestärkt, vollkommen und würdiger himmlischen Lohnes!‘“

Durch die Rede des wackern Mannes ermuthigt, fährt Evangeline fort, zu hoffen und zu harren, und, unberührt von Leid und Lust der Welt,

den ungeheuern Kontinent zu durchpilgern, um ihren Gatten aufzusuchen, von den herrlichen Ufern des Mississippi bis hin an die Felsketten Nebraska's, und von den Ozarkbergen bis zur Hauptstadt Pennsylvaniens. Die frappantesten Bilder amerikanischen Lebens, die reizendsten Naturgemälde entfalten sich auf dieser Wanderschaft, von Evangelinens Sehnsucht mit zartem lyrischem Zauber überhaucht, als Prüfungen ihrer Energie dramatisch mit der Handlung verwoben. Die Reihe dieser Scenen eröffnet die Fahrt auf dem Mississippi.

„Über versunkenem Sand, durch waldumschattete Wildniß
Glitten sie Tag um Tag hinab auf dem reißenden Strome,
Lagerten Nacht um Nacht auf seinem Strande beim Feuer.
Jetzt durch brausende Schnellen, auf welche die Baumwollenstaude
Buschig nickt' aus dem Inselgrün, sie folgten der Strömung,
Fuhren hinaus dann in breite Lagunen, wo silberne Dünen
Lagen im Strom, und entlang den gekräuselten Wellen des Ufers
Wateten viel Pelikane im Glanz schneeweißen Gefieders.
Flacher dann wurde das Land, und es flogen längs dem Gestade,
Unter dem Schatten des Chinabaums und üppiger Gärten,
Häuser von Pflanzern dahin, gar stattlich, und Hütten der Neger.
Denn schon nahte das Land, wo in ewigem Sommer das Feld prangt,
Wo an der goldenen Küste, durch Haine duft'ger Orangen,
Weit gen Osten der Strom sich schwingt in herrlicher Krümmung.
Sie auch änderten Curs und verloren, dem Bayou [1] von Plaquemine
Folgend, sich bald im Gewirr der träge sich schlängelnden Wasser,
Die wie ein Netzwerk von Stahl sich dehnten nach jeglicher Richtung.
Über dem Haupt hochragend und schwarz das Gezweig der Cypresse
Wölbt' sich zum dämmernden Chor, und mitten herab in den Lüften
Wallte das hängende Moos, wie Banner in uralten Domen.
Todesschweigen hier herrschte, das störten höchstens die Reiher,
Wenn sie aufsuchten ihr Nest auf hoher Ceder am Abend,
Oder begrüßend den Mond, der Eule dämonisches Lachen.
Lieblich das Mondlicht war, wenn sanft es erglomm auf den Wassern,
Glomm an Cypressen und Cedern, den Säulen der ragenden Bogen,
Deren Wölbung es schimmernd durchbrach, wie zerspalt'ne Ruinen.
Träum'risch verschwommen und fremd sah Alles aus in der Runde,
Staunen und Trauer befiel gar wunderbar ihre Seele —
Ahnung des Unheils gleich, unsichtbar, nicht zu vermeiden.
Wie beim Gestampf des trabenden Hufs auf der Flur der Prärien
Längst im Voraus sich schließt das Blatt der zücht'gen Mimose,
So bei dem Hufschlag des Schicksals und Übles bedeutender Ahnung
Schrumpft und schließt sich das Herz, eh' der tödtliche Streich es erreicht hat.
Evangeline jedoch war gestärkt durch ein Traumbild, das dämmernd
Schwebte vor ihr einher und durch das Mondlicht sie ansah.

[1] So werden dort die Seitencanäle des Mississippi genannt.

Ihres Denkens Gebild war's, das Gestalt nun bekommen.
Durch den schattigen Dom war Gabriel vor ihr gepilgert,
Jeglicher Ruderschlag bracht' ihn ihr näher und näher."

In der That war sie ihm näher gekommen, als sie vermuthen konnte. Denn in dem „Eden Louisiana's" hatten Basil, der Grobschmied, sein Sohn Gabriel, Michael, der acadische Geiger, und viele Andere der armen Verbannten eine neue, schönere Heimath gefunden. Wie freuten sich Alle, ihren alten Pfarrer wieder zu treffen, der nun bei ihnen bleiben und der neuen Heimath den rechten Halt und Segen geben soll. Aber Gabriel hat in dem Wonnegarten von Louisiana nicht Rast und nicht Ruhe gefunden, sondern ist ausgezogen, um Evangeline zu suchen. Diese wandert ihm nun nach, kommt ihm auf die Spur, aber sie vermag ihm nicht schnell genug zu folgen: wie eine unerreichbare Fata Morgana eilt er vor ihr her. So pilgert die Unermüdliche in Liebesleid und treuer Liebe bis in die Berge des fernen Westens, wo ein armes Indianermädchen sie in die Indianermission führt.

„Früh am folgenden Tag ging weiter der Marsch, und die Shawnee [1]
Sprach, als sie zogen dahin: ‚Am westlichen Hang jener Berge
Wohnet im christlichen Dörfchen das Haupt der Bekehrten, der Schwarzrock.
Vieles lehrt er das Volk, von Maria erzählt er und Jesus,
Hell lacht ihnen das Herz und sie weinen vor Schmerz, wenn er predigt.'
Plötzlich im Stillen gerührt, erwiederte Evangeline:
‚Laß uns gehen in's Dorf, es harret dort fröhliche Botschaft.'
Und sie lenkten dahin ihre Schritte, und hinter dem Berge,
Eben die Sonne verschwand, da hörten sie murmelnde Stimmen,
Und auf geräumiger Flur, am grünen Rand eines Stromes,
Sah'n sie die Zelte der Christen, das jesuitische Zeltdorf.
Hoch in der Mitte des Dorfs eine Eiche ragte, da knieete,
Von seinen Kindern umringt, der Schwarzrock-Häuptling. Ein Kreuzbild
Hing an dem Stamme des Baums, von Blättern der Rebe umschattet,
Schaute mit brechendem Blick auf das Volk, das knieete darunter.
Dieß war ihr ländliches Kirchlein. Hoch durch die verästeten Bogen
Seines luftigen Daches erscholl der Choral ihrer Vesper,
Lieblich mischend sein Lied mit dem Rauschen und Säuseln der Zweige.
Still, mit entblößtem Haupt, die Reisenden langsam sich nahten,
Knieeten hin auf die Rasenflur und folgten der Andacht.
Doch als die Feier zu End' und von den Händen des Priesters
Reichlich geströmt war der Segen, wie Saat aus Händen des Sämanns,
Kam der würdige Mann her zu den Fremden und hieß sie
Willkomm', und wohlwollend er lächelte, als sie ihm dankten,
Hörend den heimischen Klang seiner Muttersprache im Urwald,
Und mit freundlichem Wort geleitet' er sie in den Wigwam."

---

[1] Stammname des Indianermädchens.

Auch hier ist Gabriel schon gewesen. Vor kaum einer Woche erzählte er dem einsamen Missionär dieselbe Leidensgeschichte, welche ihm Evangeline erzählt. Indeß in der Wildniß ist an ein Finden kaum mehr zu denken; doch hält des Priesters Wort ihren Muth und die Standhaftigkeit ihrer Tugend abermals aufrecht.

„Habe Geduld und Glauben,“ sprach er, „und erhört wird dein Flehen!“

Die Erhörung, welche Longfellow als Lösung des kleinen Dramas eintreten läßt, ist aus dem tiefsten Schatze christlicher Lebensanschauung geschöpft. Es ist kein Wiedersehen mit irdischem Jubel und zeitlichem Freudenklang, es ist ein Wiedersehen in der heiligsten Vollendung des Opfers und in übernatürlicher Verklärung der Liebe. Nachdem Evangeline ihren Gatten fruchtlos in den Einöden Michigans und an den Ufern des Delaware, in einsamen Weilern und volkreichen Städten, in den Zelten friedlicher Quäker und in den Lagern der Freiheitsarmee gesucht hat, widmet sie sich endlich zu Philadelphia als barmherzige Schwester dem Dienste der christlichen Charitas, wird zum Engel der Barmherzigkeit und legt, während die Pest ausbricht, auch ihr Leben auf den Opferaltar. Da im Spitale trifft sie Gabriel wieder und steht ihm im Tode bei.

„Alles war nun vorüber, dieß Hoffen und Fürchten und Grämen,
All' dieß Herzeleid, dieß ruhlose, rastlose Sehnen,
All' der dumpfe Schmerz und des Duldens quälende Dauer.
Und als nochmals sie drückte das leblose Haupt an den Busen,
Neigte sie sanft ihr eig'nes und lispelte: ‚Dank dir, o Vater!‘“

So endigt Evangeline, eine der schönsten, formvollendetsten und edelsten Dichtungen der Neuzeit. „Die Erzählung ist kalt und gezirkelt,“ meint ein moderner liberaler Kritiker, „auch die an sich rührenden Vorfälle lassen uns gleichgiltig; kein Herzensgeheimniß ist durchdrungen (!), keine verborgene Fiber wird in Schwingung versetzt u. s. w.“ Er weiß sich über die mißrathene Anlage nur dadurch zu trösten, daß dieselbe zu so schönen Landschaftsbildern, wie z. B. demjenigen des Mississippi, führt. In diesem Tadel ist wohl der Hauptvorzug des Gedichtes ausgedrückt. Es ist keine banale, aufregende Liebesgeschichte im modernen Stil, sondern ein schlichtes, edles Bild wahrer Liebe, die von Religiosität belebt und getragen, sich im Leiden bewährt und im Leiden ihren Trost und ihren Lohn findet. Wem das Geheimniß christlich ertragenen Leidens verborgen und unverständlich ist, dem muß das Gedicht allerdings ein mattes, trübes, unverständliches Glasgemälde bleiben. Nur dieser Grundgedanke

haucht Licht hinein und verbindet die einzelnen Farbentöne zu voller Harmonie. Alsdann bietet es aber in seiner idyllischen Einfachheit, dem Reichthum seiner Bilder, der sanften Spannung seiner Handlung, der Schönheit und Wahrheit seiner Charaktere nicht bloß den vollen Genuß eines Kunstwerks, sondern auch eines Kunstwerks, das die Seele ganz und ungetheilt dem Urquell alles Schönen nähert. Die Auswüchse menschlicher Leidenschaft und das Schlechte, was Amerika hervorgebracht, ist in so zahllosen Romanen durchgepeitscht, daß wir die Erinnerung daran in dem Gedichte gern vermissen. Daß aber eine so reine Blüthe der Dichtung in Amerika populär geworden, deutet auf sittliche Kräfte hin, welche der amerikanischen Gesellschaft zur höchsten Ehre gereichen.

---

7. Kavanagh. Am Meeresstrand und am Herdfeuer.

Evangeline war ihrem Gehalt und Geiste nach eine völlig katholische Dichtung. Sich mit der ganzen Fülle seines Schönheitsgefühls hineinlebend in den anziehenden Stoff, war des Dichters Herz daran gleichsam katholisch geworden und hatte dem Katholicismus eine dichterische Apologie geweiht, die um so mächtiger wirken mußte, als ihr keine specielle theologische Tendenz zu Grunde lag, sondern die schlichteste Liebe zur Wahrheit und Schönheit. Erschrack der Dichter, als das katholische Werk seines Geistes vor ihm lag? Bangte ihm, nicht vor dem Publikum, dem gegenüber er immer große Selbständigkeit an den Tag gelegt hatte, aber vor sich selbst, daß er, seinen Idealen folgend, so tief in den „Romanismus" hineingerathen war? Wir wissen es nicht, aber die nächste Publikation läßt beinahe vermuthen, daß eine ähnliche Furcht sich seiner bemeisterte und daß er sich mit Vorliebe einem Ideenkreise zuwandte, der einen „freien, religiösen Standpunkt" zu wahren geeignet schien.

Ein Jahr nach Evangeline, 1848, erschien Kavanagh, ein kleiner psychologischer Genreroman, der sich in dem irdisch-behäbigen, hochzeitsseligen und hampelmännisch-frommen Kreise eines protestantischen Pfarrer-Stilllebens abspielt. Aber der neue „Vikar von Wakefield" ist kein alter, würdiger Patriarch, wie der bei Goldsmith, der in biderbem, heldenmüthigem Kampf seine Kinder aus dem Verderben der bösen Welt und den mannigfachsten Abenteuern losringt und zum heimathlichen Herde zurückbringt. Keine Pfarrerstochter geräth hier in die Schlingen aristokratischer Bosheit; kein Pfarrerssohn kehrt hier nach wunderlichen Streifzügen in die Arme seines greisen Vaters zurück. Wir befinden uns nicht im Alt-England des 18. Jahrhunderts, sondern im Neu-England des 19. Jahrhunderts, in der Übergangszeit von der „guten, alten" Zeit der Postkutschen und des rauhhaarigen Puritanismus in die Ära der Eisenbahnen und des allesumarmenden Latitudinarismus.

Arthur Kavanagh, der Held der Geschichte, ist der Sprößling einer altkatholischen Familie in Maine. In einem einsamen Waldhause, von

allen protestantischen Einflüssen abgeschieden, erhält er von seiner Mutter eine gutkatholische, aber wegen der Einsamkeit etwas mädchenhafte Erziehung. Um ihn kräftiger heranzubilden, schickt ihn der Vater an ein Jesuitencolleg in Canada, wo sich seine Fähigkeiten schön entwickeln und seine poetischen Anlagen sowohl im classischen Studium als in der religiösen Grundlage des Unterrichts reiche Befriedigung finden. Aber heimgekehrt und noch mehr vereinsamt, da die Mutter bald nach seiner Rückkehr starb, legt sich der träumerische Jüngling auf Mystik, liest Molinos und die Werke der hl. Theresia und sonst alles Mögliche bunt durcheinander, fängt dann an über kirchengeschichtliche Fragen und Schwierigkeiten nachzubrüten, und geräth durch ordnungslose Lectüre endlich in eine wahre Leidenschaft für „geistliche und geistige Freiheit", d. h. er verliert seinen katholischen Glauben und kommt so weit, daß er nur den Tod seines Vaters abwartet, um „Diener am Worte" zu werden. Das ist kurz des Helden Vorgeschichte, die erst gelegentlich mitten in der Novelle nachgeholt wird.

In diese hinein tritt er als bereits qualificirter Prediger, nachdem wir seinen Wirkungskreis, das Städtchen Fairmeadow (Schönenwies), etwas kennen gelernt, das sich noch der ganzen Kleinstädterei der guten alten Zeit freut. Nur ein Genie verkündet hier als verfrühte Schwalbe schon die Periode modernen Lichts und modernen Fortschritts. Es ist der Schulmeister Churchill, der nicht nur mit einer Secundärschule von hundert unruhigen Jungen, sondern gleichzeitig mit einer viel größern Anzahl literarischer Pläne ausgestattet ist, sogar seine Frau mit „altindischer Poesie" plagt und den Mädchen Rechenaufgaben aus „Lilawati" gibt: „Ein Fünftel eines Bienenstocks flog auf die Kadamba-Blume, ein Drittel flog auf die Silandhara, dreimal der Unterschied dieser Zahlen flog auf einen Baum, und eine Biene fuhr fort herumzufliegen, gleicherweise angezogen von der duftenden Ketaki und anderseits von der Malati. Wie viel Bienen waren es?" Der größte und „einzige" Gedanke dieses zu seinem Unheil für Poesie schwärmenden Schulmeisters ist darauf gerichtet, einen Roman zu schreiben. Weder Familiensorgen noch das harte Amt sind im Stande, ihn davon abzubringen, und doch will der Roman nicht zu Stande kommen. Die übrigen Notabilitäten von Fairmeadow, bei welchen wir von der Schule Mr. Churchills aus eingeführt worden, sind: der alte, sauertöpfische, unverträgliche Prediger Pendexter, der sich durch Langweiligkeit seiner Predigten mit der ganzen Gemeinde überworfen hat und nach einer pedantisch-selbstgefälligen Abschieds-

predigt daraus abzieht; sein Küster, der bei aller sonstigen Dienstergebenheit froh ist, ihn los zu werden; Fräulein Alice Archer, ein schönes, aber fast schwindsüchtiges Mädchen, das früh seinen Vater verloren und nun einsam bei seiner halbblinden Mutter wohnt; Frau Archer, eine kränkliche Matrone, die, völlig erblindet, der Tochter mehr als je bedarf und ihr beinahe jede Aussicht auf eine Heirath abschneidet; Jungfer Sally Manchester, Magd der Frau Archer, zwar mit einem wandernden Zahnarzt verlobt, aber nach dessen herzloser Absage zu dem Entschluß gelangt, nie zu heirathen, sondern bei Frau Archer zu bleiben; Herr Vaughan, Richter, ein greiser, würdiger Jurist, dessen Tisch immer von Akten, dessen Stubenboden von aufgeschlagenen Rechtsbüchern überfüllt ist; Fräulein Cäcilia Vaughan, sein einziges Kind, ein frisches, lebenslustiges Mädchen, die gesuchteste Partie von Fairmeadow, aber noch an keinen der vielen Freier vergeben; Herr H. Adolphus Hawkins, der eigentlich Hiram A. Hawkins hieß, aber sich des „Alttestamentlichen" schämte, Kaufmann in Linnen und Teppichen, dabei nach dem Bekenntniß seiner Schwester so sehr Poet, daß er „im Schooße seiner Familie meist in Blankversen redete", und in Fräulein Cäcilia so verliebt, daß er sie nicht nur persönlich auf Schritt und Tritt verfolgte, sondern sie auch durch seine Schwester Miß Martha Amalia mit einer ganzen Fluth von Liebesversicherungen und Selbstempfehlungen überschütten ließ. Das die Hauptpersonen.

Die Verwicklung ist sehr einfach. Nachdem die Gemeinde glücklich ihren murrköpfigen Pendexter entfernt hat, befreit sich auch Miß Cäcilia durch einen gehörigen Korb von den lästigen Anträgen des Herrn Adolphus Hiram Hawkins, der es noch immer für unmöglich hielt, daß die weibliche Zierde des Städtchens ihm, der männlichen Zierde desselben, und seinen goldenen Ringen, Brustnadeln, Uhrketten, seinen Blankversen und seiner noch vorzüglicheren Toilette zu widerstehen vermöchte. So ist Platz für einen Pfarrer und für einen Bräutigam, d. h. für den Reverend Arthur Kavanagh. Im Gegensatz zu dem prosaischen Ziermenschen Hawkins und zu dem unglücklichen Poeten und Schulmeister Churchill, der sich in literarischen Projecten verliert, ist Arthur eine ebenso praktische als wirklich poetische Natur, weiß sich trotz seiner liberal-modernen Richtung gleich beliebt zu machen, wird Churchills und aller Welt Freund und behauptet sich gegen die Reaction, welche der grimme Pendexter und einige Altgläubige anzufachen versuchen. Statt mit seiner prosaischen Pfarrwohnung vorlieb zu nehmen, läßt er sich im Kirchthurm ein Poeten-

stüblein einrichten, das nach allen vier Weltgegenden Fenster hat, und er sättigt da oben seine Predigt mit Floskeln und Naturbildern aus allen vier Jahreszeiten.

So zauberhaft spricht er in seiner ersten Predigt vom Frühling der Natur und vom Frühling der Seele, daß die stille, sinnige Alice Archer alle Prüfungen ihres einsamen und leidensvollen Daseins vergißt und den ewigen Frühling schon auf Erden zu finden glaubt, wenn der junge Prediger ihr seine Hand reichen möchte. Auch Miß Martha Amalia wird jetzt eine fleißige Kirchgängerin. Mit Miß Cäcilia Vaughan aber wird der poetische Seelenhirt bei Moses Merryweather, Händler in Kanarien- und andern Vögeln, sowie Vogelausstopfer, bekannt, und ist von der Begegnung so verzückt, daß er ganz vergißt, weßhalb er in den Laden getreten. Cäcilia aber hat sich ein Brieftäubchen bestellt, um fürder mit ihrer Freundin Alice Archer eine Brieftaubenpost zu unterhalten. In diesem Verkehr tauschen die beiden Fräulein alle ihre Herzensgeheimnisse aus, nur eines nicht, daß sie beide den jungen Prediger lieben. Während indeß Alice bei ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit nie dazu kommt, ihre Liebe kundzugeben, wird Cäcilia bei einem Picknick, das Churchill arrangirt, näher mit Kavanagh bekannt. Da fügt sich's nun, daß eines schönen Tages die arme Brieftaube auf ihrem Wege von Alice zu Cäcilia von einem Raubvogel verfolgt, dem theils von Homilien, theils von Naturschönheit, theils von Hochzeit träumenden Prediger in's Zimmer fliegen muß. Nichts als „Cäcilia" steht auf dem Briefchen. Kavanagh faßt die Gelegenheit beim Schopf, schreibt eine kurze Liebeserklärung mit voller Unterschrift, hängt sie dem Täubchen an und schickt es weiter. Aber statt zu Cäcilia fliegt das scheue Ding heim zu Alice. Alice achtet erst nicht auf die Adresse und liest nur die Erklärung des Reverend Kavanagh. Bei ihrem Mangel an Erfahrung hat sie sich längst in die unerschütterliche Ueberzeugung hineingeträumt, daß, weil sie Kavanagh so ernstlich liebe, er auch sie so ernstlich lieben müsse, und daß er sie einst zur glücklichen Frau Pfarrerin machen werde. Und so war es nun; sie schwamm in einem Himmel voll Seligkeit, aber nur einen Augenblick; denn sie gewahrt nun die Ueberschrift — — sie ist verschmäht, einsam für immer. Dieser Stoß knickt ihre schwache Gesundheit vollends; sie welkt dahin, aufgezehrt von ihrem Gram. Aber ihre Eifersucht und ihren Schmerz kämpft sie edelmüthig nieder, schickt das Täubchen an Cäcilia, hört deren Jubel mit der Theilnahme einer Freundin an, verschweigt aller Welt das Geheimniß ihrer Liebe und ihres Leides und sinkt im Herbste still in's

Grab, während Cäcilia lustige Hochzeit hält und dann mit ihrem Reverend drei Jahre lang in Europa umherreist. Zurückgekehrt, finden sie in Fairmeadow die Eisenbahn und statt des alten schlichten Städtchens eine moderne Stadt. Nur der Schulmeister Churchill ist noch der alte, und sein Roman ist noch immer nicht fertig, ja eigentlich noch nicht angefangen. Dieses Romanproject bildet die secundäre Hauptverwicklung der Novelle, welche die Liebesgeschichte Kavanaghs einleitet, von Zeit zu Zeit unterbricht und endlich abschließt. Longfellow malt in dem Schullehrer die literarischen Leiden eines unpraktischen Idealisten, der das Gute in der Ferne sucht, den Augenblick nicht zu nützen weiß, und vor lauter Projecten zu keiner Ausführung gelangt. Daher ist denn die Schlußmoral der Novelle genau wie im Hyperion: Schau' nicht in Vergangenheit und Zukunft, sondern nütze weise die Gegenwart.

Die Charakteristik der Hauptpersonen wie der Statisten ist von bewundernswürdiger Feinheit und Wahrheit. Die ganze Novelle ist nicht im breitspurigen, dreibändigen Romanstil angelegt, sondern skizzenhaft, leicht hingeworfen, wie die Charakterköpfe in Outre-Mer und die Beschreibungen im Hyperion. Aber in diesen leichten Umrissen herrscht ein Reichthum wohlgetroffener Figuren und Situationen, eine Fülle feiner Beobachtung und Sittenschilderung, eine künstlerische Anordnung und Gruppirung des Stoffes, eine Poesie der Auffassung und eine Schönheit der Sprache, die ganze Reihen dreibändiger Genreromane aufwiegen. Predigt, Schulunterricht, Mädchenerziehung, alte und neue Theologie, methodistische Campmeetings, Sectenunfug, bürgerlicher Conservativismus, moderner Schwindel, kleinstädtischer Handel und Verkehr, Picknick und Jahrmarkt, die republikanische Aristokratie und das republikanische Proletariat, Dichterleben, Zeitungswesen, Literaturbestrebungen, kurz das ganze sociale Leben Neu-Englands ist in treffenden Randzeichnungen mit dem köstlich humoristisch geschilderten Bilde des amerikanischen Schulpotentaten und mit dem pathetisch-empfindsamen Porträt des amerikanischen Predigers verwoben. Was dem kleinen Gemälde aber doppelten Reiz gibt, ist, daß es nicht malerisch, sondern ächt poetisch gefaßt ist, in Bewegung, im Übergang von der guten alten Zeit zur modernen. Reicher Humor und treffende Charakterzeichnung verrathen, daß es Longfellow leicht gewesen wäre, ein scharf realistischer Sittenmaler zu werden, wenn er sich mit dem Fleiße eines Dickens in die Niederungen der prosaischen Wirklichkeit hätte herablassen wollen. Aber in dieser fühlt er sich nicht heimisch — er tupft sie höchstens leicht an, um wieder in seine romantischen Gefühlsregionen zu

eilen, wo die Poesie sich mit Strahlen der Religion umgibt und die Religion das gewöhnliche Leben mit dem Zauber der Poesie umgeben soll. Schade nur, daß er sich hier eine Religion zurechtlegt, die der Wahrheit ermangelt, und deren Poesie deßhalb keinen rechten Rückhalt hat.

„Auferzogen in den Dogmen jenes erhabenen Glaubens, dessen Thürme in so krystallhellem Lichte glänzen, und dessen Kerker so tief und dunkel und schauerlich sind (!!), war Arthur Kavànagh in langsamem Stufengang, nicht durch gewaltige geistige Kämpfe, Protestant geworden. Er war nur hinübergegangen von einer Kapelle zur andern, in derselben weiten Kathedrale. Er war noch unter demselben ungeheuern Dach, hörte noch denselben Gottesdienst singen, nur in verschiedenem Dialect derselben Universalsprache. Aus seinem alten Glauben brachte er alles mit herüber, was er darin Gutes und Reines und Erbauliches gefunden: nicht seine Bigotterie, seinen Fanatismus, seine Unduldsamkeit; wohl aber seinen Eifer, seine Selbsthingebung, seine himmelanstrebenden Gesinnungen, sein menschliches Mitgefühl, seine endlosen Thaten der Liebe und Barmherzigkeit. Doch erst nach seines Vaters Tod ward er Geistlicher. Dann erst ward sein Beruf ihm klar. Er zögerte nicht länger, er nahm seine vielen Prüfungen und Entmuthigungen auf sich mit dem Eifer eines Petrus, mit der Liebenswürdigkeit eines Johannes."

In dieser Charakteristik des Haupthelden ist ungefähr der religiöse Gehalt der Novelle enthalten. Dieselbe beabsichtigt durchaus nicht, das Christenthum hinwegzuschaffen, sondern nur den schroffen Puritanismus wie den dogmatisch ausgeprägten Katholicismus abzuschleifen, damit eine Vermählung auf dem Boden des ästhetisch Schönen möglich werde. Diese scheint dem Dichter um so leichter, als der Katholicismus durch seine in zahllosen Thaten bewährte Liebe jedenfalls einen praktischen Ausgleich ermöglicht, die protestantische Orthodoxie sich schließlich durch ihre Unduldsamkeit unerträglich macht und den öffentlichen Credit verliert. Aber die Dogmen? Welche Dogmen soll das neue Christenthum beibehalten? Worauf stützen sich dieselben? Wie sollen sie sich der Verirrung in religiöse Schwärmerei gegenüber behaupten? Darauf gibt die Novelle keine andere Antwort, als die verschwommene Anschauung, daß „Liebe" für Alles ausreicht, und daß das Christenthum fortfahren soll, durch Schönheit und wahre thätige Liebe das menschliche Leben zu verklären.

Die Gedichtsammlung, welche Longfellow im folgenden Jahr, 1849, veröffentlichte, trägt den bezeichnenden Titel: „Am Meeresstrand und am

Herdfeuer"; denn um diese beiden Mittelpunkte reihen sich ungezwungen diese durch Neuheit der Gedanken und Anmuth der Form ausgezeichneten Gedichte. Von den Klängen „am Herdfeuer" beziehen sich einige auf das Familienleben des Dichters, wie „Resignation", „Das offene Fenster", „Suspiria", „Hymne auf meines Bruders Ordination". „Tegnérs Drapa" und „Die Sänger" bringen den ästhetischen Standpunkt des Dichters zum Ausdrück. „Die Bauleute", „Wüstensand in einer Sanduhr", „Zugvögel" sind religiös-lyrische Klänge von allgemeinerem Inhalt. „Pegasus im Pfandstall" ist eine muntere epische Humoreske: das edle Dichterpferd hat sich auf eine Gemeindewiese verlaufen, wird von den weisen Rathsherren in dem Pfandstall untergebracht, entkömmt aber demselben in schöner Morgenfrühe und läßt als Andenken seiner kurzen Gefangenschaft eine helle Quelle zurück, die unter seinem Hufschlag hervorgesprudelt. Von den Meerbildern zeichnen die beiden Balladen „Das Geheimniß der See" und „Sir Humphrey Gilbert" das Gespenstisch-geheimnißvolle der See, das „Zwielicht" die stete Gefahr der Strandbewohner, der „Abendstern" den Trost, den der Sternenhimmel dem Seemann spendet. Besonders schwunghaft und originell ist die Zeichnung des „Leuchtthurms" mit all' seinen Beziehungen zum seemännischen Leben.

„Wie Sankt Christoph, der mächtige Riese, steht er,
Wo sich die sturmgepeitschte Woge bricht;
Hinaus auf Sand und wilden Klippen geht er,
Führt aus der Nacht den Seemann heim zum Licht. — — —

‚Zieht hin,' spricht er, ‚zieht hin, ihr wackern Schiffe!
Werft eine Brücke um das Erdenrund!
Ich wahre treu das Licht auf diesem Riffe,
Ihr eint die Völker all' zum Bruderbund!'"

Das bedeutendste dieser Gedichte ist aber der „Schiffsbau", ein Seitenstück zu Schillers Glocke. Zunächst eine begeisterte Apotheose des amerikanischen Handels und der amerikanischen Seefahrt, erhebt das reiche Gedicht den Bau des Schiffes durch glückliche, natürliche Symbolik zum Spiegelbild der Kunst, der Arbeit, des einzelnen Menschenlebens, der Familie, des Staates. In dem meerdurchsegelnden Palaste zeichnet der Dichter einen der kühnsten Triumphe des Menschengeistes, eine Vermählung von Land und Ocean, eine Vermählung der Völker. Wie die Arbeit, das große Grundgesetz des Menschenlebens und der Gesellschaft, sich Meer und Kontinent, alle Elemente und Kräfte der Natur dienstbar macht und den Sieg des Geistes über die Materie vollendet, so begründet sie das Glück der Familie, und von dieser hinwieder gestützt und

belebt, das Glück des Staates. Wie aber, von heiliger Familienliebe geleitet, alle natürlichen Kräfte zum Bau des Schiffes zusammentreten, so ist es die Religion, welche Allem Segen, Weihe und Bestand verleiht, und das Gebet, welches Arbeit und Kunst, Natur und Menschenleben, Familie und Staat, Völker und Menschheit zum einen großen Ziele führt.

„So segle hin, o Staatsschiff, groß und hehr,
O Union, durch's sturmbewegte Meer!
Aufblitzend in der Hoffnung schönstem Bild,
Vor Stürmen zitternd, unbezähmt und wild,
Hängt athemlos an deines Laufs Geschick
Der ganzen Menschheit ahnungsvoller Blick.

Wir wissen, welchen Meisters Riesenhand
Den Kiel gelegt und aufgethürmt die Wand,
Den Mast erhob und jedes Segel spannte,
Den Panzer schuf und deinen Namen nannte,
Auf welchem Ambos, fest und breit und gut,
Mit welchen Hammerschlägen ungezählt,
In welcher Esse, welcher Feuersgluth
Er deiner Hoffnung Anker hat gestählt.

O fürchte nicht, wenn rings der Sturm auch saust,
Wenn rings die Fluth wie Brandung dich umbraust!
Kein Segel fehlt, kein Riff droht deinem Lauf,
Die Woge nur spritzt zürnend an dir auf!
Und ob auch Felsen droh'n und Stürme brüllen,
Und Wolken jeden Leuchtthurm dir verhüllen —

Umtobt vom Sturm, umrast vom Ocean,
O fürchte nicht, o segle kühn voran!
All' unsre Lieb' und Hoffnung zieht mit dir,
Lieb', Hoffnung, Sehnsucht — vom Gebet umschlungen,
Und unser Glaube, der die Welt bezwungen,
Sie sind mit dir — sie sind mit dir!"

---

8. Die goldene Legende.

Deutschland war es vor Allem, wenn auch nicht ausschließlich, das den amerikanischen Dichter für das Mittelalter eingenommen hatte. Der burgengekrönte Rhein mit seinen Domen, Kirchen und Schlössern ließ die entschwundene Herrlichkeit neu vor seinen Augen auferstehen; die mittelhochdeutsche Literatur mit ihren Sagen, Märchen, Epen, Minneliedern, Legenden, Chroniken und Gebeten durchglühte sie mit dem Zauber des Lebens; die deutsche Romantik, zur Zeit seiner Pilgerfahrt noch in voller Blüthe, rückte den Traum der Vergangenheit in die Gegenwart, als etwas noch nicht ganz Erstorbenes, als eine Fülle lebensfähiger Keime, als einen Schatz von Ideen, an denen die prosaische Neuzeit sich zu neuem künstlerischem Schaffen erheben könnte. Zwar mochte Manches dem Protestanten an dieser halbuntergegangenen Welt unverständlich, trübe, abstoßend erscheinen, aber der Gesammteindruck war der einer auffallenden Harmonie aller Lebensverhältnisse, eines merkwürdigen Einklangs von Verstand und Gefühl, Kunst und Wissenschaft, Religion und Politik. Das Leben selbst schien da zur Poesie geworden, wie es weder vordem noch nachher je der Fall gewesen. Da war kein Zweifel und kein Schwanken; der Menschengeist jener Zeit, ebenso männlich kräftig wie kindlich schlicht, fühlte sich in freudigem Besitz alles dessen, was zum wahren Fortschritt nöthig ist. Darum blühten mitten unter zahllosen äußeren Wirrsalen Kunst und Poesie auf allen Gebieten.

Hatte Longfellow diese reiche poetische Welt schon mehr als einmal in seinen bisherigen Werken gestreift, so war die „Goldene Legende“ (1851) nunmehr ein wackerer, beherzter Schritt in dieselbe hinein; er ward hier vollständig Romantiker.

Der Titel des Gedichtes ist der Legenda aurea entlehnt, der populärsten Legendensammlung des Mittelalters, und bezeugt, daß der Dichter es sich nicht gereuen ließ, sich gleich den deutschen Romantikern in den Legenden desselben umzusehen. Er entdeckte, was nun freilich katholische Kritiker längst vor ihm bemerkt hatten, daß an jener sogenannten

goldenen Legende lange nicht Alles golden sei, daß ihr Verfasser, Jakob de Voragine, neben geschichtlichen Zügen aus dem Leben der Heiligen eine Unmasse von unhaltbaren Wunder- und Teufelsgeschichten zu einem halb-abergläubischen Volksbuch zusammengestoppelt hatte, daß er, wie Vives sagt, einen recht „ehernen“ Mund und ein „bleiernes“ Herz gehabt haben müsse, um seine kritiklose und unkluge Historiensammlung „golden“ nennen zu können. Aber Longfellow ließ sich durch solche Schlacken nicht abhalten, in den Schachten des Mittelalters weiter nachzugraben, und er stieß denn auch auf Gold.

„Ich habe dieß Gedicht die Goldene Legende genannt,“ so schreibt er in einer kurzen Vorbemerkung, „weil die Geschichte, auf welche sie sich gründet, mir alle andern Legenden an Schönheit und Bedeutung zu übertreffen scheint. Mitten in der Verderbniß des Mittelalters stellt sie die Tugend uneigennütziger Selbsthingabe und die Macht des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe als hinreichend dar für alle Bedürfnisse im Leben und im Tode. Die Geschichte wird erzählt von Hartmann von der Aue, einem Minnesänger des zwölften Jahrhunderts, und ist vielleicht von ihm selbst erfunden.“

Diese Geschichte, wirklich eine der kindlich-frömmsten, einfachsten und edelsten Erzählungen des deutschen Mittelalters, ist keine andere als die „Geschichte vom armen Heinrich“, wie sie Herr Hartmann in einfache Verse brachte, um von Leser und Hörer nicht Erdengunst und Ruhm, sondern den Gotteslohn ihrer Fürbitte bei Gott zu erhalten.

Der herre Heinrich von Ouwe, ein mit allen Glücksgütern der Erde reichlich gesegneter schwäbischer Ritter — so lautet die Erzählung Hartmanns — hatte über dem Vollgenuß dieses Erdenglückes Gott vergessen. Zur Strafe dafür läßt ihn Gott von der mîselsuht, dem Aussatz, befallen werden und stürzt ihn so von der Höhe irdischen Glückes in das tiefste Elend. Umsonst reist er bei den berühmtesten Aerzten in der Welt herum; alle geben ihn auf, bis auf einen Arzt in Salerno, welcher ihm Rettung zusichert, wenn eine reine Maid ihr Herzblut für ihn opfern wollte. Das kommt gänzlicher Hoffnungslosigkeit gleich. Heinrich verschenkt Alles, was er hat, mit Ausnahme eines Meierhofs, bei dessen gutherzigen Bewohnern er wenigstens einige Erleichterung in seinem Leiden findet. Besonders ist es das achtjährige Töchterchen des Meiers, das ihm die innigste Theilnahme erweist. Nach drei Jahren vernimmt erst der Meier und durch ihn dann das Mädchen, daß und wie dem armen Heinrich geholfen werden könnte. Ihr Entschluß ist bald gefaßt. Die

Einreden der Eltern erwiedert sie mit so beredter Kraft und Standhaftigkeit, daß diese schließlich ihren Entschluß für eine Eingebung Gottes halten. Das Kind reist mit nach Salerno; sein Entschluß hält auch der drohenden Abmahnung des Arztes Stand. Wie es indeß zum Äußersten gekommen, der Arzt bereits sein Messer schärft, um das festgebundene Opferlamm zu tödten, nöthigt Heinrich den Arzt, ihn einzulassen, und rettet die zum Sterben bereite Jungfrau, ungeachtet ihres Sträubens, vom Tode. Gott indeß hat sowohl die Sinnesänderung Heinrichs als die hingebende Opferliebe des Mädchens mit Wohlgefallen erschaut, und schenkt Heinrich zum Lohne Leben und Gesundheit wieder. Jubelnd begrüßen die Freunde und Verwandten den Heimgekehrten in früherer Kraft und frischem Leben, und geben gerne ihre Einwilligung, daß er die Retterin zur Gattin nehme; den Eltern wird der Meierhof als freier Besitz zu Theil. Die sittlichen Grundgedanken, welche Hartmann in seiner Dichtung deutlich hervorhebt, sind einerseits, daß Stolz und sündiger Mißbrauch des irdischen Glückes den Fluch des Himmels nach sich ziehen, anderseits, daß opferfreudige Liebe nach dem Beispiel des Erlösers und aus Liebe zu ihm jenem Fluche Einhalt zu gebieten vermag, und sühnend und bessernd den Schuldigen wieder zu Gott zieht. Denn aus Liebe zu Christus und aus Sehnsucht nach dem Himmel wird gerade das entscheidende Opfer gebracht:

„Sô lâzent mich kêren
ze unserm herren Jêsû Krist,
des gnâde alsô staete ist,
daz sî niemer zergât,
unde ouch zuo mir armen hât
alsô grôze minne,
als z' einer küniginne . . .“

So spricht das Mädchen zu den abmahnenden Eltern, und da sie dem Tod entrissen wird, klagt es:

„Wê mir vil armen unde owê!
wie sol ez mir nû ergân?
muoz ich alsus verlorn hân
die rîchen himelkrône?
diu waere mir ze lône
gegeben umb dise nôt.“

Diese herrlichen Grundgedanken festhaltend, hat Longfellow aus der einfachen Erzählung des schwäbischen Minnesängers ein romantisches Drama aufgebaut, das, wenn es auch einheitlich und kräftig fortschreitender

Handlung entbehrt, doch in der Ausführung hoher Formschönheiten nicht ermangelt, und den christlichen Opfersinn, diese schönste Blüthe mittelalterlichen Lebens, ergreifend in's Bewußtsein der glaubensarmen Gegenwart zurückruft.

Der Prolog fesselt den Blick auf eines jener großartigen Baudenkmale, in welchen das Mittelalter seinen Glauben, seine Liebe, seine Phantasie, seine Thatkraft, seine religiöse und politische Einheit, seine lebensvoll organisirte Universalität als bleibendes Zeugniß und als beredtes Mahnwort an die Nachwelt verkörpert hat. Es ist das altehrwürdige Münster von Straßburg. Ein nächtlicher Sturm umtobt die Spitze des Thurmes. Lucifer sucht mit den Mächten der Luft das Zeichen des Menschensohnes, die Krone des Baues, von der hochragenden Kathedrale zu reißen. Doch unsichtbare Stimmen verkünden ihre Ohnmacht gegen das Kreuz und gegen die guten Engel, welche dasselbe umschweben. Im Thurm selbst wird's lebendig und die Glocken singen:

„Laudo Deum verum!
Plebem voco!
Congrego clerum!“

Lucifer ruft nun zum Sturm gegen die Glocken; doch die Glocken sind geweiht und widerstreben jeder feindlichen Macht. Lucifer will die hohen, von Gold und Purpur strahlenden Fenster brechen; doch Michael, der Erzengel, tritt ihm mit seinem Flammenschwert entgegen. Lucifer will wenigstens das herrliche Portal in Trümmer schlagen; aber da stehen heilige Martyrer als Thorwächter und versperren ihm den Zutritt. Alles ist eben heilig, geweiht, Gott gewidmet und von Gottes Macht beschützt. Gegen die Macht der Natur, wie gegen die Trägheit und Leidenschaft des Menschen hat die geweihte Glocke ihr Zauberlied:

„Excito lentos!
Dissipo ventos!
Paco cruentos!“

Gegen diesen Gottesbau stürmt alle Macht der Hölle umsonst an. Lucifer klagt:

„Umsonst! Umsonst!
Machtlose Geistermemmen!
Laßt dieß Werk
Der Zeit, der großen Zerstörerin!
Fort! Fort! Eh' die Nacht verrinnt!“

Die Geister verschwinden und aus dem Dome ertönen majestätischer Orgelklang und der Ruf der Frühmette: Nocte surgentes vigilemus

omnes! der Ruf der wachenden, betenden Liebe in die finstere Nacht der Zeit.

Dieses feierliche Präludium regt nicht nur die das Gedicht beherrschende Stimmung an, es gibt auch, ähnlich wie der Faust-„Prolog im Himmel", die Grundidee in gewaltigen Umrissen. Jener Dom ist ein Bild des Menschen: Eine ganze unsichtbare Feindeswelt stürmt nächtlich auf ihn ein, aber Gott, der höchste Künstler, schirmt sein Werk: der Mensch trägt sein Abzeichen, das Kreuz, er ist von Gott geweiht, geheiligt, vertheidigt, beschützt durch dieses Abzeichen, das Kreuz, vor dessen Macht der Angriff der Hölle machtlos abprallt. Wachend, betend, leidend besiegt der Mensch die Finsterniß und nimmt Theil an der ewigen Frühmette des Himmels. Das ist der tiefere Sinn des Prologes, wie der Dichtung selbst, welche die Erlösung der Menschheit durch die sittliche Macht des Kreuzes an den Schicksalen eines Einzelnen zur Darstellung bringen will.

Den Schauplatz der Handlung hat Longfellow aus dem gemüthlichen Schwabenland an den Rhein verlegt, der ihm bekannter war und wohl auch romantischer erscheinen mochte. Aus dem Herrn von Owe ist ein Prinz Heinrich von Hoheneck geworden, der auf der Burg Vautsberg haust. Auch der Charakter Heinrichs ist verändert. Bei Hartmann ein gewaltiger, ächt mittelalterlicher Kraftmensch, den Gottes strafende Hand in seinem Übermuth ereilt, und der, einmal gebrochen, sie alsbald anerkennt und Buße thut, ist Heinrich bei Longfellow ein zarter, idealistischer, fast moderner Lebemensch. Die furchtbare Krankheit, die ihn getroffen, hat ihn wohl jählings aus allen Freuden der Welt herausgeworfen, aber keineswegs die Wurzeln, mit welchen er an denselben hing, zerrissen. Mit aller Zähigkeit der Weltlust ist er noch daran festgebannt, von Gott getrennt, und alle Frucht des Leidens ist bisher nur inneres Elend, Jammer und Verzweiflung. Er zweifelt an sich und an Gott, an der Menschheit und an der Welt, und obwohl halb am Rande der Verzweiflung, streckt er noch tausend Fühler aus, ob er nicht das entrissene Erdenglück noch einmal erhaschen könne.

In dieser Geistesstimmung wird er uns zuerst vorgeführt. Die mitternächtliche Stunde contrastirt schroff zu der Morgendämmerung des Prologs, die wilde Träumerei des ruhelosen Kranken zu dem ruhigen Klang der Matutin. In tiefer Trauer läßt er sein einstiges Glück an sich vorüberziehen — — Alles, Alles ist dahin! Er seufzt nach Ruhe und wagt doch nicht, an die Ewigkeit zu denken, die seinem Leiden ein Ende machen wird. Er fürchtet den Himmel, er wollte lieber, der Tod

wäre ein ewiger Schlaf. Da zuckt ein Blitz durch das Dunkel des hohen Gemachs und vor ihm steht Lucifer im Gewande eines reisenden Arztes.

Der Versucher richtet seine Kriegslisten nach der jeweiligen Lage des Menschen. Heinrich will gesund werden, um noch einmal die Lüste des Lebens genießen zu können; Lucifer hält ein Lebenselixir bereit, das ihm Heilung aller Übel, gesteigerten Genuß, ewige Jugend verheißt, aber auch den Keim des ewigen Todes in sich trägt. Lucifer besitzt und entfaltet alle Macht alchymistischer Kunst und blendender Beredsamkeit, um seinen Lebenstrank zu empfehlen. Dieser selbst lockt durch sein klares, durchsichtiges Aussehen, seinen angenehmen Duft. Trotz der Warnung des guten Engels, der mit drohendem Weheruf dazwischen tritt, setzt der Prinz den lieblichen Todesbecher an die Lippen. Er ringt mit den beiden Gewalten; er ist zu schwach, um dem Versucher ganz nachzugeben, und zu schwach, um die Versuchung ganz zu überwinden. Im wilden Taumel des halben Genusses schlummert er ein, um wieder erwachend die Bitterkeit seiner Schwäche zu erfahren.

Die folgenden Scenen (ein Monolog des Schloßvogtes Hubert und ein Gespräch zwischen Hubert und dem Minnesänger Walther von der Vogelweide) schildern Heinrichs Verstoßung aus der glänzenden Welt, in welcher er gelebt, in die Einsamkeit des Odenwaldes. „Die Priester", wie Hubert erzählt, kamen schaarenweis, wie die Raben, holten Heinrich nach St. Rochus, steckten ihn in Sack und Asche, brachen ihm Schild, Schwert und Helm, erklärten ihn seines Adels verlustig und bürgerlich ehrlos, und vertrieben ihn dann aus seinem Besitzthum. Er wäre verloren gewesen, hätte ihn nicht eine arme fromme Pächterfamilie im Odenwald aufgenommen. Da lebt er nun und genießt jene christliche Liebe, welche die „Priester" nicht kennen.

Im zweiten Act begegnen wir ihm denn vor dem einsamen Pachthof im Odenwald. Er sitzt an einem wonnigen Morgen mit einem Buche im Garten, während Elsie, die Tochter des Pächters, in einiger Entfernung Blumen sammelt. Und was liest der Prinz? Es ist ein altes, schlichtes Legendenbuch. Da steht von einem Mönche Namens Felix, der auch so an einem schönen Morgen im Walde las, es war ein Band des heiligen Augustinus. Und der Mönch war ein gar demüthiger Mann, und als er all' die Wunder der „unsichtbaren" Stadt Gottes gelesen hatte, da sagte er mit niedergeschlagenen Augen: „Ich glaube, o Gott, was ich hierin gelesen habe, aber ach! ich kann's nicht verstehen." Da kam ein Vögelein und sang ihm so lieb und klar und süß, wie das Getön von

tausend Harfen, und der Bruder gerieth darob in eine Entzückung und schaute den Himmel und wollte das Wundervögelein einfangen. Das flog aber über Berg und Thal und statt seines Sanges vernahm er den Klang der Klosterglocken. Und als er in's Kloster kam, da war ein anderer Abt mit andern Mönchen — Niemand kannte ihn mehr; aus den Klosterbüchern, die man nachschlug, ergab sich, daß die Vision, die ihm wie ein Augenblick vorgekommen, hundert Jahre gedauert hatte.

Elsie bringt nun dem Kranken die Blumen, die sie für ihn gepflückt — aber nicht alle; denn einige sind für die Mutter Gottes und andere für die hl. Cäcilia. Um ihm die Zeit zu kürzen, erzählt sie ihm die Legende von des „Sultans Töchterlein", das so gern den Herrn der Blumen hätte kennen lernen mögen und dem dann der Heiland erschien:

„‚Ich bin der Herr der Blumen.
Mein Garten ist im Paradies,
Und willst du mit mir kommen,
So soll dein Brautkranz sein
Von hellen, rothen Blumen.'
Und dann nahm er von seinem Finger
Einen goldenen Ring,
Und frug des Sultans Töchterlein:
Ob sie wollte seine Braut sein?
Und als sie ihm antwortete mit Liebe,
Da begannen seine Wunden zu bluten,
Und sie sagte zu ihm:
‚O Lieb'! Wie roth ist dein Herz
Und deine Hände sind voll Rosen.'
‚Für dich,' erwiedert' er,
‚Für dich ist mein Herz so roth,
Für dich bring' ich diese Rosen;
Ich pflückte sie am Kreuz,
Da starb ich für dich.
Komm! Denn mein Vater ruft,
Du bist meine erwählte Braut!'
Und des Sultans Töchterlein
Folgt' ihm in seines Vaters Garten."

„Würdest du ihm auch gefolgt sein?" fragt der Prinz. „Ja, mit Freuden!" antwortet das Kind.

Die folgende Scene spielt im Innern des Pachthofes. Es ist Abend. Mutter Ursel spinnt. Der alte Gottlieb schlummert im Lehnstuhl und wacht erst auf, da die Mutter nach Elsie ruft. In traulichem Familiengespräche tritt die innige, herzliche Liebe der guten Bauersleute für ihren kranken Herrn zu Tage. Während sie seine Wohlthäter sind, denken sie

nur an die Wohlthaten, die er ihnen erwiesen. Vater Gottlieb verplaudert sich und erzählt, wie dem armen Prinzen eigentlich noch geholfen werden könne. Da erwacht in dem reinen, unschuldigen Kinde gleich der Wunsch, ihr Leben für seines zu opfern, und kaum hat sie auf Befehl der Eltern die kleineren Geschwister zu Bette gebracht, da kniet sie am eigenen Lager vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und betet:

„Mein Erlöser und mein Herr!
Zu dir ruf' ich, zu dir fleh' ich,
Leite mich auf Schritt und Tritt,
Daß dereinst ich wachend, harrend,
Hoffend, sehnend zu dir fliege,
Meine Lampe nicht versiege!

Nimmer schweigen,
Ewig zeigen
Tiefe Wunden deine Huld,
Hast für aller Menschen Schuld
Geißel, Spott und Leid getragen,
Wardst an's bittre Kreuz geschlagen,
Stiegst zum Grabe voll Geduld.

Dringt zu dir, Herr! mein Verlangen,
Der zum Tod für mich gegangen,
Laß auch mich dein Kreuz umfangen,
Minniger!
Laß mich zieh'n, wohin du schrittest,
Laß mich leiden, wie du littest,
Sterben, kann mein armes Leben
Heil dem Lebensdurst'gen geben
Und so inniger,
Heiland, gleichen dir im Tod!"

Umsonst versucht sie, einzuschlummern, der Schlaf kömmt nicht. Sie steht wieder auf und theilt noch in der Nacht den Eltern ihre Unruhe mit und ihre wachsende Sehnsucht, für Heinrich zu sterben. So glühend spricht sie von ihrem himmlischen Bräutigam und von den Freuden des Himmels, daß der Vater glaubt, Gottes Eingebung aus ihrem Munde zu vernehmen, die Mutter keinen weitern Widerspruch wagt, beide beschließen, den Entscheid nur noch von der Einwilligung des Priesters abhängig zu machen.

Auch Heinrich seinerseits will das Opfer nicht annehmen, ohne daß der Priester dessen Zulässigkeit erklärt hat, und meldet sich deßhalb bei dem Dorfpfarrer, einem schlichten Greis, auf den Abend zur Beichte. Dieser ist denn auch auf die festgesetzte Zeit schon bereit und entläßt beim Anfang der Scene eben eine arme Frau mit folgendem Zuspruch:

„Geh', sünd'ge nicht mehr! Bußbereit
Fang' an ein neues, beff'res Leben!
Gott hat geübt Barmherzigkeit,
Dich von der Sünde Joch befreit.
Geh', sünd'ge nicht mehr! Gottes Frieden
Ist deinem Herz auf's Neu' beschieden
Und alle Schuld ist dir vergeben."

Das Weiblein geht. der Pfarrer kömmt aus dem Beichtstuhl und geht langsam in der Kirche auf und ab.

„O heil'ger Herr, wie Noth thut mir
Dein Licht, zu lenken meinen Lauf!
Wie viele Hände reißen dir
Sorglos die heil'gen Wunden auf!
Wie viele Füße Tag um Tag
Von deiner Hürde irre geh'n!
Ließ' nicht dein Licht den Pfad mich seh'n,
Wie führt' die Armen ich zurecht.
Wie könnt' ich ohne dich es wagen,
So großer Bürde Last zu tragen?
Bin ja nur ein unnützer Knecht!"

(Pause.)

„Des Tages Arbeit geht zur Neige —
Wo ist das Gute, das ich zeige
Dir heute, Herr, zu Dank und Preis
Als meines Amtes Diensterweis?
Wo ist das Recht, das ich erstanden,
Das Unrecht, das ich kühn bekriegt?
Wo ist der Kampf, den ich bestanden,
Wo der Triumph, den ich ersiegt?
Das Gute, angestrebt, errungen? — — —
Wie schwach ist all' mein Streben nur!
Ich kann in deine lichten Höhen
Wohl ahnend und voll Sehnsucht sehen;
Doch was mir vor den Händen liegt,
Stets unerreichbar immer wieder
Dem Griffe meiner Hand entfliegt,
Und senkt in Nacht mich muthlos nieder.
Dein Rathschluß ist's, daß ich im Streit
Erfahre meine Niedrigkeit."

(Pause.)

„Wo bleibst du, Prinz von Hohenecк?
Was läßt du mich in diesen Hallen
So lange auf und nieder wallen?
Zählend im Gehen meinen Schritt,
Und auf ein Grab stößt jeder Tritt.

Wie macht die Welt für dich schon Raum,
Und sie sollt' warten nach deinem Gefallen?
Du kommst zu mir in hoffendem Traum,
Ein froh Trostwort bei mir zu finden?
Was sagen? Kann ich mich unterwinden,
Zu sagen: Thu's und lebe lang?
Bekämpfen muß er das Verderben,
Wie stark auch des Versuchers Reich,
Er muß, den heiligen Martyrern gleich,
Der Schuld unnahbar, leben und sterben!"

Doch Heinrich säumt allzulange. Der gute Pfarrer, des Wartens müde, verläßt die Kirche, und an seiner Statt erscheint Lucifer, als Geistlicher verkleidet. In sarkastischem Monolog verhöhnt der Höllenfürst erst sich selbst in seiner neuen Maske, dann Kirche und Kanzel, Predigt und Bibel, Weihwasser und Armenbüchse, das Grab des reichen Dorfbesitzers, der nach langem, wüstem Leben im Mendicantenhabit gestorben, und den Beichtstuhl, wo er sich selbst als geehrten Gast willkommen fühlt. Er setzt sich hinein — und beschreibt in seiner Weise die Geheimnisse dieses Richterstuhls, vor dem der „Todtenacker des Menschenherzens bebend seine Todten zurückgibt". Heute will er Heinrichs Skrupel dazu benützen, um ihn zum Mörder zu machen. Heinrich erscheint auch und klagt sich darüber an, daß er das Opfer Elsie's in seinem Herzen schon angenommen und den Beschluß gefaßt habe, sie um seiner eigenen Rettung willen hinschlachten zu lassen. Mit ächter Teufelscasuistik sucht ihn Lucifer eines Bessern zu belehren: der Zweck heilige das Mittel, das Recht müsse der Nützlichkeitsrücksicht weichen, das Leben des Geringen und Armen komme nicht in Anschlag, wo es gelte, das Leben eines Hohen und Vornehmen zu retten, kurz, er könne das Opfer getrost annehmen und überzeugt sein, daß die Kirche es gutheiße. Nachdem Heinrich noch einige Bedenken vorgebracht, unterwirft er sich dem Entscheid; Lucifer absolvirt ihn von allen künftigen (!) Sünden, die etwa mit der That verbunden sein könnten, und entläßt ihn mit dem Fluche: Maledictione perpetua maledicat vos Pater aeternus!

Der Plan, den der Dämon aus Bosheit ausgebrütet, ist inzwischen im Bauernhaus aus lauterer Lieb' und Frömmigkeit, nach langer, redlicher Überlegung der Eltern zum Beschluß geworden. Mutter Ursel gesteht, daß sie umsonst gegen Elsie's Wunsch mit Gott gerungen; Gottlieb will die liebe Tochter Gott zum Opfer weihen, wie Abraham seinen Sohn; Elsie bietet ihr Leben noch einmal dar und der Prinz willigt ein. Nur Eines fordert das todesmuthige Mädchen vor dem Abschied noch

von ihm, daß er **nie** von dem Vollzug des Opfers zurücktrete. Diese Bitte erschüttert Heinrich im tiefsten Herzensgrunde und gibt seiner Weltliebe den ersten entscheidenden Stoß.

Die folgenden vier Acte, bis über die Mitte des letzten hinaus, sind eine poetische Ausführung der Reise nach Salerno. Die Grundwellen der Haupthandlung legen sich, nur in zarten Oberwellen bewegt sie sich noch fort, bis die beabsichtigte Vollziehung des Opfers in Salerno den letzten Sturm und den Umschwung herbeiführt. Heinrich lernt die edle Gesinnung seiner Retterin immer inniger kennen, lieben und schätzen, löst sich langsam von seiner eigenen Weltliebe und Todesfurcht ab und wird so allmählich dazu vorbereitet, das angebotene Opfer heldenmüthig zurückzuweisen. Elsie's Charakter dagegen kömmt zu keiner weiteren Entfaltung, als daß die lange Reise eben ihre Standhaftigkeit erprobt, fromme Reflexionen den Reichthum ihrer Seele spiegeln und sie selbst sich unvermerkt aus einem schlichten Bauernmädchen in eine feingebildete Dame verwandelt. Lucifer begleitet die beiden Reisenden mit allerlei Teufelsspuk, der indeß mehr den Charakter ironischer Neckerei als diabolischer Versuchung an sich trägt. Während die Haupthandlung in träumerischen, lyrischen Betrachtungen friedlich einschlummert, erweitert sich das Drama inzwischen zu einer Art von poetischem Kulturbild, indem die Reisenden gerade die zwei tonangebenden Länder des Mittelalters, Deutschland und Italien, durchpilgern. In Straßburg trifft Heinrich noch einmal mit Walther von der Vogelweide zusammen, der eben in's gelobte Land zieht, er feiert hier Ostern und wohnt einem Osterspiel bei, im Kloster Hirschau rüstet er sich zur eigenen Fahrt nach Italien, auf der italienischen Reise stößt er auf Pilger, die nach Rom gehen, und in Salerno endlich geräth er unter die mittelalterlichen Doctoren. So ist Gelegenheit, die Kreuzzüge, diese gewaltigste religiös-politische Unternehmung des Mittelalters, die mittelalterliche Architektur, das Stadtleben, den öffentlichen Kult, die Dramatik, das Kloster- und Ordensleben, die Wallfahrten und das öffentliche Verkehrsleben, das Volks- und Gelehrtenleben des Mittelalters in einer Reihe von Skizzen, theils in Reflexionen, theils dramatisch zu berühren. Vielleicht schwebte Longfellow der Gedanke vor, die Erzählung Hartmanns, welche den innern Volksgeist des Mittelalters so lebendig verkörpert, auf diese Weise zugleich zum Spiegelbild des gesammten öffentlichen Lebens auszugestalten.

Der Geist der Kreuzzüge (in seinem Gegensatz zur egoistischen Neuzeit) ist nicht übel getroffen, wenn der Dichter den kränklichen und seinem

Charakter nach so ganz modernen Heinrich zu dem rüstigen Kreuzfahrer Walter sagen läßt:

„Beneidenswerthes Loos! Stark, schön,
Wie du, gewappnet in den Kampf zu geh'n
Mit Schwert und Leier, mit Gesang und Erz,
Die Hand zum Kampf bereit, zur Lieb' das Herz!
Und Schwert und Leier hast du, Herz und Hand
Dem höchsten Herrn als Opfer zugewandt,
Indeß ich elend, ach! und schwach und klein,
An Niemand denke, als an mich allein!"

Ein nicht minder liebevolles Verständniß bekundet Longfellow für die christlich-germanische Architektur, die hier, Angesichts des Straßburger Münsters, noch einmal verherrlicht wird, für den katholischen Festcult, wie er in der Feier des Osterfestes zur Darstellung kömmt, für die christliche Dramatik jener Zeit, welcher Longfellow selbst ein liebliches Osterspiel nachgedichtet und in die Handlung verwoben hat. In zahlreichen Zügen spiegelt sich die Freude des Dichters über die innige Verbindung der Religion mit Kunst und Leben und über die poetische Verklärung, welche dieser Bund auf alle Lebensverhältnisse ausgoß. Nahezu völlig fremd ist er aber der katholischen Wissenschaft geblieben, an der er nur das Eine ehrt, daß sie die Schätze des Alterthums durch die Wogen der Völkerwanderung getragen, deren eigene tiefgehende Thätigkeit er aber völlig verkennt; ebenso fremd steht er dem Verständniß des eigentlich kirchlichen Lebens gegenüber, das ihm im Gegensatz zu Elsie's Opfergeist und Erlösungsglauben zu stehen scheint. Daß dieser erhabene Aufschwung des individuellen Geistes, wie jene ganze Fülle von Thatkraft, Wissenschaft, Kunst und Poesie, gerade von der hierarchisch gegliederten und im Papstthum geeinten Kirche ausgegangen, ist ihm völlig verborgen geblieben. Auch die politische Gestaltung des Mittelalters, Kaiserthum, Feudalismus, Stadtrecht, Zunftwesen, kurz alle wichtigen Factoren des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, treten nirgends zu Tage. In dem Doppelbilde des Ordenslebens, das der Dichter an dem Kloster Hirschau vorführt, überwuchert das Schattenbild der schlechten Mönche mit ihrer Andacht zum Speisesaal und Weinkeller allzugrell das Lichtbild der guten Mönche mit ihrem Eifer für Gottesdienst, Wissenschaft und Kunst, und wenn der Abt auch Ordnung schafft und einen neuen Hildebrand herbeiwünscht, um die Regel zu ihrem ursprünglichen Ansehen zurückzuführen, so weist das Kloster eben doch nur Leute auf, die sich gewissermaßen schiffbrüchig dahin zurückgezogen, nicht solche, die ein ebenso edler Opfergeist als der-

jenige Elsie's an die Stufen des Altares führte, um Gott Schönheit und Jugend, Besitz und Ehre, Liebe und Leben in noch unversehrter Blüthe und jungfräulichem Heroismus zu weihen. So ist weder das religiöse Gelübde in seinem innersten Wesen richtig erfaßt, noch das Ordensleben des Mittelalters vollständig wahr und richtig gezeichnet. Longfellow flieht eben alles Dogmatische, und wie könnte er das Mittelalter, das so ganz in der katholischen Glaubenslehre wurzelt, richtig erfassen und schildern?

Je weniger er übrigens mit dem Verstande in diese tiefen, goldhaltigen Schachte gedrungen, desto merkwürdiger ist es, wie ihn sein edles Herz zur Marienverehrung hinzog und ihn gleichsam dazu zwang, diese Andacht auch apologetisch richtig zu würdigen. Er läßt den Prinzen Heinrich das Land seiner Sehnsucht mit folgenden Worten begrüßen:

Das ist fürwahr Maria's heil'ges Land,
Der Jungfrau-Mutter unsres theuren Heilands!
Ihr Name rührt und sänftigt jedes Herz.
Wie der Bandit mit blut'ger Hand sie ehrt,
So Fürst und Priester, Bauer und Gelehrter,
Der Mann der That, der schwärmerische Träumer
Ehrt sie, wie ein allgegenwärtig' Wesen!

Und so wie Kinder, welche viel beleidigt
Den allzu güt'gen Vater, voller Scham,
Bußfertig, doch nicht wagend, ohne Beistand
Vor ihn zu treten, an dem Thore reden
Mit ihrer Schwester, und vertrauend harren,
Bis sie vorangeht und ihr Bittwort einlegt:
So trägt der Mensch, bereuend böse That,
Und doch nicht wagend, rasch mit seiner Bitte
Des tieferzürnten Vaters Ohr zu nah'n,
Ihr seine Bitten vor und sein Geständniß,
Und sie legt dann im Himmel Fürbitt' ein.
Hätt' unser Glaube uns sonst nichts gegeben,
Als dieses Vorbild aller Weiblichkeit,
So mild, so gnadenreich, so stark, so gut,
So friedsam, redlich, liebend, rein, geduldig,
Das Eine zeugte: daß er höher, wahrer,
Als alle Religionen früh'rer Zeit.

Dazu singen von ferne die Pilger, die nach Rom ziehen:

Urbs coelestis, urbs beata,	Stadt, die uns den Himmel kündet,
Supra petram collocata,	Freudenstadt, auf Fels gegründet,
Urbs in portu satis tuto,	Stadt, an sich'rem Port gelegen,
De longinquo de saluto,	Dich grüß' ich von fernen Wegen,
Te saluto, te suspiro,	Dich begrüß' ich, zu dir streb' ich,
Te affecto, te requiro!	Dich ersehnend, liebend beb' ich.

Doch die Reise des Prinzen geht nicht nach Rom, sondern direct nach Salerno, und so bleibt denn das Papstthum, dieser gewaltigste Angelpunkt des Mittelalters, wie in den deutschen Reiseskizzen das Kaiserthum, außerhalb des poetischen Kulturbildes. In der ersten Hälfte des VI. Actes hat der Dichter, hauptsächlich nach Sprengels Geschichte der Arzneikunde und Sir Alexander Croke's Einleitung zu dem Regimen Sanitatis Salernitanum, eine dramatische Skizze des mittelalterlichen Hochschullebens zu zeichnen versucht. Dieselbe läuft aber, was wohl hauptsächlich der Unvollständigkeit und Voreingenommenheit seiner Quellen zuzuschreiben ist, auf ein halb humoristisches, halb satirisches Zerrbild der Scholastik hinaus, von der man kaum eine andere Vorstellung erhält, als daß sie eine verrückte Balgerei über unverständliche Redensarten und unnütze Fragen gewesen sein müsse. Mit dem weitern Verlauf der dramatischen Handlung, die jetzt wieder auflebt, ist diese Faschingsdisputation dadurch verbunden, daß, nachdem sich die Doctoren zur Scene hinausgezankt, der Teufel als Mediciner erscheint, um sich in seiner Art als Fachmann über die ausgehängten Thesen lustig zu machen. Innig befriedigt über die Zeitverschwendung, welche diese leere Scholastik den Menschen einbringt, harrt er auf Heinrich und Elsie. Sie kommen endlich, und die durch die Reise so lange aufgeschobene Lösung des Knotens vollzieht sich rasch in vier kurzen Scenen. Heinrich bereut sein Vorhaben, durch Elsie's Tod sein Leben zu retten; doch Elsie erinnert ihn an das gegebene Wort, nimmt Abschied und folgt dem Doctor in die verhängnißvolle Kammer. Da erst fühlt Heinrich, was sie ihm geworden, wie mit ihr das Leben seines Lebens erlöschen werde. Er befiehlt dem vermeintlichen Doctor, innezuhalten, und bricht, da er keine Antwort erhält, gewaltsam in die Kammer ein. Lucifer ruft von innen: „Es ist zu spät!" Heinrich antwortet von draußen: „Es wird noch nicht zu spät sein." Damit bricht die Scene ab. Die nächste spielt im Odenwald, wo ein Bote die Mutter Ursula mit aller nur erdenklichen Vorsicht auf die Freudenbotschaft vorbereitet, daß Heinrich und Elsie noch am Leben sind und der Prinz ihre Tochter heirathen wolle. Die letzte Scene spielt auf Schloß Vautsberg am Rhein. Im Abendsonnenschein, beim Vespergeläute, sitzen Heinrich und Elsie auf der Terrasse des Schlosses. Heinrich ernennt Elsie zu seiner Fastrada und wirft einen freudigen Blick zurück auf die überstandenen Leiden. Alle Gedanken und Gefühle gehen aber in bräutlicher Seligkeit auf. Die religiösen Motive, die im Leiden getröstet, sind von der Freude zurückgedrängt, und kein Wort verräth eine innere Umwand-

lung des Prinzen. Erst im Epilog wird sie durch die zwei Engel verkündet.

Der Engel der guten Thaten (mit geschlossenem Buche).

Gott sandte seinen Boten, den Regen,
Und sagte zu dem Bergesbach:
„Erhebe dich und schau aus deinen Höhlen,
Und hüpfe mit nacktem, schneeweißem Fuß
Vom kühlen Hügel hinab in der Eb'ne
Weite, dürre, sengende Gluth."

Gott sandte seinen Boten, den Glauben,
Und lispelte in der Jungfrau Herz:
„Erhebe dich und denke deines Ursprungs
Und streue mit selbstloser Hand
Deine Jugend auf des Todes
Einsamen, kahlen Wüstensand."

O Schönheit der Heiligkeit,
Des Selbstvergessens, der Demuth!
O Macht der Sanftmuth,
Deren Zartheit und Schwäche
Gleicht der weichenden, doch unwiderstehlichen Luft.
Auf den Seiten
Des versiegelten Buchs, das ich trage,
Ist die göttliche That
Eingetragen in goldener Schrift.
Die wird nie altern,
Nein, durch alle Zeit
Fortglüh'n und strahlen
Mit sanftem Glanz.
O Gott! Es ist dein Erbarmen,
Das die Welt erfüllt mit dem Segen
Einer guten That, wie diese war!

Der Engel der bösen Thaten (mit offenem Buche).

Noch nicht ganz, noch nicht ganz
Entschwand die Sonne im Purpurglanz;
Doch sinkt sie langsam gen Westen,
Indeß noch offen ich trage,
Das Buch der bösen Thaten,
Daß der Hauch der obern Luft,
Hinströmend über seine Blätter,
Austilge, was da geschrieben steht!

Schwächer und schwächer, während ich schaue
In die weite Gluth,
Strahlt die glimmende Landschaft,
Und unter mir der schwarze Fluß
Hüllt sich in Nebelkränze.

Schwächer und schwächer beginnen zu zittern
Die schwarzen Linien
Hin über die hellere Fläche des Blatts;
Schatten um Schatten
Entschwinden die schrecklichen Worte
Und an ihrer Statt
Glänzt weißer Raum.

Unter geht die Sonne.
Aber die Seele von Einem,
Der durch Reue
Dem furchtbaren Spruch entgangen,
Strahlt licht unter mir, da ich schaue.
Das ist das Ende!
Mit geschlossenem Buch
Steig' ich empor zu Gott.

Sieh! Über dem Abgrund
Ein dunkler, riesiger Schatten schwebt
Unter meinen Füßen.
Flammengluth
Durchzuckt den Kern der finstern Gestalt,
Wie eine blitzesschwang're Wolke.
Und ein Wehschrei,
Wieder und wieder,
Tief und laut,
Wie das Echo
Von Wolke zu Wolke,
Tönt schwellend empor und rollt dahin in die Ferne,
Wie wenn verhüllt
Der Blitz entflieht,
Durchkreuzt und besiegt vom Andrang des Sturmes.

Das ist Lucifer,
Des Geheimnisses Sohn,
Und da Gott es zuläßt,
Dient auch er Gottes Fügung
Und wirkt für gute Ziele,
Die unserm Blick entgeh'n.

Zart und lieblich, wahr und tief ist der Geist des Mittelalters erfaßt, soweit die „goldene Legende" sich an das Epos des deutschen Minnesängers hält; aber ganz unvollständig wird das Bild in seiner weiteren kulturhistorischen Ausgestaltung, denn es fehlen die beiden Pole des socialen Lebens, Kaiserthum und Papstthum, es fehlen die hierarchische Ordnung der Kirche und deren innige Verkettung mit Volk, Schule, Wissenschaft, Kunst, Literatur und Leben. Die Schattenseiten, die Longfellow hervorhebt, wird Niemand in Abrede stellen wollen; aber seine Darstellung

derselben wird dadurch unrichtig, daß er sie nahezu als nothwendige Folge des kirchlichen Lebens erscheinen läßt, während die Glaubensinnigkeit und Opferliebe Elsie's, welche so treffend den innern Geist des Mittelalters symbolisiren, als eine Wirkung des Privatgeistes, als eine Art Gegensatz zum kirchlichen Geist gedacht sind. Und doch ist dieser Gegensatz nicht scharf und consequent durchgeführt; an vielen Stellen dämmert die Ahnung herein, daß nicht der Privatgeist, sondern ein großartiger Associationsgeist die Einrichtungen und Kunstwerke des Mittelalters geschaffen haben müsse, daß die Kreuzesandacht, welcher Elsie's Opfergeist entspringt, der ganzen Architektur zu Grunde liege und daß diese Architektur doch offenbar von der Kirche ausgegangen. Der Glaube an den Erlöser, an die mütterliche Mittlerwürde Maria's, an die Fürbitte der Heiligen, an die verdienstliche Mitwirkung zum Heilsgeschäft, an den Beistand der Engel, an sichtbare Sakramente tritt als so wirksame Kraft in das Drama herein, daß es unmöglich wird, Elsie's That als unabhängig von der katholischen Glaubenslehre zu denken, obwohl auf der andern Seite Heinrichs Bekehrung sich bloß auf dem Wege des Gefühls abspinnt. Verwischt der unklare Gefühlskampf Heinrichs mit dem Dämon die eigentliche Kernfrage des Einzel- und Völkerlebens und ihre Beantwortung durch die Kirche, so schimmert sie in Elsie's Charakter deutlich genug durch und erweckt Sehnsucht nach dem Geiste des Mittelalters, wenn auch Niemand das ganze Mittelalter — mit all seinen wirklichen Schäden — zurückwünschen wird. So ist die goldene Legende keineswegs, wie Hepworth Dixon meinte, eine des Dichters unwürdige Spielerei, sondern ein mächtiger Schritt durch die Schönheit zur Wahrheit.

---

9. Das Hiawathalied.

Der Untergang einer ganzen Menschenrasse, herbeigeführt durch die schimpfliche Habsucht elender Krämer und durch den grausamen Eigennutz kurzsichtiger Staatsmänner, vollzogen durch den abscheulichen Mißbrauch der Übermacht, welche die europäische Bildung dem weißen Mann über den rothen Mann einräumte, vollzogen unter einem unablässigen Chorgesang hochtönender Lügen von Menschenliebe, Menschenrechten, Menschenwürde, Licht und Freiheit — das ist im Wesentlichen die Geschichte der Indianerstämme in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Daß dieselben kulturfähig gewesen wären, steht genugsam fest. Mit bewundernswerther Schärfe der Sinne ausgestattet, waren sie treffliche Kenner der sie umgebenden Natur, der heilsamen und schädlichen Pflanzen, der Vogel- und Insectenwelt des Urwaldes, der Wind- und Wettererscheinungen. Sie waren ebenso unermüdliche als geschickte Jäger und Fischer, wilde Krieger, soweit ihr unstätes Jagdleben und die gegenseitige Eifersucht der Stämme häufigen Krieg und grausames Kriegsrecht begünstigten, aber auch hinwieder gutmüthige Naturkinder im heimathlichen Wigwam-Dorf, voll Liebe und Treue zu ihren Sippen, opferwillige Beobachter des Gastrechts und Bekenner einer Religion, welche unter einem kindischen Gewebe von Zauberei und Aberglauben noch manchen Zug der Uroffenbarung durchschimmern ließ und sie weit erhob über den blutlechzenden Fetischismus der afrikanischen Neger. Kunstreiche Tänze und Spiele verherrlichten ihre Feste, eine einfach-feierliche Beredsamkeit ihre Rathsversammlungen, mythisch-religiöse Bedeutung ihren bunten Schmuck. Der tüchtigen Zucht des unentbehrlichen Pferdes gesellten sich Anfänge von Ackerbau und Viehzucht bei, der abergläubischen Heilkunde eine schlichte, phantasiereiche Bilderschrift. Gegen Ackerbau und Handwerk legten sie nicht mehr Gleichgiltigkeit und Trägheit an den Tag, als die Ureinwohner Paraguays, die ja anfänglich auch den Missionären die Pflüge verbrannten, um die Zugthiere an deren Flammen zu braten. Martyrer-Blut vergossen sie nicht mehr, als jene Stämme Südamerika's oder die „Urgermanen“ in

Sachsen und Thüringen. Die katholische Kirche übernahm deßhalb frohen Muthes jenes, wie Albrecht von Haller sagt, „so schöne, der Menschheit so vortheilhafte Project, die in den Schrecknissen des Urwaldes zerstreuten Völker zu sammeln und sie dem Zustand der Wildheit, der ein unglücklicher Zustand ist, zu entreißen, ihren grausamen und zerstörenden Kriegen ein Ende zu machen, sie mit dem Lichte der wahren Religion zu erleuchten und sie zu einer Gesellschaft zu vereinen, welche durch Gleichheit der Bürger und Gemeinschaft der Güter einigermaßen das goldene Zeitalter darstellt". Wie dieses große, civilisatorische Werk durchkreuzt und vereitelt ward, ist sattsam bekannt. Goldgierige Krämer erschienen auf dem Schauplatz, um an der Kindeseinfalt des Indianers sich betrügerischer Weise zu bereichern. Dem Kinde des Urwaldes wurde seine reiche Jagdbeute gegen das verheerende Feuerwasser umgetauscht. Dieses machte den Indianer zum grausamen Raubthier, der dazu kommende Betrug und die Gewaltthat reizten ihn zum verzweifelten Kampfe. Das „Raubthier" glaubte man schießen, das Hinderniß der Civilisation aus dem Wege schaffen zu dürfen, und so begann dann die barbarische Hetzjagd der „Civilisation" auf den unglücklichen Indianer, den sie selbst durch Hinterlist und Barbarei zu ihrem Feinde gemacht hatte. Nur einige Trümmer der alten Ureinwohner, in die Felsengebirge zurückgedrängt, von katholischen Missionären dem Christenthum gewonnen, von Methodistenpredigern, Regierungscommissären und Krämern gequält und ausgesogen, erinnern die erleuchtete, humane Gegenwart noch daran, daß die ganze Rasse für das Christenthum und durch das Christenthum für die Civilisation hätte gerettet werden können.

So aus der Geschichte ausgetilgt, schienen diese Völker dazu verurtheilt, auch in der Literatur nur als Schreckgespenst fortzuleben. Ihre Bilderschrift war nicht so weit gediehen, daß sie selbst ihre Stammsagen und religiösen Fabeln hätten verewigen können, die anglo-amerikanische Epik aber erblickte in ihnen nur die zweite große Macht, die sich im Bunde mit der wilden Natur dem Eindringen europäischer Bildung entgegenstellt. Gleich einer hinterlistigen Bestie lauerten sie mit Skalpmesser und Tomahawk im Dickicht der Riesenbäume auf den friedlichen Pflanzer, forderten die europäische Kultur zum entscheidenden Zweikampf heraus und machten die Eroberung der neuen Welt zugleich zum spannendsten Abenteuer und zur Heldenthat. So meisterhaft Fennimore Cooper diese Welt in seinen Lederstrumpf-Erzählungen ausgebeutet und in ganz Europa und Amerika populär gemacht hat, so entbehren diese Dichtungen doch insofern des wahren historischen Hintergrundes, als sie den Indianer fast nur als

jenes unheimliche Raubthier zeichnen, zu welchem ihn europäische Habsucht und Grausamkeit gemacht haben; sie wurden indeß zur herrschenden Anschauung, und während man über Onkel Tom und die Neger tausend Thränen der Rührung vergoß, ließ der Schwindler Barnum weiße Proletarier roth anstreichen und zur Ergötzung des Publikums „Indianerkämpfe" halten.

Zu nicht geringer Ehre gereicht es sicherlich Longfellow, daß er, Dank seinem feingebildeten Geiste und seinem menschenfreundlichen Herzen, diese vulgären Anschauungen vollständig durchbrach, und in seinem Epos „Das Hiawathalied" (The song of Hiawatha) den Versuch machte, den Ureinwohnern Nordamerika's in einem Nationalepos das schönste Denkmal zu setzen, das ein Volk sich setzen kann und das sie durch die Grausamkeit europäischer Civilisation verhindert worden waren, sich selbst zu setzen, — daß er es unternahm, der Homer dieser untergegangenen Stämme zu werden. Seine „Indianische Edda", wie er selbst das Gedicht nennt, erschien 1855. Die bewegenden Kräfte, welche sie eingaben, führt der schöne Prolog auf drei zurück, nämlich auf eine innige Liebe zum heimischen Boden und dessen Natur, auf eine innige Liebe zu den Sagen und Geschichten der Völker, auf eine noch innigere Liebe zu Gottes geheimnißvoller Vorsehung, welche, sich spiegelnd in der schönen Natur wie in den Sagen der Völker, alle Zweige der Menschheit zu einer großen Gottesfamilie vereinigt.

„Die ihr an Natur und Gott glaubt,
Glaubt mit kindlich schlichtem Herzen,
Glaubet, daß zu allen Zeiten
Menschenherzen menschlich fühlen,
Daß auch in der Brust des Wilden
Lebt ein Streben, Ringen, Sehnen
Nach dem unbegriff'nen Guten,
Daß die Hände, schwach und hilflos,
Blind im tiefen Dunkel tastend,
Gottes Hand im Dunkel fassen
Und sich heben und erstarken:
Lauschet dieser schlichten Sage,
Lauscht dem Lied von Hiawatha!"

Da die Indianer, in zahlreiche Stämme getheilt, keine einheitliche Mythologie besaßen, und ihre Geschichte, dürftig in Bauminschriften, Amuleten und Grabeszeichen documentirt, mit einem ganzen Schlingpflanzenwald von Märchen überwuchert war, so stand ihrem Dichter eine ähnliche Freiheit zu Gebote, wie dem göttlichen Homer und den Dichtern

der Edda und des Kalewala. Die Sage reichte hinauf in die Tage der Schöpfung und darüber hinaus in das chaotische Meer der Götteranfänge, sie reichte aber auch herab in die Zeit der wirklichen Geschichte, und umspann dieselbe bis in alle Verhältnisse hinein mit Wundern, Verwandlungen und Zauberkunst, setzte sie mit tausend Einflüssen guter und böser Geister in Verbindung. Das friedliche Werk der ersten christlichen Missionäre aber und das gewaltsame Eindringen der unchristlichen Civilisation brachten gleichzeitig diese Märchenwelt der Prärie in Berührung mit den gewaltigsten Faktoren der späteren geschichtlichen Zukunft. Longfellow wählte für seine Dichtung keinen der beiden Endpunkte, weder die mythische Kosmologie, noch die Zeit der so kampfesreichen und abenteuerlichen, aber auch so traurigen wirklichen Geschichte, sondern den Grenzpunkt beider, jene Zeit nämlich, wo die halbmythische Welt des Urwaldes zum ersten Mal mit der christlichen Civilisation und der sagenlosen Geschichte zusammentrifft — die Zeit unmittelbar vor dem Erscheinen des Schwarzrocks.

Hiawatha selbst ist keine willkürliche Erfindung des Dichters. Unter diesem Namen nämlich verehren die bedeutendsten Indianerstämme ihren ersten Civilisator [1]. Durch eine wunderbare Geburt mit der eigentlichen Göttersage zusammenhängend, ist er der hervorragendste Göttersohn und Heros, der Heros der Kultur und der Künste des Friedens, von den Göttern gesandt, um den undurchdringlichen Wald zu lichten, Jagd und Fischfang auszubilden, die blutigen Sitten durch edlere und menschlichere zu verdrängen; er ist es, welcher seine Stammesgenossen Fischfang und Ackerbau, Bilderschrift und Heilkunst lehrt.

Mit gläubiger Rücksicht auf den göttlichen Heilsplan, der alle Völker aller Zeiten umspannt, betrachtet Longfellow die langsam voranschreitende Kultur der Indianer als eine Vorbereitung auf das höchste Gnadengeschenk, das der Himmel den Menschen zuwandte, auf das Christenthum. Hiawatha wird ihm daher der unmittelbare Vorläufer der Heilsbotschaft, welcher durch Milderung der Sitten und Einführung einer höheren Kulturstufe die wilden Stämme zur Annahme des christlichen Gesetzes befähigte. Zur Durchführung dieser Aufgabe muß er als Häuptling und Gesetzgeber eines abergläubischen Volkes mit der Herrlichkeit ihrer Götter verwandt sein und sich in der Fülle des Wunderbaren erproben. Die Göttersage

[1] Bei anderen Stämmen ist er unter dem Namen Michabu, Chiabo, Manabozo u. s. w. bekannt.

ragt deßhalb aus der Urzeit bedeutsam in sein Leben hinein, Wunderzeichen umgeben alle seine Thaten. Nachdem aber seine Aufgabe gelöst, nachdem der Priester aus dem fernen Osten erschienen und die Stämme ihn als Boten aufgenommen, nimmt Hiawatha — als Verkörperung der nunmehr überwundenen Kulturperiode — Abschied und zieht in die Gebirge des Westens. Der Zauber der Dämonen weicht vor dem durch Liebe siegreichen Kreuz. Die natürlichen Kräfte der jugendfrischen Völker, die guten Geister, die sie bis dahin gleichsam unvermerkt gelenkt, die Kultur, die sie durch Hiawatha erlangt, treten in das heilige Reich christlicher Bildung ein, wie Christophorus in den Dienst des Christuskindes. Hier schließt die herrliche Dichtung; wie der liebevolle Plan Gottes und das segensvolle Werk der katholischen Kirche durch menschliche Habsucht durchkreuzt und vereitelt ward, liegt außerhalb ihres Rahmens. Aber da dieß schreckliche Drama genugsam bekannt ist, so ist dieser Rahmen mit feinem poetischem Takte gezogen. Hiawatha's Sendung und Thätigkeit zeigt genugsam, was hier zerstört worden, um über das lebensvolle Epos den tragischen Reiz einer „untergegangenen Welt" zu ergießen.

Der Anfang des Gedichtes versetzt uns in die indianisch gedachte Herrlichkeit des großen Geistes, Gitche-Manito, des Mächtigen, des Lebensspenders. Niedergestiegen ist er zu dem berühmten rothen Pfeifenthon-Steinbruch (Red-Pipe-stone Quarry) und beruft hier, aufrecht stehend auf dem rothen Felsen, alle Stämme der Menschen zusammen. Während unter seinem Schritt ein neuer Fluß hervorquillt, bricht er von dem Felsen ein Stück ab, modelt einen Pfeifenkopf daraus, steckt ein Binsenrohr daran, füllt die Pfeife mit Weidenrinde, bläst in den Wald, daß die sich reibenden Aeste Funken sprühen, und

„Aufrecht stehend auf den Bergen
Gitche-Manito, der Mächt'ge,
Rauchte seine Friedenspfeife
Als ein Zeichen für die Völker."

Hinab die Flüsse, hin über die Prärien eilen sie herbei, um die Worte des Gottes zu vernehmen, die Delawares und Mohawks, die Choctaws und Comanchen, die Shoshonies und die Schwarzfüße, die Pawnees und Omawhas, die Mandanen und Dacotahs, die Huronen und Ojibways. Mit tiefem, väterlichem Mitleid schaut Gitche-Manito auf sie hernieder, seine Kinder, die in ewigem Kampf und Haß einander zerfleischen. Mit inniger Liebe zählt er ihnen seine Wohlthaten auf, die doch jeden zufriedenstellen, jeden beglücken könnten.

„Warum seid ihr nicht zufrieden,
Warum hetzt ihr wild einander?
Ich bin satt des ew'gen Haders,
Satt des Kriegs und Blutvergießens,
Satt der Racheglutgebete,
Eures Ringens, eures Zankens;
Eure ganze Kraft ist Einheit,
Euer ganzes Übel Zwietracht;
Haltet d'rum fortan den Frieden,
Lebt als Brüder mit einander!

Einen Seher will ich senden,
Einen Retter für die Völker,
Der soll leiten euch und lehren,
Soll mit euch sich müh'n und dulden;
Wenn ihr seinen Räthen lauschet,
Werdet ihr gedeih'n und blühen;
Wenn sein Warnen ihr mißachtet,
Werdet welken ihr und sterben.“ (Ges. I.)

Dieser verheißene Retter ist kein Anderer, als Hiawatha, der Sohn des Mudjekeewis, des tapferen Helden, der den Bären der Berge erschlagen hatte und dafür zum Herrscher aller Himmelswinde erhoben worden war. Nur die Herrschaft des Westwindes behielt Mudjekeewis für sich und nannte sich als solcher Kapeyun; die andern Winde gab er seinen Söhnen, dem jugendschönen Wabun den Ostwind, dem feisten und trägen Shawondasee den Südwind, dem grimmigen Kabibonocka den Nordwind. Die Schilderung der „vier Winde“ (Ges. II.) ist ein prachtvolles mythologisch-dramatisirtes Naturgemälde. Vom Mond heruntergefallen zu einer Zeit, die Niemand mehr kennt, gebar Nokomis eine Tochter, Wenonah, die auf der Prärie wie bleicher Sternenschimmer, wie blasser Mondesglanz emporblühte. Umsonst ward diese von der treuen Mutter vor Mudjekeewis, dem Westwind, gewarnt. Sie läßt sich von diesem bethören, gebiert ihm das Wunderkind Hiawatha und stirbt dann, verstoßen, in Elend und Leid.

Obwohl der Mutter beraubt, so doch von der treuen Großmutter Nokomis liebreich auferzogen, gedeiht Hiawatha am See Gitche-Gumee und dessen Waldesufern zum muntern Knaben heran, lernt die Sterne und Geister kennen, die Fichten und ihre Sprache, das Wasser und seine Sprache, das Glühwürmchen und den Mond, und den Regenbogen und die Eulen und Käuzchen des Waldes, lernte aller Vögel Sprache, Sitten, Namen und Geheimnisse.

Die Erziehung vervollständigte der alte Wanderer und Geschichten-

erzähler Jagoo, ein Freund der runzligen Nokomis, indem er Hiawatha Bogen und Pfeile machte und ihn jagen lehrte. Seine „Schätzchen" und „Brüderchen", die Vögel und Eichhörnchen, verschonte der junge Waidmann, aber um so eifriger setzte er dem Rehbock nach und dem königlichen Hirsche (Ges. III). Zum Mann und zum gewaltigen Nimrod herangereift, zieht Hiawatha nun in die Berge, um seinen Vater Mudjekeewis über die Verstoßung seiner Mutter zu Rede zu stellen. Er vertraut der eigenen Kraft und seinen Pfeilen, mehr noch den Zauberhandschuhen, mit denen er Felsen zermalmen konnte, und seinen Mocassins oder Siebenmeilenstiefeln. Listig glaubte er Mudjekeewis das Geheimniß seiner Schwäche und Verwundbarkeit entlockt zu haben, verfolgt ihn drei Tage lang bis an die Westgrenze der Erde. Da enthüllt sich ihm der Fliehende und doch nicht Erreichbare als unsterblicher, unbesiegbarer Gott und verleiht ihm zum Lohne seiner Tapferkeit, der Retter, Führer und Erzieher seines Volkes zu werden und nach Erfüllung dieser großen Aufgabe mit ihm selbst die Herrschaft des Westwindes zu theilen. Hiawatha zieht heim. Nur einmal hält er unterwegs, an dem Wasserfalle Minnehaha im Lande der Dacotahs, wo er sich Pfeile kauft und dabei in der Tochter des Pfeilspitzenschleifers die schöne Minnehaha (lachendes Wasser), seine künftige Braut, kennen lernt (Ges. IV). Nun beginnt die Ausführung seines großen, civilisatorischen Berufs — und zwar mit Fasten.

Sieben Tage und sieben Nächte hindurch, unter mancherlei Träumen und Visionen, fastet Hiawatha in einer Einsiedlerhütte am großen See. Täglich zeigte ihm die Natur neue Nahrung, der Wald sein Wild, die Wiese am Flußufer ihre Früchte, der Fluß seine Fische; aber er ruft zum großen Geist, ohne sein Fasten zu brechen: „Herr des Lebens! Sollte unser Leben von solchen Dingen abhängen?"

„An dem vierten Tag des Fastens
Lag er matt in seiner Hütte,
Von dem Bett aus Laub und Blättern
Schauend mit halboff'nen Augen,
Voll von Träumen und Gesichten,
Auf die glanzumschwomm'ne Landschaft,
Auf die tiefe Gluth der Wasser,
Auf das Licht der Abendsonne.

Da kam auf ihn zu ein Jüngling,
In Gewanden grün und gelblich,
Schwebte durch die Purpurdämm'rung,
Grüne Federn auf der Stirne,
Und sein Haar war weich und golden.

Stehend an der off'nen Thüre,
Schaut' er lang auf Hiawatha,
Schaute liebend und erbarmend
Auf die abgehärmten Züge,
Und in Tönen, gleich dem Seufzen
Des Südwindes in den Wipfeln,
Sprach er: ‚O mein Hiawatha,
Dein Gebet erhört der Himmel;
Denn du flehst nicht wie die Andern,
Nicht um größ're Kunst im Jagen,
Nicht um größ're List beim Fischen,
Nicht um den Triumph im Kampfe,
Nicht um Ruhm vor allen Kriegern,
Sondern um des Volks Gedeihen,
Um das Wohl der Nationen.‘

Von dem Herrn des Lebens komm' ich,
Ich, der Menschen Freund, Mondamin,
Dich zu warnen, dich zu lehren,
Wie durch Kampf du und durch Arbeit
Das gewinnst, um was du flehtest;
Auf! von deinem Blätterlager,
Jüngling, auf, mit mir zu ringen!“

So ringt nun Hiawatha dreimal jeweilen bei Sonnenuntergang mit Mondamin. Am vierten Abend, dem letzten der Fastenzeit, erliegt dieser und wird von Hiawatha begraben. Aus seinem Grabe aber sprießt das erste der Geschenke, das durch ihn den Völkern zu Theil werden sollte: der Mais. Jedoch auch die Gaben, um die er nicht gefleht, Geschick in Jagd, Fischfang und Kampf, soll er in reichem Maße erhalten (Ges. V). Allein zuvor wählt er sich zwei Freunde aus, den süßen Sänger Chibiabos, einen Orpheus und Troubadour, und Kwasind, einen Kraftmenschen, der seine Riesenstärke nicht recht zu gebrauchen weiß, aber unter Hiawatha's Leitung Nützliches leistet (Ges. VI). Mit diesen geht Hiawatha in den Wald. Die Birke muß ihre Rinde hergeben, die Ceder ihre Zweige, die Tanne ihre Wurzeln, die Fichte ihr Harz, das Stachelschwein seine Stacheln — und so baut Hiawatha das erste Canoe (Ges. VII). Auf dem Birkenboot die Fluthen des Gitche-Gumee durchsteuernd, gewahrt er tief unten im Grunde das Ungeheuer Mishe-Nahma, den Stör, den König der Fische, und wirft seine Leine nach ihm aus. Aber der Stör ist schlau, er schickt erst Maskenozah, den Hecht, und dann Ugudwash, den Sonnfisch, um die Angelschnur zu zerreißen, und da der kühne Fischer beide fängt und, den Betrug bald merkend, die Leine abermals auswirft, erhebt sich Nahma ergrimmt vom Seesgrunde, schlägt das Boot um und

verschlingt Boot und Fährmann in seinem Rachen. Unter dem Beistand Adjidaumo's, des Eichhörnchens, das mitverschlungen wurde, dreht Hiawatha jedoch das Boot quer im Bauche des Fisches und bearbeitet dann dessen Herz mit so wuchtigen Faustschlägen, daß das Ungethüm endlich todt an's Ufer sinkt. Aus der Grabeshöhle ruft der indianische Jonas seine Brüder, die „Seemöven", herbei, die zwischen den Riesenrippen des Fisches Spalten picken und ihn aus seinem Grabe erlösen (Ges. VIII). Von Nokomis aufgefordert, zieht Hiawatha wider den Zauberer Megissog-won aus, den von Pechströmen und Feuerschlangen bewachten Manito des Glücks und Reichthums, und erlegt ihn mit drei Pfeilen (Ges. IX). Nach dem glücklich bestandenen Strauß aber, durch den der Vater der Nokomis gerächt ist, geht er in das Land der Dacotahs, um um die Hand der lieblichen Minnehaha zu freien. Der alte Pfeilschnitzer macht die Annahme der Werbung einzig von Minnehaha's Wunsch abhängig, und da diese schon beim ersten Besuche Hiawatha liebgewonnen, willigt sie gern ein (Ges. X). Bei dem Hochzeitsfeste, zu dem Großmütterchen Nokomis Stör und Hecht und Büffelschinken, Pemican und Büffellenden, Hirschkeulen und Bisonhöcker, Maiskuchen und wilden Reis, kurz den ganzen Hochzeitsschmaus bereitet, thut sich außer dem jugendlichen Troubadour Chibiabos und dem greisen Geschichtenerzähler Jagoo besonders der Mimiker und Lustigmacher Pau-Puk-Keewis hervor. Dieser tanzt erst langsam schleichend wie ein Panther und dann wirbelnd wie die Windsbraut,

„Bis der Sand wie Spreu umherflog,
Wie ein Schneesturm durch die Landschaft,
Häufend Dünen an dem Ufer,
Nagow-Wudjoo, sandige Hügel."

Chibiabos singt sehnsuchtsvolle Minnelieder (Ges. XI) und Jagoo erzählt die ganz besonders schöne Erzählung von Osseo, dem Abendstern (Ges. XII), eine indianische Romanze mit den wunderlichsten Verwandlungen.

Nachdem diese feierliche Hochzeit das Familienglück des großen Schiffers, Fischers, Jägers und Kriegers begründet und vollendet, tritt er, von den Göttern geleitet, als Lehrer der drei bedeutsamsten Künste des Friedens auf, nämlich des Ackerbaus, der Zeichenschrift und der Heilkunde. Durch nächtliches Wandeln um die Kornfelder befreit Minnehaha diese, auf Hiawatha's Anweisung, von Mehlthau, Würmern, Raupen, Heuschrecken, Spinnen und allem schädlichen Ungeziefer, Hiawatha aber vertreibt die Krähen und Raben und kettet den Rabenkönig Kahgahgee als Geißel für

seine ganze Sippschaft an seinem Wigwam an (Ges. XIII). Dem Geschenk guter Feldwirthschaft gesellt der gottgesandte Seher dann die Kunst der Schriftsprache, welche die Erinnerung der Vergangenheit aufbewahrt und auch die Abwesenden unter einander verbindet (Ges. XIV).

Aber schon längst hatten die bösen Geister die Thätigkeit Hiawatha's nur mit Furcht und Mißgunst gesehen. Sie entrissen ihm jetzt seinen lieben Freund Chibiabos in der Blüthe der Jugend; doch auch dieß Leid entbehrt nicht günstiger Folgen. Vermag Hiawatha den Freund nicht in's Leben zurückzurufen, so verhilft er ihm doch durch die Todtenklage zur Ruhe im Jenseits und wendet sich, heimkehrend von des Sängers Grabe, mit emsigem Fleiße der Heilkunde zu (Ges. XV).

Inzwischen hat aber der Hanswurst Pau=Puk=Keewis Hiawatha's Abwesenheit dazu benützt, um im Lande der Ojibways alle erdenklichen tollen Streiche anzurichten. Er lehrte die Leute Karten spielen, gewann ihnen in kurzer Zeit Hab und Gut ab und erspielte sich sogar Jagoo's Neffen Meshinauwa zum Sklaven. Des Tags unthätig umherschlendernd, trifft er auch eines schönen Morgens auf die leere Hütte Hiawatha's, befreit Kahgahgee, den König der Raben, wirft in dem wohlgeordneten Haushalt der emsigen Nokomis alle Kessel, Geschirre, Decken und Kleider wirr drunter und drüber und zieht dann in fröhlichem Übermuth singend in die Berge (Ges. XVI). Aber der erzürnte Hiawatha kehrt früh genug zu seinem Wigwam zurück, um die Spur des frechen Störenfrieds zu finden. Er jagt ihm nach über Berg und Thal und Fels und Wald bis an den Biberbau, in welchem Pau=Puk=Keewis nach vorsichtiger Berathung des Bibervolkes Aufnahme gefunden. Die übel angebrachte Gastfreundschaft soll indeß den Bibern nicht zum Heile gereichen. Ihr Bau wird von Hiawatha's Mannschaft belagert und eingenommen und Pau=Puk=Keewis selbst mit Keulen erschlagen. Umsonst fährt die Seele des unverwüstlichen Lustigmachers in den Leib eines wilden Schwanes: er schaut im Flug mit den Wildschwänen zu viel auf die Erde, taumelt herab und fällt abermals in Hiawatha's Hände; umsonst verwandelt er sich nun in eine Schlange und schlüpft in einen hohlen Eichbaum hinein: Hiawatha verfolgt ihn unverdrossen und fällt die Eiche unter wuchtigen Streichen; umsonst kehrt er in seine frühere Menschengestalt zurück und versteckt sich bei dem alten Berggeist in den düstern Höhlen seiner Felsen: Hiawatha beschwört Gewitter und Erdbeben über den Berg,

„Und der Donner, Annemekee,
Dröhnte nieder in die Höhlen,

Rufend: ‚Wo ist Pau-Puk-Keewis?‘
Und die Felsen stürzten nieder;
Todt in ihren Felsentrümmern
Lag der schlaue Pau-Puk-Keewis,
Lag der schöne Yenadizze,
Todt in seinem Menschenleibe.

Aus war's mit den Abenteuern,
Aus mit Streichen und mit Sprüngen,
Aus mit seiner List und Schlauheit,
Aus mit Spielen und mit Tanzen.“ (Ges. XVII.)

Nach diesem Triumph des Lebensernstes und der männlichen Bildung über den ungezügelten Kindeshumor des Urwaldes und die Neigungen des kindischen Indianers zu falscher Kultur, Hazardspiel und Luxus, steht Hiawatha als ziemlich unbeschränkter Herrscher da, und seine Sendung ist nahezu erfüllt. Denn auch er ist ein Sterblicher; der von der Gottheit ihm gewordene Auftrag beschränkt sich auf die Grenzen einer immerhin noch untergeordneten Kulturstufe und enthebt ihn keineswegs den Leiden, denen jeder Mensch verfallen ist. Nachdem die bösen Geister ihm schon zuvor seinen Freund Chibiabos vorzeitig dahingerafft, bringt das heimtückische Völklein der Puk-Wudjies, der Kobolde und Zwerge, auch seinen andern Freund Kwasind um's Leben (Ges. XVIII). Dann wird sein stiller friedlicher Wigwam den ganzen Winter über jeden Abend, allerdings nur zur Prüfung und Belehrung, von den Geistern der Abgeschiedenen beunruhigt (Ges. XIX). Und kaum haben die schöne Minnehaha und die Großmutter Nokomis diese Prüfung mit unverdrossener Geduld bestanden, Hiawatha aber von den Geistern die Schicksale der Abgeschiedenen nach dem Tode und die ihnen entsprechenden Todtengebräuche kennen gelernt, da bricht die Hungersnoth aus, ein Feind, dem die Hiawatha mitgetheilte Kultur noch in keinerlei Weise gewachsen ist. Mannshoher Schnee hat Alles überdeckt; fruchtlos irrt der Jäger durch den pfadlosen Wald; umsonst ruft er in glühendem Gebete zum großen Geiste um Nahrung, um sich und seine geliebte Gattin zu retten; der schweigsame Wald widerhallt nur das trostlose Echo ihres Namens. Das tödtliche Fieber rafft sie dahin, und sieben Tage und sieben Nächte hält Hiawatha Trauer und Todtenwache an ihrem Leichnam (Ges. XX).

Die Schreckensherrschaft Peboans, des Winters, wird endlich von dem lieblichen Jüngling Segwun, dem Frühling, gebrochen. Sorgenvoll tritt Hiawatha aus seiner Hütte hervor. Das Volk, das die überstandene Noth bald vergessen, schaart sich neugierig um Jagoo, der aus dem Osten

heimgekehrt neue Wunderdinge zu erzählen weiß. Ein Wasser hat er gesehen, größer als der See Gitche=Gumee, so bitter, daß man davon nicht trinken kann. Und darauf sah er ein geflügeltes Canoe, höher als die höchsten Föhren, und aus dem Canoe kam Blitz und Donner, und als es an's Land fuhr, stiegen hundert Krieger an's Land mit weißen Gesichtern und mit Haaren um's Kinn. Alles Volk lacht über diese Nachrichten und hält sie für Aufschneiderei des alten Geschichten=erzählers. Nur Hiawatha lacht nicht, sondern erklärt Jagoo's Erzählung für volle Wahrheit.

„Was Jagoo sagt, ist Wahrheit.
Alles schaut' ich im Gesichte,
Sah das große Boot mit Flügeln,
Sah das Volk mit weißem Antlitz,
Sah das Kommen dieses bärt'gen
Volks auf holzgebauten Schiffen,
Aus dem fernen Reich des Aufgangs,
Aus dem lichten Lande Wabun.

‚Gitche Manito, der Mächt'ge,
Er, der große Geist, der Schöpfer,
Schickt hieher sie als Gesandte,
Schickt sie uns mit seiner Botschaft.

— — — — — — — — — — —

Laßt willkommend uns die Fremden
D'rum als Freunde, Brüder grüßen,
Und des Herzens Freundeshandschlag,
Wenn sie kommen, ihnen reichen.
Gitche Manito, der Mächt'ge,
Sprach zu mir so im Gesichte.

Ich sah auch in dem Gesichte
Die Geheimnisse der Zukunft,
Ferner Tage, die einst kommen,
Sah zum fernen Westen wandern
Unbekannte Völkerschaaren,
All' das Land war voll von Leuten,
Ruhlos, kämpfend, wirkend, ringend,
Viele Sprachen redend, und doch
Schlug ein Herz in Aller Busen.
Durch die Wälder klang ihr Axtschlag,
Städte rauchten in den Thälern;
Hin durch alle See'n und Flüsse
Brausten ihre Donnerboote.

Dann zog vor mir hin ein trübes
Bild dahin, gleich einer Wolke;
Sah zerstreut all' unsre Stämme,

Ganz vergessend meine Räthe,
Sich einander kämpfend schwächen,
Sah die Reste unsres Volkes
Westwärts flieh'n wild und voll Jammer,
Wie des Sturmes Wolkenflocken,
Wie des Herbstes falbe Blätter." (Ges. XXI.)

Der Kummer, den diese Vision in Hiawatha erwecken mußte, floh indeß von seiner Stirn, als ein strahlender Sommermorgen seine Hütte umleuchtete und der goldene Schwarm der Ahmos (Bienen) erschien, der nach der Prophezeiung die Ankunft der Weißen verkündigen sollte. Weitgeöffnet breitete er seine Arme der Sonne entgegen, die sich glühend in der ruhigen Fläche des Sees spiegelte. Über das Wasser schwebend, schwimmend, nahte aus fernem Nebel eine noch unerkennbare Gestalt. Sie kommt immer näher und näher. — — Kein Taucher ist's, kein Pelikan, kein Reiher — — immer deutlicher erkennbar naht ein Birkenboot, von hurtigen Rudern herangeschnellt, es sind die weißen Männer aus dem Lande Wabun.

„Da der edle Hiawatha
Streckte hoch empor die Hände,
Hoch empor zu frohem Willkomm,
Harrte, voll von Freud' und Jubel,
Bis das Canoe mit den Rudern
Knirschte auf den hellen Kieseln
Und am sand'gen Ufer auffuhr,
Bis das Bleichgesicht, der Schwarzrock,
Mit dem Kreuz auf seinem Busen,
Landete am sand'gen Ufer.

Dann der frohe Hiawatha
Schrie vor Jubel und sprach also:
‚Herrlich ist die Sonn', o Fremde,
Da ihr kommt zu uns so fernher!
Unser Dorf harrt eurer friedlich,
Alle Thüren steh'n euch offen:
Kommt herein in unsre Wigwams,
Nehmet unsern Freundeshandschlag [1].

‚Nimmer blüht' so froh die Erde,
Nimmer schien so licht die Sonne,
Wie sie heute glüh'n und blühen,
Da ihr kommt zu uns so fernher.

---

[1] Longfellow folgt hier der Schilderung, welche P. Marquette, S. J., der erste Erforscher des Mississippi, von seinem Empfang bei den Illinois gibt, und verweist auf dessen Voyages et Découvertes. Sect. V.

Nie war unser See so ruhig,
Nie so frei von Sand und Klippen;
Euer Birkenboot im Fahren
Räumte Klippen weg und Sandbank!

‚Nie zuvor hatt' unser Tabak
Einen Duft so süß und lieblich,
Unsrer Felder breite Blätter
Waren nie so schön zu schauen,
Als sie scheinen uns heut' Morgen,
Da ihr kommt zu uns so fernher!'

Antwort gab der Schwarzrock-Häuptling,
Etwas stottert' er im Sprechen,
Redend ungewohnte Worte:
‚Friede mit dir, Hiawatha,
Friede dir und deinem Volke,
Friede in Gebet und Gnade,
Frieden Christi, Trost Maria's!'

Dann der edle Hiawatha
Führt' die Fremden in den Wigwam,
Hieß auf Felle sie sich setzen,
Bisonfelle, Hermeline;
Sorglich Mütterchen Nokomis
Brachte Speis' in Lindenschüsseln,
Wasser auch in Birkenbechern,
Calumet, die Friedenspfeife,
Voll und brennend, gleich zu rauchen.
Alle Greise in dem Dorfe,
Alle Krieger aus dem Stamme,
Alle Jossakeeds, Propheten,
Alle Zauberer, Wabenos,
Und die Medas, die Heilkund'gen,
Kamen zum Willkomm der Fremden.
‚Gut ist's,' sagten sie, ‚o Brüder,
Daß ihr kommt zu uns so fernher!'

Und im Kreise um die Thüre
Saßen still sie mit den Pfeifen
Harrend, anzuschau'n die Fremden,
Harrend, zu empfah'n die Botschaft;
Bis das Bleichgesicht, der Schwarzrock,
Kam heraus, um sie zu grüßen;
Etwas stottert' er im Sprechen,
Redend ungewohnte Worte:
‚Gut ist's,' sagten sie, ‚o Bruder,
Daß du kamst zu uns so fernher!'

Dann verkündete der Schwarzrock,
Der Prophet, dem Volk die Botschaft,

Sprach vom Zwecke seiner Sendung,
Sprach von der Jungfrau Maria
Und von ihrem Sohn, dem Heiland,
Wie in fernem Land vor Zeiten
Er gelebt, wie wir, auf Erden,
In Gebet, Arbeit und Fasten,
Wie der Stamm dann der verworf'nen
Juden schmählich ihn verhöhnet,
Ihn gegeißelt, ihn gekreuzigt,
Wie er aufstand von dem Grabe,
Wieder mit den Jüngern lebte
Und dann auffuhr in den Himmel.

Und die Häuptlinge d'rauf sprachen:
'Lauschend hörten wir die Botschaft
Und vernahmen weise Worte,
Wollen ernstlich sie erwägen.
Gut ist es für uns, o Brüder,
Daß ihr kommt zu uns so fernher!'

Dann sie standen auf und gingen
Jeder heim in seinen Wigwam,
Und den Jünglingen und Weibern
Brachten sie der Fremden Botschaft,
Die der Herr des Lebens sandte
Aus dem lichten Lande Wabun."

Jetzt ist Hiawatha's Sendung erfüllt. Er nimmt Abschied von der alten Nokomis und von den Kriegern, den Männern und Jünglingen seines Stammes, und empfiehlt ihnen Allen noch einmal die weißen Gäste, die der Herr des Lebens gesandt. Im Strahl der Abendsonne besteigt er sein Canoe und fährt den Fluß hinab auf die lange, lange Reise. Lebewohl! ruft ihm das ganze Volk vom Strande her zu, Lebewohl! der Wald, Lebewohl! die Wogen am Ufer, Lebewohl! die Reiher im Fennland.

„So verreiste Hiawatha,
Hiawatha, der Geliebte,
In der Pracht der Abendsonne,
In dem Purpurduft des Abends,
Zu dem Land des Heimathwindes,
Keewaydins, des Nordwestwindes,
Zu den Inseln der Glücksel'gen,
Zu dem Königreich Ponemah,
Zu dem fernen Land des Jenseits."

Das ist den Hauptzügen nach der Inhalt und Verlauf dieser nord-amerikanisch-indianischen Edda, wohl des vollendetsten Kunstwerks, das Longfellow hervorgebracht. Was der Prolog verspricht, erfüllt das

Gedicht in reichem Maße. Es vereinigt vor Allem die reichsten und mannigfaltigsten Bilder nordamerikanischer Landschaft, Flora und Fauna zu einem großen, poetischen Naturgemälde, das den Charakter des fremdartigen und doch in Manchem den Ländern Mitteleuropa's so ähnlichen Festlandes mit überraschender Treue und Vollständigkeit vorführt. Aber nicht im Stile einer Reisebeschreibung, nicht in der den meisten Romanen eigenthümlichen Kleinmalerei. Dieß große Naturbild ist zum Theil, wie in den alten Heldengedichten des Nordens, in lebendige, mythologische Kosmogonie verwandelt; Jahreszeiten, Wind und Wetter, Berge und Wogen, Pflanzen und Thierwelt, treten sagenhaft personificirt mit ein in die Handlung — kein gemalter, sondern ein lebendiger, dramatischer Hintergrund, der den Charakter des Beschreibenden fast völlig abgelegt hat.

Auf diesem bewegten Naturbild treten der Held und die übrigen Hauptpersonen des Gedichtes klar, bestimmt und lebensvoll hervor, wie die Hauptfiguren eines Gemäldes. Und dieser Held ist keine willkürliche Erfindung. Es ist der Heros der Indianersage, ohne Abschwächung, ohne Übertreibung, der große Jäger, Fischer, Krieger, aber vor Allem der große Häuptling und Mann des Rathes, der unheilvoller Fehde ein Ende macht, die Friedenspfeife von Stamm zu Stamm reicht, und unter ihrem Schutz die Künste des Friedens lehrte, deren die Indianerstämme Nordamerika's sich freuten. Geht auch da und dort ein Zug der Charakteristik oder der Handlung über die Kulturstufe dieser Stämme hinaus oder ist er durch berechtigte Fiction auf alle übertragen, so trägt das ganze Gemälde doch das Gepräge der Wahrheit und der innern Harmonie. Gleichwie Hiawatha, sind auch die schöne Minnehaha, das alte Mütterchen Nokomis, der liebliche Sänger Chibiabos, der Kraftmensch Kwasind, der Geschichtenerzähler Jagoo, der Nichtsnutz Pau-Puk-Keewis lauter echt-indianische Figuren, vom Scheitel bis zur Zehe und mit Rücksicht auf die Handlung trefflich gewählt. In echt homerischer Weise entwickeln sie sich aus der Fabel selbst heraus, motiviren deren Verwicklung und malen sich selbst in ihrem Reden und Handeln. Wahrhaft meisterhaft ist der vertraute Umgang dieser kindlichen Naturmenschen mit der sie umgebenden Natur gezeichnet, nicht weniger glücklich ihr damit zusammenhängender Aberglaube und die phantastische Märchenwelt, mit der sie ihr ganzes Leben und Treiben umgaben.

So viel kindliche Naivetät der Dichter jedoch in der Darstellung von Hiawatha's Erziehung, Hochzeit und Abenteuern an den Tag legt, so köstlich der Humor ist, mit dem er die tollen Streiche und Verwandlungen

des Pau-Puk-Keewis schildert, ihm sind das nicht eitle Kindermärchen und Metamorphosen. Verstand und Herz beherrschen das bunte Bilderbuch der Phantasie. Er gibt uns in diesen wechselnden Bildern die Leiden und Freuden, die Religion und Geschichte, die Sitten und Gebräuche, die Kultur und das Leben eines ganzen Volkes, das in seiner Art wieder zum Spiegelbild der ganzen Menschheit wird. Das Lied von Hiawatha ist das Epos seines Volkes, das so gut wie Ilias oder Odyssee alle Hauptmotive des Menschenlebens zur Darstellung bringt, so gut wie diese, ja in viel schönerer Weise, Leid und Freud der Menschheit in ihrem Zusammenhang mit den Plänen und Absichten der Gottheit, mit der sittlichen Weltordnung dichterisch entwickelt. Wie Longfellow mit zarter Liebe alle Züge gesammelt hat, die uns den Indianer als Freund und Bruder näher rücken, so läßt er durch den phantastischen Blumenkranz der Indianersage die erleuchtenden und erfreuenden Strahlen christlicher Weltanschauung durchblitzen. Unvermerkt erinnert er uns daran, daß diese Indianerstämme, auch in der dunklen Nacht des Heidenthums, noch unter der väterlichen Sorge Gottes standen; daß all' ihre natürlichen Eigenschaften dahin zielten, sie einst dem Gottesreiche Jesu Christi einzugliedern; daß ihre wenn auch niedrige Kultur sie vorbereiten sollte auf die Segnungen des Christenthums; daß über ihrem Untergang ein unerforschlicher Rathschluß des allweisen, allgütigen und allgerechten Gottes waltet. Diese christlichen Lichtgedanken verleihen den Naturgemälden und der Sagenwelt der Dichtung eine Bedeutung, die ihnen das „Reinmenschliche" nie zu geben im Stande wäre. Ohne sie wäre diese ganze „Edda" ein zwar schönes, aber trostloses Spiel der Phantasie, das erschreckende Bild einer menschlichen Welt, die ohne Grund in's Dasein getreten, ohne Grund wieder entschwunden ist — ein blinder Hokuspokus des blinden Zufalls.

Bald nach dem Erscheinen des Gedichtes beschäftigten sich die Kritiker eifrig mit der Frage, wo Longfellow Stoff, Plan und Motive desselben geschöpft haben könne, obwohl er selbst in einer kurzen Vorrede und mehreren Anmerkungen auf die ethnographischen Werke Schoolcrafts als seine Realquellen verwiesen hatte. Man ging sogar so weit, ihm alle Originalität absprechen zu wollen, und wies zu diesem Zweck auf eine alt-finnische Dichtung hin. In der That weist das Epos „Kalevala" manche Analogien zu Hiawatha auf. Allein wenn auch dieses dem Dichter des Hiawatha in manchen Theilen vorgeschwebt haben mag, so ist sein Gedicht davon weit verschiedener, als die Äneide von der Iliade und Odyssee, und ganz und gar sein eigen. Er hat sich nicht mehr davon

beherrschen lassen, als von der Edda, von den Gedichten Homers, von Ovids Metamorphosen oder Calderons herrlicher Naturschilderung. In epischer Einfachheit nähert er sich den großen Volksdichtungen des Nordens; in dramatisch-lebendiger, kunstvoller Durchführung der Handlung ist eine innige Vertrautheit mit Homer und den Alten erkennbar; an tiefem, innigem Naturgefühl ist Longfellow ein Bruder der deutschen Romantiker; wir wüßten indeß kaum ein Werk der Letztern, in welchem der christliche Geist, das germanische Naturgefühl und die classische Formvollendung, der Zauber einer phantastischen Märchenwelt und die Einheit eines klaren epischen Planes sich zu so schöner Harmonie verschmolzen hätten, wie in Hiawatha.

---

10. Miles Standish' Brautfahrt. Die Neu-England-Tragödien.

Mit Hiawatha war der Boden einer specifisch amerikanischen Epik betreten. Es scheint, als hätte der Dichter Lust gehabt, gerade auf diesem Gebiete weiterzufahren und das Nationale zum Hauptgegenstand seiner Muse zu machen; denn noch im selben Jahr (1855) erschien eine kleinere Epopöe, welche sich dem Stoffe nach geschichtlich an Hiawatha anschließt. Auf die Indianer-Epoche der amerikanischen Geschichte und die ersten französischen Kolonisationsversuche folgt ja unmittelbar die Epoche der Pilgerväter, d. h. jener puritanischen Kolonisten, welche, um ihres Glaubens willen aus England vertrieben, sich erst in Holland ansiedelten, dann nach verschiedenen Wechselfällen auf dem berühmten Schiff „Maiblume“ nach Amerika segelten und in den Kolonien Plymouth und Salem die ersten Grundsteine des späteren Neu-England legten. Der excentrische, schwärmerische Geist dieser Puritaner, der abenteuerliche Charakter ihrer Führer, ihr Loos als Verbannte, ihre jüdisch-demokratische Verfassung, ihre Streithändel mit aller Welt, ihre unsäglichen Leiden, Mühen und Gefahren zu Land und zu Wasser, ihre Reibereien mit andern protestantischen Theologien, ihre Bedrückung durch königliche Beamte, ihre Indianerkämpfe, ihre innern Zwistigkeiten, ihre Entbehrungen in einem öden, wilden Lande fern von der Heimath über'm Ocean, ihr religiöser Fanatismus, durch den sie sich in all' diesen Schwierigkeiten aufrecht erhielten, und ihre unbesiegliche Energie, durch die sie Stammväter des heutigen Nordamerika geworden sind — das Alles zusammen, an sich ein wahrer Roman, bot gewiß reichlichen Stoff zu einem nationalen Epos. Dazu hatte die mündliche Überlieferung die Geschichte der Pilgerväter mit einem ganzen Netz von Sagen und Erinnerungen umwoben. Ihr „Pilgertag“, d. h. der 11. December (an dem sie in Amerika gelandet), war zum Nationalfest geworden; mit ihren Reliquien wurde ein förmlicher Kult getrieben. Da war noch der Stein, den die „Pilgerväter“ bei ihrer Landung zuerst betreten; das Petschaft, das der erste Gouverneur gebraucht; der Zinnteller, von dem das erste

in der Kolonie geborene Töchterchen, Peregrine White, gegessen; das Schwert, mit dem Brewster der Ältere den Indianerkönig Philipp erschlagen. Dem englischen Geologen Lyell, der 1845 die Neu-England-Staaten bereiste, wurde ein solches Möbelmagazin von Tischen und Stühlen gezeigt, die in der „Maiblume" gestanden haben sollten, daß er bezweifelt, ob ein großes Kriegsschiff zu deren Transport hinreichend gewesen wäre. Ungeachtet dieser einladenden Verbindung von Nationalsage und Nationalgeschichte, von Nationalgefühl und Nationalandacht, behandelte Longfellow den ausgiebigen Stoff nicht von der erhaben-pathetischen, sondern von der idyllisch-gemüthlichen, nahezu humoristischen Seite.

Nicht zu den geringsten Prüfungen dieser vielgeprüften Stammväter Nordamerika's gehörte es, daß wenige Monate nach ihrer Landung im Jahre 1620 der Tod schon Mehrere ihrer Gattinnen beraubte, so ihre politischen Führer Winslow und Allerton, und auch ihren militärischen Anführer, den strammen Capitän Miles Standish, der damals etwa 43 Jahre zählte und im Volksmund den Spitznamen Kapitän Knirps (Captain Shrimp) erhalten hatte. Kaum vierzehn Tage nach dem Tode seiner Frau Rosa Standish (sie starb am 29. Januar 1621) bewarb sich der tapfere, aber höchst uncivilisirte und originelle Degen um die Hand der Jungfer Priscilla Mullins, die wenig Tage vorher ihren Vater verloren hatte. Sei es nun, daß Priscilla zu feinfühlig war, um einen Wittwer so unmittelbar am Grabe seiner Gattin zu heirathen, oder daß sie den bärenhaften Capitän verabscheute, oder daß dieser eine große Unvorsichtigkeit beging, indem er den schönen John Alden, den jüngsten der Maiblumenfahrer, als Brautbewerber in seinem Namen zu ihr schickte, — genug, Priscilla wollte von dem tapferen Eisenfresser nichts wissen, und sagte dem Brautbewerber, der ehrlich alle persönlichen und unpersönlichen Vorzüge seines Auftragstellers in's hellste Licht zu setzen strebte: „Aber John, warum sprichst du nicht lieber für dich selbst?" Was sich der glückliche John Alden nicht zweimal sagen ließ, sondern zum großen Ärger und Grimm des Capitäns die schöne Priscilla Mullins selbst heimführte. Nach drei Jahren kam auch der Kriegsheld wieder zu einer Frau und scheint sich mit John Alden versöhnt zu haben. Gemäß der Pilgersage soll John Alden seine Braut, als Königin Bertha, in Ermangelung eines Pferdes auf einem Ochsen nach Hause geführt haben.

Den köstlichen Humor dieser komischen Geschichte hat Longfellow

nicht wenig dadurch erhöht, daß er John Alden (seinen eigenen Vorfahren mütterlicherseits) zum liebenswürdigsten Jüngling, zu einem vollständigen Gegenstück des verwetterten Capitäns ausmalt, ihn nicht nur zum Freunde, Factotum und Geheimschreiber desselben macht, sondern ihn auch zugleich selbst an die Hand der Priscilla denken läßt. Da sitzen sie beisammen in Standish' Zimmer. Gestiefelt und gespornt, langt der rothbärtige Kriegsheld aus seiner Bibliothek, die nur aus drei Büchern besteht, nach einiger Überlegung endlich den Cäsar herunter und liest, während der junge Alden am Tisch eben an Priscilla schreibt.

„Nichts erscholl im Gemach, als die eilige Feder des Burschen,
Oder aus kämpfender Brust vereinzelte Seufzer des Hauptmanns,
Da er die Worte so las und die Wunderthaten des Cäsar.
Bald d'rauf rief er aus, indem mit der Hand er gewaltig
Schlug herab auf das Buch: ‚Ein herrlicher Mann war der Cäsar!
Du bist ein Schreiber und ich bin ein Krieger, doch hier ist ein Bursche,
Der war Schreiber und Held, und war in Beidem gleich tüchtig!‘
Ihm antwortete d'rauf John Alden, der liebliche Jüngling:
‚Ja, wie ihr sagt, war er gleich in der Feder geübt und den Waffen;
Ich las einst, wo weiß ich nicht mehr, er konnte dictiren
Sieben Briefe zugleich und schrieb dazu die Memoiren.‘
‚Traun!‘ fuhr fort der Hauptmann, nicht hörend, noch achtend des Andern,
‚Traun! Ein herrlicher Mann war Cajus Julius Cäsar.
Lieber der Erste, sprach er, im kleinsten iberischen Dorfe,
Als der Zweite in Rom — und ich glaube, daß völlig er Recht hat.
Tausend Städte er nahm, fünfhundert Gefechte bestand er;
Auch er[1] focht in Flandern, wie er es selbst hat verzeichnet;
Endlich ward er erdolcht von dem Redner Brutus, dem Freunde.
Weißt du nun, was er that — es war eines Tages — in Flandern,
Als der Nachtrab des Heers und die Front gleichzeitig zurückwich,
Und die Legion Zwölf so eng zusammen gedrängt war,
Daß für die Schwerter kein Raum? Da riß er dem Nächsten den Schild weg,
Stellte sich vorn an das Heer und commandirte die Hauptleut',
Jeden beim Namen genannt, voran die Banner zu tragen,
Dann zu lichten die Reih'n und Raum den Waffen zu geben.
So gewann er den Tag, die Schlacht von So — — oder — — Anders.
Ganz wie immer ich sag': Willst du gehörig bedient sein,
Mußt du selber es thun und es nicht Andern belassen!‘"

Nach diesen und verschiedenen andern Umwegen rückt Standish endlich mit der Sprache heraus und verlangt von Alden, daß dieser für ihn den Brautwerber bei Priscilla mache. Wie ein Blitz fällt der Auftrag in Aldens feinfühlendes Herz: hier seine alte Freundschaft für den verdienten

---

[1] Standish hatte früher in Flandern gedient.

Hauptmann, dort seine stille Liebe zu Priscilla — wofür soll er sich entscheiden? Umsonst sucht er auszuweichen und nimmt Standish bei seiner eigenen Maxime beim Wort:

„Willst du gehörig bedient sein,
Mußt du selber es thun und es nicht Andern belassen."

Der Capitän beharrt bei seiner Bitte; endlich siegt die Freundschaft über die Liebe; aber Priscilla will von diesem Sieg nichts wissen. Vergeblich bietet Alden alle seine Beredsamkeit auf, um Standish an seiner Statt als Bräutigam zu empfehlen. Priscilla liebt den jungen Schreiber, nicht den alten Soldaten. Verlegen und doch froh, Besiegter und Sieger zieht Alden ab und ist redlich genug, dem Capitän den Mißerfolg seiner Sendung mit homerischer Breite zu erzählen. Dieser wüthet, kündigt ihm die Freundschaft auf und hätte nicht wenig Lust, ihn gleich einem Amalekiter in Stücke zu hauen. Aber zum Glück oder Unglück bricht eben eine Indianerfehde aus und der puritanische Cäsar wird in die Rathsversammlung berufen. Während der Älteste mit frommen Bibelworten einen friedlichen Ausgleich anzubahnen versucht, empfiehlt der cholerische Capitän den süßen Pulvergeruch eines gerechten Krieges, erklärt denselben an den Abgesandten der Indianer und zieht in den Kampf, um alle Hochzeitsgedanken über Heldenideen zu vergessen.

„Was mir als Blume erschien, ist Unkraut nur und ist werthlos.
Will aus dem Herzen es reißen und werfen fort, und hinfürder
Kampfesheld nur sein, nur lieben und freien Gefahren!"

Der schöne John Alden findet mittlerweile statt des Freundes eine Braut, und Standish kommt, nachdem er wunderbare Heldenthaten verrichtet, gerade rechtzeitig nach Hause, um bei der Hochzeit zugegen zu sein, sich mit Braut und Bräutigam zu versöhnen, und die solide Wahrheit vollkommener zu würdigen, daß man, um gut bedient zu sein, sich selber bedienen muß.

Erinnert das Gedicht in seinem vorwiegend idyllischen Charakter, seiner Eintheilung in neun Gesänge, seinem Versmaß und seiner geschmackvollen Kleinmalerei an Hermann und Dorothea, so ist es doch wohl in höherem Grade Epopöe, da es durchweg über die Schilderung des bloß Häuslichen hinausgeht und den geschichtlichen Charakter der ganzen Pilgerepoche episch darstellt. Dieß historische Bild ist, einige Einzelzüge abgerechnet, ungemein wahr und besonders die Stellung der Puritaner in der Indianerfrage sehr richtig gezeichnet, wenn der wüthende Capitän heiser in die Rathsversammlung hineinkreischt:

„Was? Wollt Krieg ihr führen mit Rosenwasser und Milch nur?
Rothe Eichhörnchen zu schießen, habt ihr gepflanzt die Haubitzen
Dort der Kirche auf's Dach, oder rothe Teufel zu schießen?
Traun! Die einzige Zunge, die euch ein Wilder verstehen kann,
Ist die feurige Zunge, die spricht aus dem Schlund der Kanone!"

Mildert auch der Dichter das Bild des alten, finstern, schroffkantigen, herben Puritanismus, wie es in Standish halb ernst, halb komisch hervortritt, durch Hervorheben der guten natürlichen Eigenschaften der Pilger, namentlich ihrer Genügsamkeit, Kraft und Willensenergie, so merkt man doch, daß seine Sympathie weit mehr dem jugendlichen Alden gilt, der mit seinem gemüthreichen, träumerischen Wesen, seinen gefälligen Formen, seinen romantischen Ideen, seinem milden Charakter eine ganz andere Welt darstellt, als das alte Plymouth und Salem. Er sieht fast wie ein zweiter Flemming aus oder ein Vetter Kavanaghs, von dem man wohl zweifeln mag, ob er es unter den Pilgervätern ausgehalten haben würde.

Dieser kleine Anachronismus der Charakteristik erhält indeß eine gewisse Motivirung dadurch, daß der Rigorismus der Puritaner gerade als extreme Richtung den Keim seines Gegensatzes in sich trug. Er mußte sich abschleifen und in's Gegentheil umschlagen. Nicht wenig erhöht es das Interesse des Gedichtes, die beiden Zeitalter einander in derselben Brautbewerbung gegenüberstehen zu sehen, wie sie einander noch heute mitunter im öffentlichen Leben Amerika's begegnen: als stramme, grimmige Orthodoxie einerseits, als mildere, gesittetere und doch nicht ganz auf Religiosität verzichtende Aufklärung andererseits. Die erstere zieht bei dem neuen Amerika, wie weiland Capitän Shrimp, ganz offenbar den Kürzeren, sie verrichtet noch immer Heldenthaten gegen die Indianer, aber sie läßt sich doch auch dann und wann herbei, bei der civilisirten Richtung auf die Hochzeit zu kommen.

Sei es, daß die Vorstudien zu Miles Standish oder eine andere Veranlassung Longfellow darauf führten, die fernere Kolonialgeschichte Neu-Englands genauer nach den Quellen zu untersuchen, genug, er untersuchte sie — und wenn bei seiner redlichen Art, die Dinge zu betrachten und zu beurtheilen, kein ruhmvolles, patriotisches Heldengedicht und kein begeisterndes Nationaldrama die Frucht seiner Studien bildete, so lag das nicht an ihm. Es war da eben nicht viel Herrliches und Erbauliches zu finden. Die Robinsonade der ersten Ansiedler abgerechnet, ist die Geschichte der Puritaner von Massachusetts nur eine Geschichte der Intoleranz und des finstersten Zelotenthums, eine Übersetzung der Schreckens-

herrschaft, die Calvin in Genf ausübte, auf amerikanische Kolonialverhältnisse. Fest überzeugt, daß sie und nur sie den rechten Gottesbund hätten, versuchten diese schwärmerischen Republikaner 1630 Jahre nach Christus das Israel der Richter auf's Neue in ihrer Kolonie in's Leben zu rufen, wobei sie alle anderen Christen als Philister und Amalekiter betrachteten, und sie verwirklichten ihr Ideal mit Klotz, Peitsche, Kneipzange und Galgen [1]. Sie verbannten alle christlichen Namen, alle christlichen Feste, alle christlichen Lebensformen, alle christliche Liebe, und machten, unter alttestamentlichen Namen, die Religion zum Polizeigeschäft. Am ärgsten wütheten sie, als 1654—58 die aus England vertriebenen Quäker in die Colonien von Plymouth und Salem einzudringen versuchten. Ein gedrängtes Bild dieser Quäkerverfolgung wollen wir nach einem Buche geben, welches ein gewisser Rowland Allen gegen Longfellow schrieb, nachdem dieser die Resultate seiner historischen Eindrücke veröffentlicht hatte, und in welchem er sich zum Ziele setzte, jene Longfellow'schen Eindrücke im Publikum zu verwischen und die Puritaner möglichst zu entschuldigen (The New-England-Tragedies in Prose, Die Neu-England-Tragödien in Prosa).

„Als Neu-England zu Ordnung und Gedeihen kam, stand an der Spitze der puritanischen Kirche ein Mann aus Essex, Namens Norton. Er hatte in Amerika die Duldung gesucht, welche er daheim nicht fand. Von Natur war er ein Friedensstifter, aber seine Lehren und Grundsätze waren noch schrecklicher, als die des gepriesenen Calvin. So behauptete er u. A., es sei ‚durchaus gesetzlich, religiöse Irrthümer mit der heiligen Taktik des bürgerlichen Schwertes auszurotten'. Nun hatten sich die Puritaner in ihrer Weise eingerichtet, als die in der alten Heimath verfolgten Quäker als Flüchtlinge landeten und sich mit Eifer dem Missionswerke zuwandten. Ihrer Ansicht zufolge stand es mit der Religion in Amerika eben so schlimm, wie in England. Die Puritaner aber wollten von dergleichen Eindringlingen sich keinerlei Störung gefallen lassen, und deßhalb waren die Quäker bei ihnen so gern gesehen, wie Wespen in einem Bienenstock. Man jagte sie fort, sie kamen aber wieder. Nun nahm man ihnen ihre Habe, belegte sie mit Strafen, sperrte sie ein, jagte sie noch einmal fort. Als sie trotzdem sich wieder einfanden, wurden sie ausgepeitscht und auf die Folter gespannt. Die Quäkerinnen behaupteten, daß die Kraft des heiligen Geistes ihnen innewohne; dafür

[1] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach. 1877. XIII. 46—54; 61—63.

wurden sie privatim ausgepeitscht, aber den Geist hat man nicht aus ihnen herausgepeitscht. Deßhalb wurde nun das Auspeitschen öffentlich vorgenommen. Das half aber auch nichts. Denn je stärker man sie verfolgte, um so kecker wurden diese Frauensleute, jung und alt; man band sie deßhalb völlig nackt an eine Wagendeichsel und peitschte sie so aus. Aber die friedensliebenden Puritaner konnten weder den weiblichen Hochmuth noch den Geist der Quäkerei aus ihnen herauspeitschen, und ebensowenig den hartnäckigen Muth der Quäker bändigen. Der Grimm der Obrigkeit kochte nun hoch auf und schäumte über alle Grenzen. Die Puritaner waren nach Amerika gekommen, um jene Freiheit der Meinung, jenen Frieden und jene Eintracht zu genießen, welche sich findet, wenn Keiner widerspricht und Opposition macht. Und nun kamen diese pestilenzialischen Quäker, machten Eingriffe in die Rechte des freien Bodens und behaupteten obendrein unverschämter Weise, daß die Puritaner nicht auf dem Wege der Erlösung wandelten. Dergleichen war doch nicht zu ertragen, und so machten sich die Puritaner an's Werk, Quäker, wo man ihrer habhaft werden konnte, zu hängen, Männer und Frauen, manchmal auch Kinder."

Dieß ist der Abriß, den ein englischer Kritiker von Allens Beweisführung gibt. Er fügt bei: „Die Quäker benahmen sich unvernünftig, wurden aber durch die Grausamkeit ihrer Verfolger zum wildesten Fanatismus getrieben. Ihre Geschichte ist ein schreckliches Trauerspiel, in welchem Dinge vorkommen, worüber das Herz schaudert. Longfellow hat in poetischer Weise einen Weheruf über die Verbrechen der Puritaner erhoben und ihren Schlachtopfern Mitleid gezollt. Allen hält den Weheruf für unverdient und überflüssig; aber die Thatsachen, welche er anführt, rechtfertigen denselben vollkommen. Er sucht die Puritaner dadurch zu vertheidigen, daß sie ja niemals auch nur daran gedacht hätten, Duldung gegen irgend eine andere christliche Secte zu üben; ‚wozu hätten sie das auch thun sollen, da ja die bischöfliche Kirche Englands ihnen ihrerseits keine Duldung gewährte?' Aber Allen vergißt bei dieser seltsamen Art und Weise, fanatische Barbaren zu entschuldigen, Folgendes: Bevor die Puritaner England verließen, hatten sie laute Beschwerde darüber geführt, daß man ihnen verwehre, ihre religiösen Überzeugungen frei zu äußern; sie hatten hervorgehoben, daß dieses ja ein angeborenes Recht jedes Menschen auf Erden sei; sie erklärten es für abscheuliche Tyrannei, daß Leute verfolgt oder getödtet werden sollten, weil sie einer Bibelstelle eine andere Auslegung gäben oder eine besondere

Kleidertracht annähmen. Nun sagt Allen: ‚Sie wollten Gott in glückseliger Ruhe verehren und darin nicht gestört werden. Wie wäre das aber möglich gewesen, wenn sich die Quäker bei ihnen einnisteten, die ja behaupteten, von den Großmysterien mehr zu wissen, als die Puritaner?‘ Stehen bleibt die traurige Thatsache, daß in jenen Tagen keine Christensecte Duldung übte; jede war, wenn sie obenauf kam, grausam gegen alle anderen, durch welche sie sich gestört glaubte.“ [1]

Das ist vollkommen wahr, wenn man die katholische Kirche als das auffaßt, was sie ist, als Kirche, nicht als Secte. Als sie in Maryland obenauf kam, und das war 1649, ein Jahrzehnt vor den Blutgerichten in Massachusetts, da nahmen die herrschenden Katholiken protestantische Mitglieder in den Kolonialrath, bestellten einen Protestanten zum Statthalter und erklärten volle Religionsfreiheit für alle christlichen Bekenntnisse. Es war ganz genau wie heute; die Secten declamirten von angeborner Religionsfreiheit und verfolgten Alle, die von dieser Freiheit Gebrauch machen wollten; die Kirche stellte jenes angeborne Recht in Abrede, weil die christliche Offenbarung eine und für alle Menschen verpflichtend ist, übte aber praktisch die Liebe und Duldung Desjenigen, der für Aller Heil am Kreuze litt und starb.

Auf Longfellow machte jenes geschichtliche Trauerspiel einen ganz anderen Eindruck, als auf den Herrn Rowland Allen. Als sich all' jene düstern Monumente des Glaubenshasses vor ihm entrollten, ward sein freisinniges, liebevolles Dichterherz zugleich verletzt und tief betrübt. Er fand keine Entschuldigung, als jene unzureichende, welche in dem harten und rauhen Geiste der Zeit lag. Es stiegen wohl leise Bedenken in ihm auf, ob es gerathen sein dürfte, derlei Dinge dem Dunkel der Vergessenheit zu entreißen. Je leuchtender indessen, jenem trüben Bilde gegenüber, die heutige constitutionelle Religionsfreiheit seines Landes ihm vorschweben mußte und je sicherer er wußte (vielleicht auch selbst erfahren hatte), daß der finstere Geist jener Verfolgungssucht auch in Amerika noch nicht gänzlich erloschen ist, desto leichter ward es ihm, sich über dieß Bedenken hinauszusetzen.

„‚Und warum dieß berühren?‘ fragt ungläubig
Vielleicht ein Freund; ‚was soll es Gutes schaffen?
Warum den Irrthum längst entschwund'ner Zeit
Noch einmal an das Licht des Tages ziehen?‘

[1] Athenaeum. May 8, 1869.

Antwort: ‚Weil tiefe Lehre es uns beut,
Duldung uns lehrt der Meinung und der Rede.
Glaub', Hoffnung, Liebe bleiben — diese drei;
Das Größte unter ihnen ist die Liebe.'"

Mit der Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, welche den historischen Dramatiker so weit über den bloßen Tendenzdichter emporheben, ging er an die Ausführung. Die erste der Tragödien ist nach deren Hauptperson, dem damaligen Gouverneur von Massachusetts, „Endicott" überschrieben.

Ein Nachmittagsgottesdienst der Puritaner eröffnet die Scene. Von vier Hellebardieren umringt, betet und singt der Gouverneur unterm Baldachin seines Kirchstuhls. Dann steigt der Prediger Norton auf die Kanzel, gießt die sieben Zornschalen der Apokalypse auf seine frommen Zuhörer aus und donnert wider das apokalyptische Thier, das auf's Neue sein Haupt unter dem Volke Gottes erhebe. Da stürzt in Sack und Asche mit aufgelösten Haaren die junge Quäkerin Edith in Begleitung einiger Quäker in das Bethaus und beginnt ein heftiges Gezänk mit Norton. Dieser donnert immer fürchterlicher wider die häretische, teuflische Secte, bis die Quäker festgenommen und weggeschleppt werden. Norton, in seinem ganzen Charakter ein zweiter Knox, benützt die Bestürzung Endicotts, um ihn zur blutigen Ketzerverfolgung aufzustacheln, und da dieser nicht zu den vier schon hingerichteten Quäkern neue Opfer schlachten will, bietet der Prediger alle Macht der „Schrift" und des Wortes auf, um diese geistliche Trägheit zu besiegen (I. Act).

So ist der Kulturkampf eingeleitet, der sich in spannender Steigerung durch die drei folgenden Acte fortspinnt. Das tragische Interesse desselben wird gleich dadurch gehoben und concentrirt, daß das Loos der fanatischen Edith den Sohn des Gouverneurs, John Endicott, auf's Tiefste fesselt, und ihn durch Mitleid und Liebe halb und halb für die Quäker gewinnt. So ist der Kampf der beiden Secten in das Heiligthum derselben Familie getragen; Vater und Sohn stehen sich als Gegner gegenüber, zwischen Sohnesliebe und Mitleid schwankend ringt sich John Endicott über die Vorurtheile der Puritaner empor.

Als endlich an Edith das grausame Urtheil vollstreckt werden soll und sie, bis zum Gürtel entblößt, öffentlich gepeitscht wird, hält John Endicott seine Entrüstung nicht länger zurück, er fordert zum offenen Widerstand gegen die Strafgesetze auf und wird auf Befehl des eigenen Vaters verhaftet. Da aber langt von England zugleich mit der Nach-

richt vom Tode des Protectors ein königlicher Befehl an, der alle Quäker zur Untersuchung nach England fordert.

Die Verfolgung hat nun ihr Ende erreicht. Norton stirbt eines plötzlichen Todes und der ältere Endicott, von dem königlichen Befehl wie von dem Abfall des Sohnes niedergebeugt, bricht, von einem Schlagfluß getroffen, in seinem Sessel zusammen. Beide erkennen in ihrem Tode ein Gottesgericht, das sie sich durch ihre blutige Verfolgungssucht auf das Haupt geladen (Act V).

Das ist in einigen Hauptumrissen der Gang der ganz regelmäßig gebauten, fünfaktigen Tragödie. Alles, auch die Volksscenen, sind in Jamben geschrieben, so daß diese nicht nach Art der Shakespeare'schen besonders hervorstechen, sondern gleichmäßig wie die andern ein sanftgetragenes Pathos athmen. Die Sprache der handelnden Personen ist charakteristisch, durchtränkt von den Auffassungen, Wendungen, Ausdrücken, Vergleichen und Worten der Zeit und des Volkes, das im Drama zur Darstellung kommt. Und zwar ist dieses nicht bloß ein täuschender Apparat, wie in so vielen sog. historischen Dramen; das Stück selbst, die Handlung, die Charaktere, auch das Detail der Handlung ist aus documentirter Geschichte geschöpft, und der Dramatiker hat nur in geringem Grade von der Freiheit Gebrauch gemacht, den historischen Stoff nach eigenem Geschmacke zu erweitern. Norton, Endicott, Bellingham, Christison, Edith u. s. w. sind nach ihrer vollen Individualität geschichtliche Figuren, nicht bloße Geschöpfe der Phantasie, wie Schillers Don Carlos, Philipp II., Marquis Posa u. s. w.; die Strafgesetzgebung und das Gerichtsverfahren gegen die Quäker, die Inquisition der Tithingmen, Nortons Fluchpredigten, Endicotts Erlasse, Ediths Herausforderungen, die trotzigen Antworten der Quäker — kurz das ganze Zeitbild ist mit großer Treue bis in's Detail hinein aus unparteiischen Quellen entnommen; es ist nicht geistreich costümirte Erfindung, sondern kunstvoll dramatisirte Geschichte. Nur um der tragischen Verwicklung selbst willen verließ der Dichter in einigen unerheblichen oder wenigstens untergeordneten Punkten den Boden der Geschichte. Zu den poetischen Fictionen gehören der Zwist zwischen Vater und Sohn Endicott, das Gottesgericht, durch welches der Gouverneur auf seiner Verfolgungsbahn getroffen wird, der plötzliche Tod Nortons, die vollständige Befreiung der Quäker. Eine poetische Fiction ist es auch, wenn der Dichter die Quäker zu Martyrern der Duldung und Religionsfreiheit stempelt, da diese doch ebenso fanatisch wie die Puritaner, wenn auch weniger grausam für ihre Religionsideen und

deren Propaganda schwärmten; und gleichfalls entspricht es nicht der Geschichte, wenn Longfellow mit der Befreiung Christisons eine Sinnesänderung der Puritaner, volle Religionsfreiheit und somit den Sturz des puritanischen Regiments in Massachusetts eintreten läßt. Die Puritaner ließen notorisch von der blutigen Verfolgung der Quäker nur deßhalb ab, weil sie mußten, d. h. weil diese nicht zum gewünschten Ziele führte und weil sie glaubten, die Quäker besser durch langsame, schleichende Verfolgung los zu werden. Erst fast ein halbes Jahrhundert später, 1692, wurde ihnen und den übrigen protestantischen Secten in Massachusetts Religionsfreiheit gewährt.

Wenn die ersteren dieser Fictionen in der Anlage des Drama's ihre Rechtfertigung finden, ohne das Zeitbild selbst in seinem wesentlichen Charakter zu schädigen, so schaden dagegen die zwei letzteren, so will es uns bedünken, dem Gesammtbild und hemmen zugleich den tragischen Effect. Mit Endicott beginnt wirklich eine ganze kleine Welt, d. h. das Neuengland der Pilgerväter, zu stürzen und bereitet sich von ferne das Amerika der Neuzeit vor. Aber jener Untergang würde viel tragischer sein, wenn der noch ferne Sieg der Duldung nur eben angedeutet würde, wenn das gerechte Gottesgericht über Endicott und Norton die Handlung beschlösse.

Die zweite der Neu-England-Tragödien spielt in der andern Puritaner-Niederlassung zu Salem um 34 Jahre später, d. h. um die Zeit, als das alte Regiment durch eine neue Charte seinen entscheidenden Stoß erlitt und, zwar noch nicht für die katholische Kirche, aber wenigstens für die protestantischen Nicht-Puritaner der Tag der Freiheit heranbrach.

Schon vor dieser Zeit, von 1630 an, waren in Neuengland etwa sieben bis acht Personen wegen Hexerei vom Leben zum Tode befördert worden. Das waren nicht viele, wenn man die gleichzeitigen Hexenprocesse in Europa dagegenhält, und der abergläubische Fanatismus wäre vielleicht völlig ausgestorben, wenn nicht der Geistliche Cotton Mather, der Nachfolger Nortons, das geistige Haupt der Puritaner, die Erinnerung daran belebt und durch eine Schrift den Hexenglauben abermals in die Massen geschleudert hätte. Dieses Gegenstück zu P. Spee's Cautio criminalis hieß: „Merkwürdige providentielle Fügungen in Bezug auf Hexerei“ [1]. Nur drei Jahre nach seinem Erscheinen, 1688, begannen die vier Kinder eines achtbaren Mannes in Boston, Namens Goodwyn, der

[1] Memorable Providences, relating to witchcraft. Boston 1685.

zu Cotton Mathers Kirche gehörte, sich plötzlich wie Fallsüchtige, Tobsüchtige, Besessene zu geberden, wälzten sich in schrecklichen Krämpfen, schrieen wie Katzen, bellten wie Hunde, flogen Gänsen gleich mit ausgebreiteten Armen 20 Schritte über den Boden hin, ohne diesen zu berühren, brachen für nichts in das wildeste Gelächter oder Gebrüll aus, behaupteten bald von Feuer gebrannt, bald von einem Messer gestochen zu werden und trieben das so Tag für Tag; nur, was am auffallendsten war, am Abend hörte Alles auf — sie legten sich todmüde zu Bett und schliefen ruhig bis in den folgenden Morgen. Bei dem jüngsten der Kinder, einem Knaben von vier bis fünf Jahren, nahm die Sache ziemlich bald ein Ende, sobald die Geistlichen von Boston zusammenströmten und mit den Leidenden (Afflicted) lange Betstunden hielten. Um so ärger tobten die Mädchen, besonders das älteste, ein Wicht von etwa dreizehn Jahren. Das litt so fürchterlich, daß nicht nur die nächste Nachbarschaft, sondern ganz Boston darob in ängstlicher Spannung erhalten blieb, und daß man gar nicht daran dachte, die Heilung des Knaben zu prüfen und etwa zu finden, daß ihm wohl das viele Beten zu lang geworden und er so curirt worden wäre. Auf Angabe des ältesten Mädchens hin, das einen Zank mit einem armen, alten Weib irischer Herkunft gehabt hatte, ward dieses als Hexe festgenommen und auf nichtssagende Anzeichen hin der Schwarzkunst schuldig verurtheilt und hingerichtet. Dann nahm Cotton Mather das Mädchen in sein Haus, um die Sache genauer zu untersuchen und, wie er sagte, „gegen den verkehrten Sadducäismus dieses verderbten Zeitalters" Beweise zu sammeln. Das Mädchen geberdete sich hier noch toller als bei seinen Eltern, erschreckte die Familie des Predigers durch alle nur erdenklichen Narrheiten, Verrenkungen und Spektakelstücke. Nur an den Doctor, den Gottesmann, wagte sich der Böse nicht heran; wenn er für das Kind zu beten begann, dann glitt dessen schon zum Schlage erhobene Faust machtlos herunter, umsonst verstopfte er die Ohren; in dem Studirzimmer des „Auserwählten" verlor der Teufel seine Macht, und wie Cotton Mather selbst versichert, hörte er denselben, „wie wenn eine Maus lief", aus der „Leidenden" herausgehen. Das Common Prayer Book der Hochkirche, Schriften von Quäkern und Papisten konnte sie ohne Schwierigkeit lesen; sobald sie aber die Schriften Cotton Mathers oder eines anderen puritanischen Heiligen in die Hand nahm, bekam sie Krämpfe. Allmählich indeß wich der Teufel vollständig dem Ringen und Beten des Gottesmannes. Die Kinder wurden curirt, verheiratheten sich und wurden geachtete Bürger und Bürgerinnen von Boston. Cotton

aber verfaßte über alle die „übernatürlichen" Phänomene einen ausführlichen Bericht, ließ ihn von allen Geistlichen in Boston und Charlestown beglaubigen und in London drucken. Baxter, einer der gefeiertsten englischen Dissidenten, schrieb ihm das Vorwort und sagte darin: „der müsse ein hartnäckiger Sadducäer sein, der den Beweisen dieser Schrift nicht glaube".

All' diese Wunder reichten indeß nicht hin, um die Autorität der puritanischen Prediger, die beständig am Sinken war, wieder zu ihrer früheren ausschließlichen Herrschaft zurückzuführen. Die Hochkirche, die Quäker, die Reformirten, die Baptisten hatten rund um Massachusetts zu viel Einfluß erlangt und waren mit diesem in zu vielfachem Verkehr, als daß das gelobte Land gegen diese Philister sich länger hätte absperren können. Mit dem Protector war die Macht des Puritanismus in Europa erloschen; von England drangen nicht nur neue Secten, sondern auch die Vorboten der Aufklärung in Amerika ein. Die Sadducäer mehrten sich trotz aller „Wunder der unsichtbaren Welt" und trotz der Bücher Cotton Mathers.

Da ging im Februar 1692 die Hexerei in Salem auf ein Neues los. Alle Leiden der Goodwyn'schen Kinder zeigten sich plötzlich an der neunjährigen Tochter und der elfjährigen Nichte des Predigers Parris. Ein Arzt erklärte, sie ständen „unter des Bösen Hand". Im Hui erfüllte sich die ganze Gegend mit Hexengesprächen und Hexenfurcht. Wer war die Hexe? Tituba, eine alte Indianersklavin in Parris' Haus, versprach, sie ausfindig zu machen, buk einen Zauberkuchen zu diesem Zweck, ward aber durch Parris' kräftige Peitschenhiebe bald zum Geständniß gebracht, daß sie selbst eine Hexe sei. Prediger und Obrigkeit versammelten sich hierauf in Parris' Hause und constatirten feierlich, in diesen Dingen walte der leibhaftige Teufel. Das war genug, um die Zahl der Afflicted täglich zu mehren — in Parris' Haus und der ganzen Nachbarschaft tobte und heulte es den ganzen Tag. Besonders war es die Nichte des Predigers Abigail Williams und ein älteres Mädchen, Anna Putnam, die aus den Verrenkungen nicht herauskamen und weder durch Beten noch Fasten gebändigt werden konnten.

Gleichzeitig mit diesen Krämpfen und Wundererscheinungen, welche die ganze Bevölkerung in Aufregung versetzten, begann das „Verschreien" (To cry out upon a person), d. h. die „Leidenden" behaupteten, von der und der gepeinigt zu werden; sie müsse also eine Hexe sein. Zwei arme Mütterchen, die das Alter etwas häßlich gemacht

hatte und die das Volk deßhalb als unheimliche Geschöpfe betrachtete, waren die ersten Opfer. Dann „verschrie" man aber auch jüngere und vornehmere Weiber, endlich Leute allen Standes und Alters. In zehn Wochen waren die Gefängnisse überfüllt. Viele geberdeten sich selbst als „Leidende", um nicht als Hexen „verschrieen" zu werden. Weder ein Arzt noch ein Richter wagte es, sich der reißend grassirenden Hallucination entgegen zu stemmen; die Prediger aber begrüßten dieselbe mit schauervoller Wonne. Die Raserei steigerte sich zu solchem Grade, daß Söhne ihre Eltern, Frauen ihre Männer, sogar eine Tochter ihre Mutter als Angehörige des Teufels denuncirten. Die Processe wurden mit Gebet eröffnet, Parris trat dabei meist zugleich als Kläger, Examinator, Zeuge und Protocollführer auf. An ein Entkommen der einmal Verschrieenen war nicht zu denken. Denn die „Leidenden", meist Mädchen von 17 bis 18 Jahren, von denen eigentlich die Klage ausging, wurden jeweilen zur Confrontation mit ihren Opfern in das Bethaus (Meeting-house) gebracht. Da konnten letztere sich nun geberden wie sie wollten, jedes Wort, das sie sagten, jede Bewegung, die sie unwillkürlich machten, jeder Seufzer, der sich ihnen entrang, ward zum todbringenden Beweise. Denn bei jedem Wort und bei jeder Geberde und bei jeder leisen Bewegung des Gesichtes fielen die Verschreierinnen in neue Krämpfe; lehnten sich die armen Beklagten todmüde an eine Säule oder Wand, so schrieen sie, die Hexe presse sie zu Tode; faltete eine alte Frau im Anblick dieser Schrecken entsetzt die Hände, so heulten sie, der Teufel drücke sie zu Tode. Jedes Muttermal galt als Hexenmal. Ein einziges Stocken im Vaterunser, das sie hersagen mußte, galt als Schuldbeweis. Das um Mitte Mai (1692) vom Gouverneur ernannte Gericht bestand aus sechs Männern, die sämmtlich mehr oder weniger von dem abergläubischen Wahn erfaßt waren oder ihm wenigstens keinen Zweifel entgegenzusetzen wagten. Ihr Präsident, Stoughton, war zum Voraus von der Schuld aller Verschrieenen überzeugt: da der Teufel nicht die Gestalt eines tugendhaften Menschen annehmen könne, alle, welche die Besessenen quälten, mithin ihm verfallen sein müßten, weil er ja Gewalt habe, sie zu quälen. Die Procedur wurde summarisch geführt, Untersuchung, Entscheidung und Vollstreckung auf einen Schlag, in der Art, welche die englische Rechtssprache court of oyer and terminer nennt. Die Geschworenen hatten einmal eine notorisch brave Frau freigesprochen; da stimmten die „Leidenden" ein höllisches Gelächter an, und das war genug für die Richter, das Verdict umzustoßen, bis ein „Schuldig" erfolgte.

Nach solchem Verfahren ward zuerst eine alte Frau dem Tode überliefert. Als sie in Ketten an dem Bethaus vorbeigeführt wurde, fiel an diesem zufällig ein Balken herab; das galt als himmlische Bestätigung ihrer Schuld. Nach ihrer Hinrichtung wandte sich das Gericht an die Geistlichen, ob es so fortfahren sollte. Ja — lautete die Antwort, von Cotton Mather weitläufig begutachtet, nur solle man das bloße Gespensterzeugniß (spectrical evidence) allein nicht gelten lassen. Denn Cotton Mather war nicht Stoughtons Ansicht. Doch die Richter waren nicht so scrupulös; sie fuhren fort, wie sie angefangen. In den folgenden drei Gerichtssitzungen (von Ende Mai bis Anfang September) wurden 26 Hexen und Hexenmeister zum Tode verurtheilt, von denen indessen 8 durch ein freiwilliges Schuldbekenntniß, d. h. eine Lüge, der Vollstreckung entgingen. Im Ganzen wurden während dreizehn Wochen 20 Menschen geschlachtet, darunter ein achtzigjähriger Greis, der sich weigerte, vor Gericht Rede zu stehen, und der deßhalb vermittelst aufgelegter Steine zu Tode gepreßt ward. Auch Thiere verfielen diesem Gericht: zwei angeblich besessene Hunde wurden feierlich gehängt, auf dem einen sollte der jüngere Bradstreet durch die Luft geritten sein. In Salem stockten Handel und Wandel, eine unsägliche Beklemmung und Noth lastete auf der ganzen Bevölkerung. Nichtsdestoweniger zog die Kolonialversammlung im October ein altes Statut Jakob' I. gegen Hexerei hervor und ließ es zur Ratification nach England gehen.

Doch zum Glück bestätigte König Wilhelm das Gesetz nicht; der Gerichtshof war neu zu bestellen, und obschon die Richter fast alle dieselben blieben, konnten die Sitzungen nicht vor Januar des nächsten Jahres beginnen. Man hatte Zeit zum Nachdenken; die gesunde Vernunft erwachte. Als das Gericht wieder zusammentrat, wurde das Gespensterzeugniß verworfen; zürnend verließ Stoughton den Präsidentenstuhl. Merkwürdig! Kaum galt das Zeugniß der „Leidenden" nicht mehr, da begannen auch diese ihre Visionen zu verlieren und gesundeten. Niemand ward mehr verurtheilt. Nicht lange — und zwölf der Geschworenen, die doch am wenigsten schuldig waren, erklärten in einem feierlichen, von ihnen unterschriebenen Circular, daß sie im Dunkel ihres Verstandes und in der Umnachtung ihrer Sinne vielleicht schwere Blutschuld auf sich geladen hätten, dieß bereuten und vor allem Volk bekännten. Ihnen folgte einige Jahre später der Richter Sewall — zerknirscht und gebeugt reichte er seinem Prediger öffentlich vor allem Volk ein von ihm selbst verfaßtes Schuldbekenntniß dar. In seinem Tagebuch, das auf die

Nachwelt gekommen, fand sich auf alle Blätter, die jener Justizmorde erwähnen, mit zitternder Hand ein Vae! Vae! Vae! (Wehe!) geschrieben. Am spätesten und langsamsten lenkten die Geistlichen ein; Parris versuchte etwas wie Buße, aber seine Gemeinde wies ihn für immer von sich; Cotton Mather bequemte sich schlau der öffentlichen Meinung an; sobald diese sich wandte, versicherte er hoch und theuer, immer gegen das Gerichtsverfahren gewesen zu sein. Kaum war indeß ein Jahr verflossen, da versuchte er, die Teufeleien in einer andern Form wieder in's Publikum zu bringen. Doch seine dießmal „verschleierten" Gespenster fanden nicht nur keinen Glauben mehr, sondern gerechten Spott und Entrüstung.

Diese Hexenprocesse, eine Frucht zugleich puritanischen Aberglaubens und puritanischen Betrugs, bilden den Stoff der zweiten Neu-England-Tragödie: „Giles Corey oder die Farmer von Salem". Wir glaubten denselben nach seinen streng historischen Momenten etwas ausführlicher mittheilen zu sollen, da manchem unserer Leser die Sache ziemlich neu sein dürfte und damit selbst der Inhalt und Werth des Stückes schon theilweise beleuchtet wird.

Hatte die erste Tragödie das Verdienst, der vielgepriesenen protestantischen Toleranz unnachsichtlich ihre erborgte Maske herunterzureißen und an Dinge zu erinnern, die man sonst gern verheimlicht, um desto freier über die katholische Kirche herfallen zu können, so stellt diese zweite die geistige Aufklärung und den religiösen Fortschritt an's Licht, welchen die Menschheit dem Protestantismus zu danken hat. Die wohlfeilen Phrasen von katholischem Köhlerglauben, Verdummung, Priesterherrschsucht und Jesuitenmoral nehmen sich sehr merkwürdig aus, wenn man sie gegen dieses Schauspiel wirklichen protestantischen Aberglaubens und Betrugs hält, den wirklichen Jesuiten Spee gegen den wirklichen Puritaner Cotton Mather, die Cautio criminalis gegen die unverschleierten und verschleierten Gespenster. Gerechtigkeit zu üben, gehört zur schönsten Aufgabe, die sich der historische Dramatiker wie der Geschichtschreiber stellen kann!

Longfellow hat indeß dieses erhabenen Amtes in der vorliegenden Tragödie weit weniger gewaltet, als in der ersten. Schon im Prolog schreibt er all' jene schauerlichen Verirrungen auf Rechnung der Zeit, welche doch offenbar nicht allein die Schuld trägt. Parris und seine Complicität mit den „Leidenden", der blutlechzende Richter Stoughton, welcher den Gerichtsvorsitz niederlegte, als man das Land nicht weiter vom Teufel „reinigen" wollte, die Geständnisse des Richters Sewall und der Geschworenen, also gerade die wichtigsten Persönlichkeiten und Mo-

mente des geschichtlichen Dramas, sind völlig vernachlässigt. Cotton Mather, die Seele der ganzen Hexenverfolgung, ist in einen humanen Geistlichen verwandelt, der bloß von Aberglauben mißleitet ist, dabei aber beständig zur Mäßigung mahnt und, durch den Tod der unglücklichen Opfer erleuchtet, Mitleid mit ihnen fühlt und über die ganze Verfolgung in theilnehmende Klagen ausbricht. Das Blutgericht, das die ganze Colonie von Massachusetts in Noth und Verwirrung stürzte, verengert sich auf den Untergang einer einzigen Farmerfamilie. Der dramatischen Gerechtigkeit wird nur dadurch Genüge geleistet, daß Cotton Mather in einer Art von prophetischer Anwandlung den armen hingerichteten Bauern den Namen von Martyrern verheißt.

Die Exposition führt uns die Indianerin Tituba vor, die im Walde Zauberkräuter sammelt, um sich für ihr Sklavenloos durch Hexerei an ganz Salem zu rächen. Trotz dieses Hasses zeigt sie Cotton Mather, der eben nach Salem will, freundlich den Weg. In Salem orientirt sich Cotton bei dem Richter Hathorne, einem bedeutend gemilderten Abbilde Stoughtons, über die Sachlage: der Richter will gleich mit dem Schwerte dreinschlagen, Cotton hält zurück. Beide überzeugen sich bei der „Leidenden" Mary Walcot von der Wirklichkeit der dämonischen Erscheinungen. Im zweiten Act zieht sich die Gewitterwolke des schrecklichen Aberglaubens über dem behäbigen und biedern Farmer Giles Corey zusammen — sein Vieh wird plötzlich verhext, Tituba flüstert ihm Selbstmordsgedanken ein, ein anderer Farmer klagt ihn der Brandstiftung an, er ist so aufgeregt, daß er Abends gar nicht beten kann. Im dritten und vierten Act folgt Blitz auf Blitz. Corey's Frau, die brave und fromme Martha, wird verschrieen, von zwei Diakonen privatim verhört, verhaftet, dann Corey selbst der Hexerei bezichtigt. Die Confrontation mit der „Leidenden" und das ganze Gerichtsverfahren wird im vierten Act mit der größten historischen Genauigkeit und Treue geschildert. Der letzte Act zeichnet die vollständige Verlassenheit der beiden Opfer im Gefängniß, ihr Gottvertrauen, den Muth, mit dem sie, ihrer Unschuld bewußt, zum Tode gehen. An der Leiche Corey's triumphirt der Richter Hathorne, weil er alle Gerechtigkeit erfüllt glaubt, Cotton Mather ruft die Gerechtigkeit der Zukunft zur Rache auf.

Das ist allerdings eine ergreifende und im Ganzen gut entworfene Einzelscene des großen wirklichen Dramas. Das Bild der schlichten, braven Bauernfamilie ist mit derselben Wahrheit, Liebe und Zartheit ausgeführt, wie dasjenige in der Goldenen Legende. Es wird in jedem

Leser Theilnahme erwecken, wenn er über diesem stillen Glück die furchtbare Macht eigensüchtigen Hasses, giftiger Rache, dämonischen Aberglaubens emporziehen sieht, den Aberglauben mit dem zweischneidigen Schwert der öffentlichen Richtergewalt bewaffnet. Fern von aller Effecthascherei und Übertreibung, zeigt der Dichter auch in der Zeichnung Tituba's, in den Visionen der „Leidenden", in der Gerichtsscene ein künstlerisches Maßhalten, wie man es in modernen Stücken zu finden nicht eben gewohnt ist. Gegen die wirkliche Geschichte gehalten, wird das Stück indeß wohl Jedem etwas matt erscheinen. Welch' gewaltige dramatische Motive liegen schon in den geschichtlichen Charakteren, in Parris und Cotton Mather, diesen Zwittern von Aberglauben und Betrug, theologischer Grübelei und praktischer Herzlosigkeit, in der ehernen Unnachgiebigkeit Stoughtons, in der Umdunkelung der Geschworenen, in ihrem Schwanken zwischen Gewissen und Justizmord, in der Reue Sewalls! Wie viel erschütternder klingt das geschichtliche Vae, vae, vae! dieses reuigen Richters, als die fingirte Klage Cottons an Corey's Leiche! Welches Babylon menschlicher Leidenschaft drängt sich in jene drei Monate des Salemer Blutgerichts zusammen! Sohn gegen Vater, Mutter gegen Tochter, geistliche und weltliche Obrigkeit vom Schwindel des Betrugs erfaßt und vom Dämon des Aberglaubens in alle Unmenschlichkeit hineingeritten! Alle menschlichen Verhältnisse in ein wirres Chaos gerissen, aus dem die Vorsehung sanft und mild bessere Tage emporführt!

Obwohl durch Vernachlässigung dieser gewaltigen Triebfedern das Zeitbild in Giles Corey etwas abgeblaßt erscheint, machen die Neu-England-Tragödien doch in weit höherem Grade Anspruch auf den Namen historischer Dramen, als die meisten geschichtlichen Dramen Schillers. Hätte Longfellow noch in einem dritten Drama die Vernichtung der religiösen Duldung in Maryland geschildert, so würde die Trilogie sich zu einer ebenso schlagenden als künstlerisch schönen Widerlegung von Lessings „Nathan" gestalten. Einigermaßen vervollständigt freilich schon Evangeline das wahre Bild katholischer Liebe und antikatholischer „Toleranz".

11. Lyrik. Balladen. Ästhetische Ansichten.

Fehlt es Longfellow an der gewaltigen, das Menschenherz in seinen tiefsten Tiefen aufrüttelnden Leidenschaft, welche dem großen Dramatiker zu Gebote stehen muß, um der Tragik des Menschenlebens und der Völkergeschichte ihre ergreifendsten Seiten abzugewinnen, so ist sein Gemüth dagegen um so reicher an all' jenen zarteren Gefühlen, welche die Alten unter dem Namen Ethos zusammenfassen und welche genügen, einen großen Lyriker zu schaffen. Ein solcher ist Longfellow sicherlich. Die Welt der zarteren Gefühle ist so recht sein Königreich, lyrische Sangeslust die eigentliche Seele seiner Werke. Wie dem Jüngling die ihn umgebende Natur als eine große, herrliche Symphonie erschien, die er mitzusingen und mitzuleben versuchte, so ward dem Manne das Menschenleben mit all seinen Freuden und Schmerzen, Hoffnungen und Enttäuschungen, irdischen Kämpfen und himmelanstrebenden Wünschen zum Liede. Man müßte so ziemlich die ganze Liste der edelsten Gefühlstonarten und Liederaccorde auf's Neue herzählen, um seinen Sangesreichthum zu beschreiben. Wir wollen indeß nur bei dem verweilen, was seine Lyrik mehr in religiöser Hinsicht charakterisirt.

Das ist vor Allem seine Naturanschauung. A. von Humboldt würde von ihr sagen müssen, sie sei die „erhaben-eintönige" des hebräischen Monotheismus, d. h. sie ist christlich. Sterne und Blumen, Ocean und Flüsse, Berge und Wälder, aller Zauber des Tropenfrühlings und alle wilde Herrlichkeit des nordischen Wintersturms sind ihm Stufen, um zu Gott emporzusteigen, Liebeszeichen, ihn an die ewige Liebe zu erinnern, Gnadenrufe, um ihn an die Quelle der ewigen Güte heranzuziehen. Wenn sich auch die Wandlungen und Stimmungen des Gemüths, die Leiden und Freuden des Menschenherzens in ihnen spiegeln, so enthält auch dieß Spiegelbild wieder einen Abglanz der ewigen Liebe, welche die Menschheit und die Welt, die sittliche und physische Weltordnung zu einem großen Ganzen zusammenhält. Von der huldreichen Bewilligung, welche „Apollo" durch den launigen Cervantes den Dichtern gab, alle

Sterne zu Ehren ihrer Geliebten zu verpuffen, macht Longfellow keinen Gebrauch: es widerstrebt seinem tiefchristlichen Gefühl, auch nur in der Dichtung eine schnell dahinwelkende Schönheit an Stelle des Unsterblichen zum Mittelpunkt seiner Empfindung und des Universums zu machen. Anakreons bacchantische Gefühlswelt liegt ihm ferne. So achtungsvoll er Luther behandelt, hat er mit seinem Zehngebote-Pokal und „Wein, Weib und Gesang" nicht die mindeste Gemeinsamkeit. Man vergleiche seine Meerbilder mit denen Byrons oder Heine's und man wird empfinden, welche Harmonie alle seine Natureindrücke bis in die kleinsten Erscheinungen durchwaltet, wie sein Herz alle die creatürlichen Strahlen zu einem Spiegelbild vereint, während der von Gott losgerissene Titanengeist sie in wilde Phantasmagorien oder in die chaotischen Fluthen eines pantheistischen Alls auseinanderreißt. Longfellow ist eine schöne Seele im schönsten Sinne des Worts — und er schämt sich nicht, es zu sein, auch vor der großen Welt, die den Lust- und Qualgesängen geistreicher Ehebrecher Beifall zollt und seine Frömmigkeit voraussichtlich langweilig und melancholisch finden wird.

Erheben sich seine lebensvollen warmen Natur- und Stimmungsbilder — weit über die anakreontischen Faß- und Wirthshaus-Regionen des modernen Naturalismus hinaus — zu dem reinsten, edelsten Naturgenuß, so ist seine Poesie der Liebe ausnahmslos keine Poesie eines verblümten oder unverblümten Sensualismus, sondern der tiefsten und keuschesten Familienliebe. Frühe hatte Tod und Leiden seine Seele geläutert, dem Mond sein Serenadensilber und den Rosen ihren wollüstigen Duft abgestreift. Er trug den Schmerz wie ein Christ — und fand als Dichter wie als Mensch reichen Ersatz in den Leiden und Freuden der Familie. Obgleich er sich selbst als Troubadour bei der Lesewelt eingeführt und die Minnesänger Frankreichs, Spaniens und Deutschlands mit Liebe studirt hatte, ließ er sich von ihrer weltlichen Minnesängerei durchaus nicht fesseln, noch viel weniger bestimmen, das ewig nie ausgesungene Lied von Minne und Sprödigkeit, Leid und Verrath, Qual und Triumph, Mondschein und schönen Augen zum Hauptthema seiner Dichtung zu nehmen. Selbst wenn er entschwundenen und verblühten Jugendträumen seinen Scheidegruß zuwinkt, tritt der Gedanke der Familie veredelnd zwischen diese Träume, und die eheliche Liebe ist ihm ein mystisches Band, das weit über die Grenzen der Erde hinausreicht und Seelen für die Ewigkeit verkettet. Darum liebt er die Geister der verstorbenen Geliebten, bleibt mit ihnen in treuem Umgang, versammelt sie oft und

herzlich am heimischen Herde; darum liebt er die Kinder, die hoffnungsreichen Pfänder jener Liebe, aus deren unschuldigem Auge die Liebe Gottes und die Hoffnung ewiger Jugend widerstrahlt; darum liebt er die Jungfräulichkeit, die ungetrübte Reinheit der Seele, als die einzige Bürgschaft wahrer Liebe und Treue, als eine Mahnung, daß es noch eine höhere, überirdische Brautschaft und Liebe der Seele gibt; darum liebt er die Heiligen der katholischen Kirche, die Madonna mit ihrem Engelsgefolge, den Heiland, der die Kinder segnet, den Liebesjünger, der an Jesu Brust die Geheimnisse der Gottesminne vernimmt. Weil in Gottesminne wurzelnd, hat seine Menschenliebe denn auch einen durchaus universellen Charakter; sein Herz umfängt warm und liebend alle Völker, die ganze Menschheit. In den Liedern des Indianers findet er Goldkörner der Uroffenbarung wieder; in den Psalmen und Evangelien tönt ihm die Rede Gottes an die Menschheit und freudig trägt er ihre Klänge weiter; an den Puritanern ehrt er ihre Gottesfurcht, an der katholischen Kirche ihre thatkräftige Liebe und ihre liebevolle Darstellung des christlichen Gedankens: ohne Scheu, wie ein Freund und Kind, nimmt er ihre reiche Symbolik in seine Lieder auf und singt von ihren ewig schönen Gedanken. Die Lieder der Theilnahme, die er den Negern, den Indianern und Juden weihte, sind nicht von frostigem Humanitätsschwindel, sondern von glaubensvoller Liebe getragen. Bezeichnend für seine Stellung zum antiken Heidenthum ist es, wenn er in Prometheus nicht den revolutionären, antichristlichen Feuerdieb sieht, sondern den schaffenden Genius, der nur durch tiefes, gewaltiges Leiden das Höchste zu erkämpfen und zu erringen im Stande ist.

„Solches war das Schicksal Dante's,
Den Exil und Schmach berauschten,
So ward Milton und Cervantes,
Da sie Lust mit Schmerzen tauschten,
Priester, die dem Gotte lauschten.

Ist nicht Allen auch gegeben
Kraft, durch solche Riesenschmerzen
Zu des Himmels Burg zu streben
Und mit Feuer zu beleben
Immerdar der Menschen Herzen:

Alle Sänger, die noch glühend
Ehren jene hehren Sagen,
Schwingen ihre Fackel sprühend,
Da sie, durch das Nachtreich ziehend,
Kühn voran die Botschaft tragen."

Das Vorurtheil, daß die christliche Weltanschauung weibisch, unmännlich, sentimental mache, und daß man nothwendig ein „starker" Geist sein müsse, um ein Mann zu sein, widerlegt sich klar genug in diesen und ähnlichen Äußerungen des kräftigsten poetischen Schwungs, deren wir eine ganze Reihe anführen könnten. Mit der ganzen Kraft einer angelsächsischen Mannesseele hängt der Dichter an seinem Amerika und dessen nationaler Freiheit. Sein „Schiffsbau" ist eines der schönsten Kunstdenkmale, welche die „Union" verherrlichen, gewaltig wie Wogenrauschen und kräftig wie des Seemanns Parole im Sturm. Aber von allem republikanischen Rodomontiren und Bramarbasiren verlotterter Revolutionshelden ist er so frei, wie es eben nur ein wahrer Freund der Freiheit sein kann. Mit den Männern ein Mann, weiß er mit den Kindern Kind zu sein, und seine Kindlichkeit wie seine Manneskraft hat nichts Gemachtes, sie strömt aus vollem reichem Herzen:

„O kommt zu mir, ihr Kinder,
Und flüstert in's Ohr mir ein,
Was Vögel und Winde singen
In eurem Sonnenschein!

Denn was ist all' die Weisheit,
Die aus den Büchern spricht,
Verglichen mit eurer Liebkosung,
Eurem strahlenden Angesicht?

Was sind da alle Balladen,
Die je ein Sänger bot?
Ihr seid lebend'ge Gedichte,
Und alles And're ist todt!"

Von ähnlichem Geiste, wie die Lyrik, sind auch Longfellow's Balladen und kleinere epische Gedichte getragen, wie z. B., um wenigstens einige der hauptsächlichsten zu nennen: „Das Skelet in Waffenrüstung", „der Untergang des Hesperus", „Walther von der Vogelweide", „die alte Wanduhr an der Stiege", „der Gouverneur der fünf Häfen" (Wellington's Tod), „das Geisterschiff", „des Kaisers Vogelnest", „Oliver Basselin", „die Entdecker des Nordcaps", „Victor Galbraith", „Sandalphon", „der blinde Bartimäus", „Excelsior", „der Glockenthurm von Brügge", „der normännische Baron", „der indianische Jäger", „Kambalu", „Getödtet an der Furth". Weitaus die meisten haben einen ausgeprägt romantischen Charakter; sehr viele nähern sich in Ton und Haltung den Balladen Uhlands, zu dem sich Longfellow schon früh mächtig hingezogen fühlte und von dem er einige Balladen, wie das

„Schloß am Meer“ und „das Glück von Edenhall“, trefflich übersetzt hat. Andere schließen sich mehr an altschottische und altenglische Vorbilder an, wieder andere an spanische, dänische und schwedische.

Je reicher die Mannigfaltigkeit der in diesen Balladen und Erzählungen wie in Longfellow's Lyrik behandelten Stoffe, Motive und Formen ist, desto mehr muß die Einheit des ernst-religiösen Geistes auffallen der sie im großen Ganzen beherrscht. Diese Richtung, welche Longfellow auch in seinen größeren Werken festhält, hat aber ihren Grund nicht bloß in unbestimmter Neigung des Gemüthes, sondern in praktisch klaren, wenn auch nicht philosophisch formulirten Grundsätzen, die da und dort in seinen poetischen Werken deutlich genug hervortreten. Sie stehen vorab, was die Stellung der Kunst zur Religion betrifft, in unverkennbarem Gegensatz zur liberalen Ästhetik.

Sein erster und leitender Grundsatz in dieser Hinsicht ist, daß die Poesie (wie die Kunst überhaupt) eine Gabe Gottes ist, und nicht zum Zweck hat, den Menschen bloß zu unterhalten und zu belustigen, sondern durch Darstellung des Schönen sittlich zu heben und zu veredeln. Dieser Gedanke findet seinen Ausdruck in folgendem Gedicht:

Die Sänger.

Mit Liedern voll von Weh und Lust
Sandt' Gott zur Welt die Sänger aus,
Zu rühren aller Menschen Brust,
Zu leiten sie zum Vaterhaus.

Jung war der Erste, voller Gluth,
Wie Gold floß seines Sanges Fluth,
Am Bach ging er, am Waldessaum
Und sang in Liedern unsern Traum.

Auf off'nem Markt, in vollem Bart
Der Zweite sang, vom Volk umstarrt,
Sein Lied so tief, so mächtig rauscht',
Daß jeglich Ohr entzückt ihm lauscht'.

Der Dritte sang, ein würd'ger Greis,
In alten Domen, Gott zum Preis;
Der Neue Strom dazu so voll
Aus gold'nem Orgelmunde quoll.

Die Menge, so gehört die Drei,
Stritt, wessen Lied das beste sei;
In jedem Herz ihr Liederschall
Fand gar verschied'nen Widerhall.

Da sprach der Meister: „Es ist gut
In seiner Art, wie's Jeder thut.
Ich hab' den Drei'n ihr Lied vertraut:
Daß es erfreut, stärkt und erbaut."

Das ist des großen Dreiklangs Macht,
Und wessen Herz ist wohl bedacht,
Dem wird kein Mißton in den Drei'n,
Die vollste Harmonie nur sein.

Der andere Grundsatz, der nothwendig aus dem ersten folgt, ist, daß die Kunst, sobald sie der Sünde dient, ihrem wahren Zwecke entfremdet und entweiht wird. „Ich fürchte," läßt er Flemming im Hyperion sagen, „daß die Seele des Menschen in den Städten hochmüthig wird; man muß sie bisweilen gleich jenem assyrischen (?) Monarchen hinaus auf's grüne Feld schicken, um Gras zu essen, um sich in Regenschauer und Wintersturm zu wecken und zu läutern. Überdieß ist die Seele in den Städten in Gefahr, sich der Genußsucht in die Arme zu werfen und ihren hohen Beruf zu vergessen. Es gab Seelen, die waren dem Himmel geweiht von Jugend auf und von guten Engeln behütet, wie süße verschlossene Gärten voll heiliger Gedanken und Gebete und guter Vorsätze, in denen fromme Wünsche wohnten gleich gottgeweihten Jungfrauen und in denen jede Vorstellung ein Heiligenbild war; und doch in großen Städten, im bunten Treiben des Lebens sind sie durch die verrätherische Lockung der Gelegenheit, durch den trüben Schwall der Leidenschaft in Unreinheit und Sünde gerathen. Sie gleichen jenen Klöstern am Rheinstrom, welche sich in Wirthshäuser verwandelt haben, aus deren Räumen die einstigen, frommen Bewohner längst vertrieben sind, in deren Kreuzgängen der Fuß des Fremden die ehrwürdigen Bilder der dort begrabenen Seligen verwischt hat, die nicht mehr von heiligen Sängen widerhallen, sondern von wildem, wüstem Lärm." Man könnte den Geist der Unreinheit, der einen so großen Theil der modernen Poesie verwüstet hat, kaum feiner und schlagender brandmarken, als Longfellow es hier gethan hat.

Ein dritter weittragender Grundsatz, dem Longfellow huldigt, betrifft die Unterordnung der Kunst unter die sittlichen Forderungen des Christenthums und überhaupt unter die christliche Idee. Das classische Hellas und Rom wie die Göttersage der nordischen Germanen ist ihm eine untergegangene Welt, und zwar eine Welt, die nicht zu betrauern, nicht zurückzuwünschen ist. Das „neue Land des Gesanges" soll ein christliches sein; von einer Vergöttung des griechischen Olymps ist bei ihm keine Spur.

In dem Gedichte „Tegner's Drapa" schildert er schwunghaft den Untergang der nordischen Götter Balder und Höder; dann fügt er bei:

„So vergeh'n die alten Götter!
Aber aus dem Meer der Zeit
Taucht ein neues Land des Sanges,
Schöner als das alte.
Über seine grüne Matten
Wandeln singend die jungen Barden dahin.

Bauet es wieder,
O ihr Barden,
Schöner als zuvor!
Ihr Väter des neuen Stammes,
Nährt euch am Morgenthau,
Singt den neuen Sang der Liebe!

Das Gesetz der Gewalt ist erloschen!
Das Gesetz der Liebe gilt!
Thor, der Donnerer,
Wird nimmer diese Erde lenken,
Nimmer drohend
Zum Kampfe fordern den milden Christus.

Singt nicht mehr,
Ihr Barden des Nordens,
Von Wickingern und Jarlen!
Von den Tagen der Vorzeit
Bewahrt die Freiheit nur,
Nicht die blutige That."

Begegnet Longfellow sonst in seiner Liebe zur nordischen Poesie den Barden aus Klopstocks Schule und den Dichtern des Hainbundes, so hat die christliche Idee sowohl als das an den Alten gebildete Kunstgefühl diese Neigung bei ihm bedeutend geläutert, ja dieselbe erscheint nur als ein Theil jenes poetischen Universalismus, den er mit den deutschen Romantikern gemein hat. Von dem Protestantismus, den er in seiner Jugend mit auf den Weg bekommen, hatte er das Negative bereits als Jüngling ziemlich verloren, das Positive, d. h. den Glauben an Gott, Christus und Evangelium, behalten und sein Hauptaugenmerk dem Kunstschönen zugewandt, soweit dasselbe mit seinen religiösen Idealen zusammenhing. Diese Ideale gehörten einer zweifachen Ordnung an, die eine dem Bereiche der natürlichen Religion und Ethik, die andere der geoffenbarten Christusreligion, der Religion der übernatürlichen Wahrheit und Liebe. Besonders in letzterer Richtung hin erschlossen ihm seine Studien in Europa eine ganze Welt, mit der sich die amerikanische Literatur bis

anhin so gut wie nichts zu schaffen gemacht hatte. Mit dem Eifer eines Columbus segelte er in diese beiden Welten hinein und ward ganz naturgemäß zuerst Übersetzer, nicht in jenem großen, literatur-historisch tief eingreifenden Maßstab, wie Gottfr. von Herder und Aug. von Schlegel, aber auch nicht in dem unbedeutenden Grade eines geschäftsmäßigen Übersetzers oder Dilettanten. Wie Einer, der das Sittlich-Schöne in den „Stimmen aller Völker“ zu erlauschen verlangt, warf er seine Fangnetze in alle Literaturen aus, übersetzte aus dem Spanischen, Portugiesischen, Italienischen, Französischen, Provençalischen, Angelsächsischen, Dänischen, Schwedischen und Deutschen, und hielt sich innerhalb dieser Literaturen wieder nicht an einzelne Dichter, sondern holte sich aus den verschiedensten Dichtern das heraus, was mit seinen religiösen Idealen am meisten im Einklang stand. Die umfangreichsten dieser Übersetzungen sind außer der Todtenklage Jorge Manrique's auf seinen Vater (aus dem Spanischen) „das blinde Mädchen von Castel-Cuillé“ (aus dem Provençalischen des Jasmin) und „die Kinder des Nachtmahls“ (aus dem Schwedischen des Bischofs Tegner), also nur eines aus protestantischer Atmosphäre, und zwar aus einer protestantischen Atmosphäre, in welcher sich mit dem lutherischen Abendmahl und patriarchalischer Einfachheit der Sitten der christliche Lebensgedanke länger und vollständiger erhalten hat, als in irgend einem andern protestantischen Lande. Tritt in den Übersetzungen aus dem Deutschen (wobei Uhland und Mosen am meisten begünstigt sind) mehr die Liebe zum Romantischen und ein stiller religiöser Ernst hervor (die „Todten“ von Klopstock; das „stille Land“ von Salis; die „Woge“ von Tiedge u. s. w.), so verrathen die übrigen Übersetzungen aus Lope de Vega, Aldana und namentlich Dante, wie der Dichter das, was er am meisten suchte, eine künstlerische Behandlung des christlichen Gedankens, die Poesie des Christenthums, am reichsten und vollsten in den katholischen Literaturen fand.

Welchen Einfluß der vertraute Umgang mit der katholischen Poesie auf seine eigene dichterische Entwickelung ausübte, wird dem Leser aus dem früher Gesagten schon genugsam ersichtlich sein. Er bestimmte aber auch seine Anschauung über die Aufgabe der amerikanischen Literatur im Allgemeinen und befreite ihn vollständig von jener Schwindelwuth des Yankee-Geistes, welcher auf intellektuellem Gebiete wie auf materiellem Sturm laufen wollte, um in ein paar Jahrzehnten, wenn nicht Jahren, eine Literatur zu schaffen so grandios „wie der Niagara-Fall, die großen Seen und die Alleghany-Berge“, so wild und urnatürlich „wie eine donnernd über die Prairie dahertobende Büffelheerde“; so national, daß

sie nichts mehr mit dem Englischen gemein hätte. Dieser verrückten Idee einer amerikanischen Nationalliteratur stellte Longfellow schon im Kavanagh folgende Bemerkungen entgegen, welche ihn als feinfühligen und tiefblickenden Kritiker kennzeichnen.

„Die Literatur ist eher ein Bild der geistigen Welt, als der physischen, nicht wahr? eher der innern, als der äußern. Berge, Seen und Flüsse (d. h. die ganze äußere Natur) sind schließlich nur ihre Scenerie und Decoration, nicht ihre Substanz und Wesenheit.

„Das Nationale ist gut innerhalb gewisser Grenzen, aber das Universale ist besser. Was das Beste in den großen Dichtern aller Länder ist, ist nicht das Nationale, sondern das Universale. Sie wurzeln im heimischen Boden, aber ihre Äste wogen in der unpatriotischen Luft, welche zu allen Menschen in derselben Sprache redet, und ihre Blätter strahlen von demselben uneinschränkbaren Licht, das alle Länder durchstrahlt. Laßt uns alle Fenster öffnen; laßt uns Licht und Luft von allen Seiten hereinlassen, damit wir frei nach allen vier Himmelsgegenden schauen mögen und nicht immer in derselben Richtung.

„Jeder lächelt, wenn er das isländische Sprüchwort hört: ‚Island ist das beste Land, das die Sonne bescheint.' Laßt uns natürlich sein und wir werden national genug sein. Überdieß kann unsere Literatur nur insoweit strikt national sein, als unser Charakter und unsere Denkart von der anderer Länder verschieden sind. Da wir nun gar sehr den Engländern gleichen — ja thatsächlich nur Engländer unter einem verschiedenen Himmelsstrich sind — so kann ich nicht einsehen, wie unsere Literatur von der ihrigen sehr verschieden sein soll. Hin gen Westen von Hand zu Hand reichen wir die brennende Fackel; aber sie ward angezündet an den alten, heimathlichen Feuerherden Englands (but it was lighted at the old domestic firesides of England).

„Die amerikanische Literatur ist keine Nachahmung, wohl aber eine Fortsetzung der englischen. Und dieß ist keine engherzige, sondern eine weitblickende Auffassung. Keine Literatur ist abgeschlossen, bevor die Sprache, in der sie geschrieben, todt ist. Wir dürfen wohl stolz auf unsere Aufgabe und unsere Lage sein. Laßt uns sehen, ob wir etwas unserer Vorväter Würdiges leisten können.

„Eine Nationalliteratur ist nicht das Gewächs eines Tages. Jahrhunderte müssen ihren Thau und Sonnenschein dazu liefern. Die unserige ist langsam, aber sicher, im Wachsen begriffen, sie treibt Wurzeln nach unten und Zweige nach oben, wie es natürlich ist; ich möchte nicht, daß sie dessentwillen, was manche Leute Originalität nennen, es umgekehrt machen und Wurzeln nach oben schlagen sollte. Und was den Wunsch betrifft, daß sie recht wild und urwüchsig werden möchte, so sage ich nur, daß alle Literatur (wie überhaupt alle Kunst) das Ergebniß der Kultur und geistigen Versteinerung ist.

„Wenn das Genie Ausdruck finden soll, muß es Kunst anwenden; denn Kunst ist der äußere Ausdruck unserer Gedanken.

„Wie das Blut aller Völker sich mit dem unsern mischt, so werden ihre Ideen und Empfindungen sich schließlich in unserer Literatur mischen. Wir werden aus den Deutschen Tiefe der Empfindung schöpfen, aus den Spaniern Leidenschaft, aus den Franzosen Lebhaftigkeit und das Alles mehr und mehr mit unserer kräftigen englischen Denkart verschmelzen. Und dieß wird uns die so sehr zu wünschende Universalität verleihen" (Kavanagh, c. XX).

Longfellow begnügte sich aber nicht, der nordamerikanischen Nationalliteratur diese eben so wahren als tiefen Grundlagen einer gesunden und naturgemäßen Entwicklung vorzuzeichnen; er legte selbst Hand an's Werk und setzte die ganze Fülle seines Talentes dafür ein. Mit feinem Geschmack gewählt, waren seine Uebersetzungen dazu angethan, theils im Gegensatz zu ungekämmter Naturpoesie den Geschmack für die schönere Form ächter Kunstpoesie zu wecken, theils im Gegensatz zum abgedroschenen Materialismus des Tages das amerikanische Geistesleben mit dem idealen Reichthum des Auslandes, besonders der katholischen romanischen Völker zu durchdringen. Er selbst gewann in dieser Doppelschule das Geheimniß der Form und die reichste Fülle der Ideen. Seine Poesie steht wirklich mit den Hauptliteraturen Europa's in der engsten Beziehung; Miles Standish, Evangeline und die Goldene Legende bieten in Form und Anlage vielfache Anklänge an Göthe, Hiawatha an Kalevala, die Wirthshausgeschichten an Chaucer, aber es sind nur Anklänge; Alles, was er geschaut und erlauscht, sammelt sich zum Kranze um seinen heimischen Herd, dessen Liebe er nicht verläugnet und an nichts Ausländisches wegschenkt. In und durch sein Familienheiligthum hängt er mit seinem Gotte und mit der Menschheit zusammen. In dem unerschöpflich reichen Sprachschatz, den er aus dem ihm lieben heimathlichen England überkommen, findet er zugleich das Mittel, das Fremde lebendig an sich zu ziehen und aus seiner kräftigen Individualität und Nationalität heraus mit der Poesie der ganzen Welt in liebevolle Gemeinschaft zu treten.

---

12. Das unversöhnte Doppelbild der katholischen Kirche. Religiöser Universalismus. Die Wirthshausgeschichten. Dante.

Einerseits durch die Literatur zum poetischen Universalismus hingedrängt, anderseits durch sein tiefreligiöses Gefühl und die ihm heilige Familienüberlieferung an die christliche Religion gefesselt, mußte der Dichter naturgemäß auf jene Form des Christenthums aufmerksam werden, welche die Einheit mit der Allgemeinheit, das Christliche mit dem Menschlichen lebendig verbindet, die Natur durch die Gnade heiligt und die Gnade mit der Natur versöhnt, das Naturschöne zum Spiegel unerschaffener Schönheit emporhebt, die unsichtbare Welt in den Kreis des Sichtbaren herniederzieht, den menschgewordenen Gott allen Völkern aller Zeiten in sichtbaren Zeichen verkündigt. Allüberall begegnete sie ihm, diese eine wahre Kirche Christi mit ihrer Katholicität und Einheit, mit ihrer unversieglichen Schönheit und Poesie. An Englands heimischen Herden, im ewigen Rom, an den Ufern des Guadalquivir, in den Kathedralen des Rheins, in den Missionszelten der Felsengebirge, im skandinavischen Norden — überall, überall fand er sie wieder. Sie war die Mutter seiner Lieblingsdichter, sie hatte jene Architektur geschaffen, die, ein symbolischer Abstrahl der christlichen Weltordnung, ihn von allen Kunstgebilden am meisten anzog. Sie hatte das Weib, das im Alterthum nur Sklavin, Spielball der Leidenschaft gewesen, herausgerissen aus der Sündfluth antiker Cultur und es umgeschaffen zur keuschen Jungfrau, zur treuen Gattin und Mutter nach dem Bilde der Madonna. Sie hatte das Joch der Sklaverei gebrochen, die Familie zum Heiligthum verklärt, die Nationen zu einer Gottesfamilie verbunden. Das schöne, friedliche Bildungswerk, das sie vor Jahrhunderten an den Stämmen Europa's vollzogen, hatte sie mit unverdrossener Geduld fortgesetzt an den Indianerstämmen Amerika's. Ward sie Barbaren zur demüthigen Magd und Dienerin, so ward sie den feingebildetsten Nationen zur Lehrerin und Führerin. Sie lehrte die Völker beten, sie lehrte auch die Kunst beten. Sie milderte die Leiden des Lebens, indem sie Leiden und Kreuz als das königliche Geschmeide

ihres Heilands verkündete. Jeder Tugend gab sie thatkräftige Motive und jeder religiösen Wahrheit gab sie künstlerische Gestalt. Hier war das Menschliche und das Göttliche in jener Harmonie beisammen, nach welcher des Dichters Herz verlangte.

Das ist das Bild der katholischen Kirche, welches sich aus Longfellow's Dichtungen ergibt, wenn man die einzelnen zerstreuten Züge sammelt, ihrer objectiven Einheit auch nur etwas nachgeht und nicht menschlichen Zufälligkeiten dasjenige zuschreibt, was sich geschichtlich als Wirkung jener großen hierarchischen Gestaltung des Christenthums ausweist. Dem Katholiken, der am Mutterherzen der Kirche aufgewachsen, von Jugend auf in die tieferen Quellen ihrer ästhetischen Schönheit gedrungen ist, genügen jene einzelnen Züge schon, um in ihnen das lichte Geschmeide der wahren Braut Christi zu erkennen. Die trübe Atmosphäre menschlicher Leidenschaft, menschlicher Mißbräuche, menschlicher Schwäche und Sünde, welche jene makellose Lichtgestalt auf ihrem Pfade durch die Jahrhunderte als unzertrennlicher Schatten begleitet, schreckt ihn nicht und stößt ihn nicht und macht ihn nicht in seinem Glauben irre, weil er weiß, daß die Kirche zugleich eine göttliche und menschliche Anstalt ist, daß Gott ihr Lehramt von Irrthum, aber nicht ihre Hirten von der allgemeinen Schwäche und Sündlichkeit der Menschen befreit hat, daß Gott der heldenmüthigsten Tugend und dem großherzigsten Streben und der edelsten Liebe nicht den vollen Spielraum geben konnte, ohne der Freiheit und mit ihr auch dem Mißbrauch der Freiheit eine mächtige Spannweite zu eröffnen. Er weiß, daß die Heiligkeit seiner Kirche als Kirche, d. h. die Heiligkeit ihres Stifters, ihrer Lehre, ihrer Institutionen, ihres Zweckes, ihres ganzen innern Wesens, sich trotz des Verderbnisses ganzer Völker und ganzer Epochen, trotz der Unwürdigkeit mancher ihrer Hirten und Primaten dennoch unter göttlichem Schutz in unversehrter Reinheit erhalten hat.

Für den ohne seine Schuld außerhalb der Kirche Stehenden wird dieser menschliche Schatten der göttlich-gestifteten Kirche, durch die Verleumdungen der böswilligen Häresie und des Unglaubens zum ungeheuerlichsten Monstrum ausgemalt, stets eine Schwierigkeit bleiben, Manche vielleicht unerschütterlich in ihrem schuldlos irrigen Glauben erhalten, Anderen eine gottgesandte Prüfung sein, um ihr redliches Streben nach der geoffenbarten Wahrheit zu erproben. Was immer für einen Zweck die Vorsehung im einzelnen Falle anstreben mag, jener Schatten ist nun einmal da und er läßt sich nicht durch die Kunst hinwegzaubern, noch

durch die Wissenschaft hinwegdisputiren. Er ist da, und wir brauchen nicht zu staunen, daß er auch in Longfellow's Werken das Lichtbild der Kirche begleitet, seine Wirkung hemmt und stört und es zeitweilig verschwinden läßt.

Betrachten wir dieß Schattenbild näher, wie es sich in Longfellow's Werken zeigt, so liegt ihm unverkennbar der im tiefsten Wesen des Protestantismus wurzelnde philosophische Irrthum zu Grunde, daß die Wahrheit in religiösen Dingen mehr als eine, daß sie darum nicht ausschließlich, nicht autoritativ verpflichtend sein könne, daß sie folglich absolut frei sei. Zu diesem philosophischen Irrthum gesellt sich der theologische, daß das Christenthum faktisch der Menschheit nicht auf dem Wege verbindlicher Lehrautorität überliefert, nicht in einer universellen, sichtbaren Heilsanstalt verkörpert, sondern nur als eine Summe praktischer Weisheit dem Verstande und Gefühle des Einzelnen überliefert sei, und daß sein Schwerpunkt nicht in positiven Dogmen, sondern lediglich in praktischen Grundsätzen, hauptsächlich in der Liebe beruhe. Auf diese letztere wird solches Gewicht gelegt, daß dagegen die wichtigsten Grundlehren des Christenthums, sogar jene, auf welche die christliche Liebe sich am meisten stützt, gar nicht mehr in Anschlag kommen. Dieser Anschauungsweise gegenüber stellt sich nun die katholische Kirche zunächst als eine Feindin der Freiheit dar: sie tritt autoritativ als Lehrerin auf, um den menschlichen Verstand im Namen ihres Stifters für die göttlich geoffenbarte Wahrheit gefangen zu nehmen. Bei allem Eifer, aller Selbsthingebung, aller himmelanstrebenden Gesinnung, allem menschlichen Mitgefühl, all' den endlosen Thaten der Liebe und Barmherzigkeit, die ihre Geschichte nach Longfellow aufweist, bergen die „Dogmen jenes erhabenen Glaubens, dessen Thürme in so krystallhellem Lichte erglänzen", „tiefe, dunkle, schauerliche Kerker". Trotz all' jener endlosen Thaten der Liebe und Barmherzigkeit ist sie aber nicht nur eine Feindin der Freiheit, sondern zugleich eine Feindin der Liebe selbst, indem sie ihre Lehre für ausschließlich wahr erklärt, den Irrthum verurtheilt und diejenigen, welche freiwillig, böswillig und verstockt sich gegen ihre Lehre erheben, von ihrer Gemeinschaft ausschließt. Sie ist endlich eine Feindin des Christenthums selbst, indem sie an Stelle der praktischen Liebe ihre Dogmen, d. h. wie Longfellow sie auffaßt, eine ganze Kette unnützer Speculationen, Begriffe und Lehrsätze gesetzt hat, den Geist des Christenthums, der ein wesentlich freier ist, durch eine sichtbare, hierarchische Verfassung einschränkt und sich mit andern, von ihr abgezweigten christlichen Gemeinschaften absolut nicht

zu einer großen, freien, schrankenlosen, priesterlosen Geisteskirche — dem einen, wahren Christenthum — verbinden will. Um diese dunkle Gestalt, die geborene Feindin der Freiheit, der Liebe und des wahren geistigen Christenthums, flattert scheu die Fledermaus der Inquisition; herrschsüchtige Prälaten, unwissende Kleriker, hochmüthige Theologen, Pharisäer und Schriftgelehrte bilden ihr trauriges Gefolge.

Das ist das Schattenbild der katholischen Kirche, wie es sich aus Longfellow's Werken zusammenstellen läßt. Er selbst hat es, seinem liebevollen Herzen folgend, nirgends so schroff und scharf gezeichnet, sondern meist nur stückweise einzelnen Theilen des Lichtbildes zur Seite gegeben. In einigen Werken, wie in Evangeline und Hiawatha, hat er es gänzlich vergessen, um rein und ungetrübt das Lichtbild walten zu lassen, in andern, wie im „spanischen Studenten“ und der „goldenen Legende“, wird es von diesem überstrahlt. Selbst wo er es am schärfsten formulirt, mildert es sich unter einem romantischen, katholisirenden Rahmen. Wir meinen hier die Tales of a wayside inn (Geschichte eines Wirthshauses an der Landstraße), eine Dichtung, welche sich auf den ersten Blick als ein einheitliches, größeres Werk ankündigt, aber sich bei näherer Betrachtung noch mehr als ihr Vorbild, Chaucers Canterbury Tales, in einen Kranz kleinerer poetischer Erzählungen auflöst. Gibt bei Chaucer die gemeinschaftliche Wallfahrt nach Canterbury den nicht vorherrschend erbaulichen Charakteren der Pilger und ihrer Geschichten unterwegs einen seltsam contrastirenden Hintergrund, der die „Neige“ des Mittelalters nach ihren Licht- und Schattenseiten hervorhebt, so fällt bei dem von Longfellow gewählten Verbindungspunkt nicht nur der poetische Charakter, sondern auch der kulturhistorische Reiz so ziemlich weg. Das prosaische Wirthshaus in Sudbury-Town, in dem eine Anzahl moderner Herren bis in die Nacht hinein mit einander poculiren und einander Geschichten erzählen, ist nun einmal herzlich prosaisch, und die Charaktere der Gesellschaft verhalten sich zu denjenigen Chaucers, wie ein moderner Modeanzug zu mittelalterlichen Kostümen, oder ein Bahnhofrestaurant zu einer Herberge aus den Zeiten Chaucers und Petrarca's. Die Reisenden, welche im Rothen Roß zu Sudbury zusammentreffen, sind: ein Student, der mit italienischer und deutscher Literatur bekannt ist, ein spanischer Jude, ein Sicilianer, ein scandinavischer Musiker, ein amerikanischer Theologe, ein Dichter. Der Wirth, der präsidirt, ist ein alter, gemüthlicher Yankee. Da das irische und das deutsche Element fehlen, die herrschenden Stände der Neuzeit gar nicht vertreten sind, so ist diese Gesellschaft weder nach der natio-

nalen noch nach der socialen Seite hin ein Abriß der amerikanischen Gesellschaft, sondern eine ganz zufällig zusammengewürfelte Wirthshaus-Compagnie; nur sind sämmtliche Mitglieder, den philisterhaften Landlord abgerechnet, etwas schöngeistig angeweht. So liegt der Hauptwerth der Dichtung in den einzelnen Märchen, Sagen und Geschichten, und unter diesen ist das romantische Element vorherrschend.

Der „Wirth zum Rothen Rößle“ erzählt den mitternächtlichen Ritt Paul Revere's, eine militärische Anekdote aus den Freiheitskriegen. Der Student versificirt die Geschichte vom Falken des Ser Federigo aus Boccaccio's Decameron: wie nämlich der edle Ser Federigo, von der hochfahrenden Monna Giovanna verschmäht, als einfacher Gärtner sein Glück fand, Monna dagegen ihres Gatten bald beraubt ward und Krankheit ihr auch ihr einziges Kind zu entreißen drohte; wie der kranke Knabe Federigo's Falken sah und für sich zu haben wünschte, und die gedemüthigte Monna, um ihm diese letzte Freude zu verschaffen, zu Federigo ging und um den Falken bat, wie aber Federigo, bevor die Bitte gestellt ward, den Falken schlachtete, um seinen Gästen etwas bieten zu können; wie der Knabe starb und Monna gebessert Federigo's Frau ward und ihn zum reichen Manne machte. Auf diese im lebhaftesten Kolorit ausgeführte Erzählung läßt ein spanischer Jude die Talmud-Legende vom Rabbi ben Levi folgen, dem es vergönnt war, in's Paradies zu schauen, bei dieser Gelegenheit dem Todesengel sein Schwert abschwatzte und es ihm nur unter dem eidlichen Versprechen zurückgab, fürder unsichtbar unter den Menschen zu walten. Dann kommt ein Sicilianer mit der Legende von Robert, König von Sicilien, der die Stelle des Magnificat Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles als rebellische Worte verhöhnte, zur Strafe dafür eine Zeit lang des Thrones beraubt ward und dem Engel, der ihn ersetzte, als Hofnarr dienen mußte, bis sein Stolz zusammenbrach und er dem Engel auf die Frage: „Bist du der König?“ zur Antwort gab: „Du weißt es am besten.“ Eine tiefe, ächt mittelalterliche Frömmigkeit, die weit mehr in die Hallen eines Klosters als in's Wirthshaus paßte, durchhaucht diese schöne Legende. Dem Sicilianer sucht es in dieser edeln Art noch der blauäugige normännische Musikant zuvorzuthun, der in 22 Balladen des verschiedensten Metrums die Olafs-Legende, den Kampf des nordischen Heidenthums gegen das Christenthum und den Sieg des letztern zum Besten gibt. Durch alle Bilder scandinavischer Herrlichkeit und gewaltigen Seekampfs, durch alle Accorde normännischer Leidenschaft und edlerer christlicher Gefühle rauschen

diese kräftigen Sänge. Im ersten fordert der Donnerer Thor das Christenthum zum Kampf auf Tod und Leben:

„Macht herrscht auf Erden noch,
Herrschte, wird herrschen da;
Sanftmuth ist Schwäche,
Gewalt siegt auf Erden;
Hin durch das Erdenrund
Gilt noch der Thorstag!

Du bist ein Gott auch,
O Galiläer!
Doch mit der einen Hand
Ruf' ich heraus dich —
Schwert oder Kreuz gilt's —
Stell' dich zum Kampfe!"

Im letzten entwickelt der hl. Johannes der Evangelist der betenden Äbtissin Astrid in einer Vision, daß das Christenthum nicht durch Gewalt über die Gewalt des Heidenthums triumphire, sondern durch Kreuz, Geduld und Liebe.

„Im Kloster zu Drontheim,
Allein in der Zelle,
Kniet' Astrid, die Nonne,
Um Mitternacht flehend
Und betend und rufend
Zur Jungfrau und Mutter.

Sie hört' in der Stille
Eines Redenden Stimme,
Draußen im Dunkel,
Im Rauschen des Nachtwinds,
Bald lauter, bald näher,
Bald schwach in der Ferne.

Der Ruf eines Fremden
Schien es, da sie lauschte,
Der Antwort ertheilte
Und inständig flehte;
Ein Schrei aus der Ferne,
Ihr nicht unterscheidbar;

Der Ruf des Johannes,
Des Jüngers der Liebe,
Der wandernd noch harrt auf
Des Meisters Erscheinen,
Allein in der Sturmnacht,
Ohn' Obdach und Freunde:

‚Sei's! Sie soll gelten,
Die zornige Ford'rung,
Die Ford'rung zum Kampfe.
Sei's! Es soll gelten!
Doch nicht mit den Waffen
Des Kriegs, die du schwingest!'

‚Kreuz gegen Harnisch,
Lieb' gegen Bosheit,
Fried' gegen Kampfruf!
Leiden ist mächtig.
Er, der da sieget,
Hat Macht in den Völkern!

— — — — — — — — —

‚Stärker als Stahl
Ist das Schwert des Geistes,
Rascher als Pfeile
Der Lichtstrahl der Wahrheit,
Größer als Zornwuth
Die Lieb' und sie sieget!

‚Du bist ein Schatten,
Ein Nebelgebilde,
Gebilde der Nacht nur
Und herbstlichen Regens,
Wild und gestaltlos —
Es tagt — und du schwindest!

‚Nah' ist der Tag schon,
Die Nacht ist nicht sternlos;
Liebe ist ewig!
Gott ist noch Gott, und
Sein Glaube vergeht nicht;
Christus ist ewig!'"

So herrlich diese Worte des harrenden Johannes den tiefsten Siegesgedanken des Christenthums zum Ausdruck bringen, so sind die Balladen, welche zwischen der antichristlichen Herausforderung Thors und der Antwort des Johannes liegen, von der ganz schiefen Anschauung angekränkelt, der hl. König und Martyrer Olaf sei zur Strafe für seinen Glaubenseifer Martyrer geworden. Noch stärker tritt der Toleranz-Gedanke in der Geschichte des Theologen hervor, eines Theologen der Big Church aus Channings Schule, der, von den mittelalterlichen Glaubenskämpfen des Christenthums froh aufathmend, sich glücklich preist, in so lichtheller Zeit geboren zu sein, und dann in folgende Apologie seines aufgeklärten latitudinarischen, alle Glaubensformen brüderlich umfassenden Geisteschristenthums ausbricht:

„Ich stehe draußen in der Vorhalle (der Kirche), ich höre der Glocken melodischen Klang; ich höre die Orgel drinnen rauschen, ich höre das Gebet, das drinnen wie Funken einer niederwärts gehaltenen Fackel knistert, ich höre die Predigt über die Sünde mit den Drohungen vom letzten Gericht, und das Alles, im Fluge durch die Luft hin übersetzt, erreicht mich nur wie das Gebet unseres lieben Herrn oder wie die Bergpredigt!

„Muß es denn Calvin sein und nicht Christus? Müssen es Athanasische Credos sein, oder Weihwasser, Gebetbücher und Rosenkränze? Müssen ringende Seelen sich mit den Concilsdecreten des Tridentinums zufrieden geben? Und kann es für diese genügen, daß die christliche Kirche das Festjahr mit Immergrün und Palmenzweigen umkränzt und die Luft mit Litaneien erfüllt?[1]

„Ich weiß, daß jener Pharisäer dort Gott dankt, daß er nicht ist, wie ich; in meine Demuth gehüllt stehe ich einsam da und klopfe an meine Brust und flehe um menschliches Erbarmen.

„Nicht zu einer Kirche allein, sondern zu sieben sprach die prophetische Stimme vom Himmel; und zu jeder drang die Verheißung, in verschiedener Form, doch im Wesen dieselbe; für ihn, der da siegt, ist der ‚neue Name, auf den Stein gegraben, das weiße Gewand, der Thron — und ihm will ich den Morgenstern geben‘.

„O für wie Viele war der Glaube keine Evidenz unsichtbarer Dinge, sondern nur ein dunkler Schatten, der das Credo der Phantasiasten erneuert, für welche kein Mann der Schmerzen starb, für welche die göttliche Tragödie nur ein Symbol und ein Zeichen war und Christus nur ein gekreuzigtes Phantom!

„Für Andere lebt ein göttlicheres Credo in dem Leben, das sie führen. Der Schritt ihrer lieblichen Füße heiligt das Pflaster der Straße, und all'

[1] Diese Worte sind eine poetische Übersetzung von Channings Worten: „Das Christenthum kann ebenso wenig als Licht und Wind in Sklavenketten gelegt oder

ihre Blicke und Worte wiederholen des alten Fullers weisen und süßen Spruch, daß der heilige Geist nicht als Geier, sondern als Taube erschien."

Nach dieser aufgeklärten Einleitung erzählt der Theologe in tiefstem Pathos eine Schauergeschichte von der spanischen Inquisition: wie nämlich zu den Zeiten Ferdinands und Isabellens ein verwittweter Hidalgo seine zwei bildschönen Töchter, den einzigen Trost seines Alters, nach langer, halb gutgemeinter, halb heimtückischer Spionage über dem Verbrechen der Häresie beschlich, sie sodann bei dem Großinquisitor Torquemada als Ketzerinnen verklagte und auf Ermunterung des Letztern sich seiner Vaterliebe so vollständig entäußerte, daß er selbst das Holz zu ihrer Hinrichtung herbeitrug. Es ist, wie gesagt, der tolerante Theologe, der, wahrscheinlich aus Toleranz und Zöllnerdemuth, dieß Schauerstücklein erzählt. Der Dichter kehrt zu Freundlicherem zurück und erzählt eine artige, gemüthliche Allegorie. Die Einwohner von Killingworth, d. h. die Philister, beschließen den Tod aller Singvögel und führen ihr Decret aus, so warm auch der Dorfschulmeister sich der geflügelten Sänger annimmt. Im nächsten Jahr wimmelt Alles von Ungeziefer und die Vögel müssen wieder von Staatswegen eingeführt werden. Es ist Friedrichs II. von Preußen bekannte Spatzen-Historie — allerliebst neckisch und melodisch behandelt. In ihrem fröhlichen Contrast zu dem Adagio lamentoso der Torquemada-Geschichte bricht sie dieser so ziemlich den Stachel ab.

Jene Torquemada-Geschichte ist wohl der schwärzeste Schatten, den Longfellow dem Lichtbild der katholischen Kirche, zu Gunsten eines aufgeklärteren Christenthums, zur Seite gestellt hat. In dem gemüthlich-humoristischen Rahmen verliert sie viel von ihrem pathetischen Schrecken und läßt die schöne Legende des Sicilianers und den ernst-religiösen nordischen Balladenkranz nur um so heller und liebenswürdiger hervortreten. Ein paar nicht eben katholikenfreundliche Anekdötchen und eine Mönchs-Historie, welche eine zweite Folge der „Wirthshausgeschichten" (vom Jahre 1875) enthält, sind ähnlich durch ernstere und würdigere Accorde paralysirt; die Mönchs-Historie geht in ihrer derben Komik nicht über das hinaus, was sich das katholische Mittelalter in Verspottung seiner eigenen Mißstände erlaubte, und der Dichter stellt sie selbst als schlechten Witz hin, als eine Fabel:

---

in bestimmte Grenzen eingeschlossen werden. Es ist zu stark, um sich von den elenden Händen der Menschen knebeln zu lassen. Das Christenthum ist eher ein Geist, als eine feste Doctrin, es ist der Geist ewiger Liebe." Channing, Complete Works, 394.

„Verrückt und so der Wahrheit bar,
Wie keine je erfunden war;
Drum laß ich sie, vielleicht auch bloß
Zu meinem eig'nen Spaße los."

Mag der übelangebrachte Witz dem katholischen Leser vielleicht wie ein Anflug von Frivolität erscheinen, so darf er nicht vergessen, daß der Dichter außerhalb der katholischen Kirche steht.

Eine wissenschaftliche Aussöhnung zwischen jenem Lichtbilde der katholischen Kirche und ihrem Schattenbilde scheint Longfellow eben nie ernstlich versucht zu haben. Die speculative Natur der Frage, seine vorherrschende Gefühlsrichtung, das Vorbild der protestantischen deutschen Romantiker, die sich ja auch mit der ästhetischen Außenseite der Kirche begnügten, der Zauber, den Channings aufgeklärtes Gefühlschristenthum mit seinem beredten Appell an Freiheit, Liebe und Religiosität in Amerika ausübte, protestantische, auch von der Aufklärung nicht gehobene Vorurtheile mochten ihn von einer solchen Untersuchung abschrecken, und so nahm sein religiöser Universalismus, von der wahren universalen Kirche abgelenkt, eine Richtung, die zwischen dem Gefühlschristenthum der protestantischen Romantiker und dem modernen Humanitätschristenthum in der Mitte steht, das Christenthum ästhetisch festhält, dabei aber dem Irrthum und Unglauben die freieste Toleranz gewährt.

Dieser schlechtverstandenen Duldung unerachtet, ist jedoch bei ihm keine Spur von jener „Aufklärung", die gegen alles Christliche und Katholische wuthschäumend ankämpft; keine Spur von jenem trostlosen Rationalismus, der alles Wunderbare, Geheimnißvolle und Göttliche aus der Welt schaffen will; keine Spur von jenem Geiste, der die katholische Kirche als seinen geschworenen Gegner befehdet. Schweben sein Christus, seine Madonna, seine Engel, seine Heiligen, seine Dome, seine engelgleichen christlichen Charaktere, seine liebevollen Priester, seine im Leiden unbesiegten Heldenseelen, seine opferfähigen, jungfräulichen Gestalten, seine christliche Familie, sein Paradies, sein Christenthum, wie von einer großen Weihrauchwolke umfluthet, mehr im Reiche des schönen Gefühls als in demjenigen rationell-gläubiger Überzeugung, so hat er sie doch nicht zerstört, diese schöne Welt; nein, er liebt sie, er begeistert sich für sie, sie ist der große geistige Mittelpunkt seiner Dichtung, und in ihrer Darstellung zeigt sich ein entschiedener Fortschritt. Im „spanischen Studenten" erscheinen Gebet, Heiligenverehrung, kurz Frömmigkeit im katholischen Sinne als die Grundlage eines reinen, sittlichen Charakters; in der „Evangeline" ringt

sich diese selbe sittliche Macht als ein wahres Engelsbild triumphirend über alle Leiden des Lebens empor; in der „goldenen Legende“ wird sie zur Überwinderin der Sünde, zum rettenden Werkzeug in der Hand des Erlösers, zum heiligen Nachbild jener Opferliebe, welche der Gekreuzigte am Kreuze lehrt. Geduld, Demuth, Reinheit, Selbstentäußerung, wahre Gottes- und Menschenliebe blühen am Stamme des Kreuzes, unter dem Schutze der Madonna, vom Thau des Gebetes befruchtet, vom Lichte des katholischen Dogma's erleuchtet und bewegt. Wie in der „goldenen Legende“ die protestantische Rechtfertigungslehre im Prinzip völlig verlassen ist, indem menschliche Kräfte unter dem Einfluß der Gnade zur Rettung der Menschenseele mitwirken müssen, so tritt darin die katholische Auffassung der Heilsökonomie in ihrer ganzen Lebensfülle an ihre Stelle. Die Vorbilder der Heiligen verketten den Menschen mit dem Urbild der Heiligkeit. Die Mutter Gottes steht als Fürbitterin zwischen dem Sünder und der göttlichen Majestät des ewigen Mittlers. Engel und Teufel, eine ganze unsichtbare Geisterwelt, ringen um die Menschenseele, die, im Körper weilend, einer sichtbaren Gottesstadt angehört, durch sichtbare Sacramente sich heiligt und durch das sichtbare, weil Mensch gewordene Wort mit dem unsichtbaren Gotte zusammenhängt. Im Hiawathalied erweitert sich die Perspective des göttlichen Heilsplanes auch über die Völker, die in der Finsterniß und im Schatten des Todes sitzen. Der christliche Gedanke, bis jetzt hauptsächlich an dem Ideale christlicher Weiblichkeit zur Darstellung gebracht, durchleuchtet nun die Schicksale eines ganzen Volkes, die Mythen des Heidenthums, die Geschichte der Menschheit, der katholische Glaubensbote wird zu seinem Repräsentanten, die Berufung der Völker zum Horizont der Weltanschauung. Weiter konnte Longfellow nicht gehen, ohne katholisch zu werden.

Hielt er hier inne, um aus dem Gebiete des Religiösen und Romantischen auf das des Nationalen überzugehen, so leuchtet auch in diesen Epen und Dramen ein christlich religiöser Ernst hervor. Was er an den Pilgervätern am meisten ehrt, das ist ihr unerschütterlicher Glaube an die Grundlage des Christenthums und das Gottvertrauen, welches sie daraus schöpften; was er an ihnen befehdet, ist der unchristliche Fanatismus, mit dem sie diejenigen verfolgten, welche dieselben Grundlagen des Christenthums anerkannten, aber dem Privatdünkel des Sektengeistes sich nicht unterwerfen wollten. Kühn riß er den Heiligen des Puritanismus den Heiligenschein herunter, mit dem der Fanatismus sie umgeben, aber nicht um für den Unglauben Raum zu schaffen, sondern für Glauben, Hoff-

nung und Liebe. Und nachdem er dieses Werk geleistet, da trat er wieder vollständig zurück auf das Gebiet des Christlich-Romantischen, indem er sich einem der größten katholischen Dichter, Dante nämlich, zuwandte und seine Divina Commedia metrisch übertrug.

Es liegt nicht im Interesse unserer Leser, daß wir diese Übersetzung mit derjenigen Cary's und andern Dante-Übersetzungen näher vergleichen. Worauf wir aber besonders Gewicht legen dürfen, ist der Inhalt und Charakter jenes Weltgedichtes. Dieß Gedicht ist nämlich die großartigste poetische Verkörperung, welche die katholische Glaubenslehre je gefunden; es ist ein Abriß der gesammten mittelalterlichen Philosophie und Theologie, jenes wissenschaftlichen Lehrgebäudes, das heute als abgelebte „Scholastik" ebenso oft verlacht und verspottet wird, als Dante noch immer Freunde und Bewunderer findet. Denn die Blüthe seiner Poesie in ihrer lebensfrischen Farbenpracht springt Jedermann in die Augen, ihre tiefe gewaltige Wurzel erheischt jenes ernste gediegene Studium, das die Neuzeit nur allzusehr scheut. Aber wie der oberflächliche Beobachter in der merkwürdigen Dichtung nur ein Spiel riesiger Phantasie erblicken mag, wie einzelne herausgerissene Stellen es möglich machen, den glaubensvollen Sohn der Kirche zu einem kirchenfeindlichen Vorläufer der Revolution zu stempeln, so sind es weder solche abgerissene und hämisch interpretirte Stellen, noch die imposante, unermeßlich reiche Bilderschrift seiner schöpferischen Phantasie, welche Dante ein halbes Jahrtausend lang im Leben seines Volkes erhalten und ihn zum Dichter aller Nationen gemacht haben. Etwas Tieferes nur konnte eine solche Wirksamkeit begründen, und das war Dante's religiös-sittlicher Gehalt, seine Theologie, sein wahrhaft gigantisches Umfassen des christlichen Gedankens. Fromm, schlicht, demüthig wie ein Kind, hat dieser universale Genius, dieser Feuergeist auf dem Felde der Politik, dieser Schöpfer seiner Sprache, dieser eherne Manne der That, Phantasie, Verstand und Willen der christlichen Offenbarung unterworfen, sie umfangen mit jenem scharfen Adlerblicke mittelalterlicher Philosophie, sie umfaßt mit jener Gluth mittelalterlicher Gottesliebe und Frömmigkeit. Scio, cui credidi! Sein Glaube ruht nicht auf bloßem Gefühl, sondern auf unwiderleglichen, unumstößlichen Beweisen, und diese Beweisgründe, in philosophischer Erkenntniß wurzelnd, söhnen Wissen und Glauben aus, geben dem Glauben das gottgesetzte, natürliche Fundament, geben dem Wissen die vollste Bürgschaft, seine vernunftgemäße Unterwerfung mit übernatürlicher Gewißheit und reicherer, vollerer Erkenntniß belohnt zu sehen, heben den Verstand in das

Reich des Übernatürlichen empor und eröffnen ihm den Blick in die Geheimnisse Gottes [1].

Erleuchtet von solchem felsenfesten Glauben, durchglüht von solcher vernunftgemäßer, übernatürlicher Hoffnung und Liebe, schreitet der gewaltige Seher durch die Schrecken der Hölle, durch die Leiden des Läuterungsortes, durch die Herrlichkeiten des Paradieses, schildert den Weltplan der natürlichen Schöpfung im Lichte der übernatürlichen Heilsordnung, den fortschreitenden Bau der irdischen Gottesstadt im Lichte der Vollendung, das sündige Treiben der Welt in der Beleuchtung des Weltgerichtes, das Leiden dieser Erde in den Strahlen ewiger Verklärung, das ganze Schauspiel der Weltgeschichte in dem Lichtglanz des unwandelbaren Gottes. Schöpfung, Gnade, Sündenfall, Erlösung, Menschwerdung, Kirche, Gnadenspendung, Kampf des freien Willens gegen die Gnade, übernatürliche Tugend, Gelübde, Papstthum, Verbreitung des Christenthums, natürliche und übernatürliche Vorsehung, Gericht, Hölle, Fegfeuer, Himmel, kurz die großen Dogmen des Christenthums — das sind die Angelpunkte seines Gedichtes. Die Reise durch die Ewigkeit ist nur der Faden, der jene Bilder verknüpft; der unabsehbare, lyrische und epische Schmuck des Gedichtes ist nur ein Kranz, der das eine große Gemälde der ewigen Gottesstadt umfängt. Auf diese ist unverwandt der Blick gerichtet. Ihre Vollendung im Jenseits ragt leuchtend, belehrend, richtend in das Diesseits hinein und löst dessen anscheinend wirre Verwickelung; ihre Gestalt im Diesseits schaut glaubend, hoffend, liebend in's Jenseits aus, um die Ewigkeit zu verstehen und an sich zu ziehen. Zwischen der Gottesstadt auf Erden und der ewigen Gottesstadt steht der Gottmensch, der beide als König verbindet, Natur und Gnade eint, Gottheit und Menschheit aussöhnt, in der Gottheit selbst Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zum ewigen Friedenskusse vereinigt. Sichtbar, wie das ewige Wort durch die Menschwerdung geworden, ist seine Braut, die Gottesstadt auf Erden; sichtbar in ihrem Primat, sichtbar in ihrem Lehramt, sichtbar in ihrer hierarchischen Gliederung, sichtbar in ihren Sacramenten, sichtbar in ihren Werken, sichtbar in der Schmach, wie in der Glorie, die sie mit ihrem Heiland theilt. Der ewige Rathschluß Gottes ist zum Schauspiel der Menschheit geworden, aber nicht im Sinne eines bloßen Schauspiels, einer bloßen Allegorie, eines phantastischen oder

---

[1] Vgl. Div. Com. Paradiso. XXIV. 130 ff. XXV. 67. 88 ff. XXXVI. 5. 55 ff.

philosophischen Traumes. Es ist Wahrheit und Wirklichkeit, es ist wesenhafte Thatsache, es ist ein Schauspiel, das wir mitzuspielen gezwungen sind, das ewiges Wohl oder Wehe für uns in seinem Schooße trägt, je nachdem wir dem Ruf der Ewigkeit folgen oder widerstreben.

So ist denn Longfellow's Dante-Übersetzung wegen der Natur des Gegenstandes weit mehr als eine bloße Übersetzung, sie ist nach der religiösen Seite hin eine Ergänzung seiner eigenen Dichtung, die schönste, die er hätte finden können. Was dem religiösen Charakter seiner Dichtung fehlt, ist philosophische Klarheit, dogmatische Bestimmtheit, Versöhnung von Wissen und Glauben, Gewißheit, Verbindung der Schönheiten des Christenthums zu einem großen, lebendigen, sichtbaren Ganzen. Das Alles ist bei Dante im höchsten Grade vorhanden und Longfellow hat es selbst durchgefühlt, wenn er das Werk des Florentiners in den folgenden Sonetten verherrlichte:

Divina Commedia.

I.

Oft sah am Thore alter Domeshallen
Den Werkmann ich weglegen seine Last,
Ausruhend von des Tages Staub und Hast,
Sich kreuzend, in die heil'gen Räume wallen,

Und knieend seine Paternoster lallen,
Der stillen Einsamkeit glücksel'ger Gast;
Nur dumpf, von fern, in ihre süße Rast
Der Straße wilde, wirre Stimmen schallen.

So tret' ich ein wohl hier von Tag zu Tage,
Leg' meine Bürde hin am Münsterthore,
Und blicke knieend, betend auf zum Chore.

Der wirre Lärm der Zeit und ihre Klage
Erstirbt wie dumpfes Murmeln ferner Lieder,
Und auf mich schaut die Ewigkeit hernieder.

II.

Seltsame Bilder, die den Thurm behüten!
Dieß Statuenvolk, in dessen Ärmelfalten
Der Vogel baut! Dem Eingangsthor, dem kalten,
Die Frühlingslauben eines Walds entsprühten;

Das Münster scheint ein großes Kreuz von Blüthen!
Doch Teufelsdrachen grimmig Wache halten
Um Christi Leib dort zwischen Diebsgestalten,
Und drunter sieht man den Verräther bieten.

O welcher Todeskampf von Geist und Herz,
Welch' Himmelsjubel mit Verzweiflung ringend,
Welch' Zartsinn, heil'ger Zorn, gerechter Schmerz,

Welch' Leidensabgrund, Leib und Seel' durchdringend,
Dem dieß Gedicht des Weltalls sich entrang,
Des Mittelalters höchster Wundersang!

III.

Ich trete ein — und schau' im Dämmerlicht
Der Schiffe dich, o Sänger ew'ger Peinen!
Gewaltig eilt dein Schritt voraus dem meinen,
Mich drückt der ungewohnten Luft Gewicht.

Drängt auch der Todten zahllos Volk sich dicht,
Es gibt dir Raum. Die Todtenkerzen scheinen.
Wie Raben in Ravenna's Pinienhainen
Von Grab zu Grab das Echo fliehend spricht.

Und aus dem Beichtstuhl hör' gespenstisch schweben
Ich die Tragödien längst vergess'ner Leben,
Und aus den Krypten rauschet Trauerkunde,

Und dann vom Himmel, wie aus Engelsmunde,
Klingt's: „Wär' wie Scharlach eurer Sünden Weh" — —
Und endigt mild: „sie werden weiß wie Schnee!"

IV.

Ich heb' das Auge. Alle Fenster strahlen
Von Heil'gen, die die Erde einst verhöhnt,
Die jetzt mit Ruhm das Licht der Glorie krönt,
Und in der off'nen Himmelsrose malen

Sich Christi Siege. Unzählbare Zahlen
Von Engeln jubeln, daß die Welt versöhnt.
Von Beatrice's Mund kein Tadel tönt,
Ihr Lächeln macht vergessen alle Qualen.

Dann rauscht die Orgel! In der Sprache Roms
Erbraust ein Friedenslied von sel'gen Chören,
Der ew'gen Lieb', dem heil'gen Geist zu Ehren,

Und von den Thürmen des gewalt'gen Doms
Verkündet Glockenklang der ganzen Welt,
Daß sich die Hostie hebt im Gotteszelt.

V.

O Stern, der du dem Morgen ziehst voran,
Des Lichtes Bote, welches glanzbeschwingt
Vom dunkeln Apennin herniederdringt,
Du kündigst uns den Tag der Freiheit an.

Von deinem Lied hallt Stadt und Ocean,
In Berg und Wald es mächtig wiederklingt,
Bis daß dein Sang, den ganz Italien singt,
Uns lockt dahin auf traut geword'ner Bahn.

Schon ist dein Ruf von allen Höh'n gedrungen,
Durch alle Länder brausend hingeklungen,
Wie Sturmwind zu den Völkern aller Zungen.

Von tausend Pilgern, welche Romwärts gehen,
In seiner Sprache hört es jeder wehen,
Und Viele staunen — Viele zweifelnd stehen.

Ganz so groß, harmonisch, glaubensfest, hoffnungsgewiß, liebesselig, ein großartiges Seitenstück zur Summa des Aquinaten, wie zu den Domen des Mittelalters, steht Alighieri's Gedicht der kleinen, in sich zerrissenen, haltlosen, hoffnungsarmen, liebeleeren Aufklärung des modernen Geistes gegenüber. Longfellow aber hat der wahren Bildung keinen geringen Vorschub geleistet, indem er dieß Weltgedicht durch eine classische Übersetzung gewissermaßen seinen Werken einverleibte, seine eigene Harfe niederlegte, um ein Herold der größten christlichen Dichtung zu werden.

Sein nächstes größeres Werk, die „göttliche Tragödie", schließt sich derselben nicht nur anspielend dem Titel nach an, sondern weit schöner dem Inhalt nach. Mit Dante und Virgil hat der Dichter die Hölle durchwandert, Statius hat ihn den Fegfeuerberg hinangeführt, Beatrice leitet ihn hin durch die lichten Räume des Paradieses, Sanct Bernhard stellt ihn der seligsten Jungfrau vor, durch ihre Fürbitte wird es ihm gewährt, einen Blick in die Geheimnisse des dreieinigen Gottes zu werfen. Aber da schwindelt dem Auge, die menschliche Sprache ist unfähig, das Erschaute zu melden, der Menschengeist selbst vermag den Gedanken des Unerforschlichen nicht zu fassen. Dante's Vision erlischt in dem demüthigen Geständniß der menschlichen Schwäche. Doch der Unsichtbare ist Mensch geworden, der Unerforschliche hat auf Erden gewandelt, erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes sichtbarlich. Ihrem lichten Bilde wendet sich jetzt der Dichter zu.

---

13. Die göttliche Tragödie.

Die Flammenbrände der Pariser Commune hatten vor nur Kurzem der Welt die Herrlichkeit des „Neuen Glaubens" angekündigt und David Strauß bereitete eben seinen letzten Sturmangriff auf den „Alten Glauben" vor, als Longfellow vor der aufgekärten wie unaufgeklärten Welt mit einer Dichtung erschien, die uns in Ansehung der herrschenden Zeitrichtung und des gewählten Stoffs als die merkwürdigste aller bisherigen erscheint. Es ist dieser Stoff nämlich jener, der von jeher den Mittel- und Höhepunkt aller christlichen Poesie gebildet hat, den die Propheten des alten Bundes in ihren Riesenaccorden weissagend verkündeten, dem der erste Sang der Katakomben galt, den Gregor von Nazianz dem christlich gewordenen Hellas in Homers und Hesiods Formen vortrug, den Caëdmon und Otfried den germanischen Völkern des Nordens als Bardenlieder sangen, der in der feierlichen Liturgie der Kirche seinen ewig lebendigen und daher monumental-unveränderlichen Ausdruck erhielt, im Passionsspiel zum fruchtbaren Keim des christlichen Drama's ward, im spanischen Autos den schönsten Himmelsfrühling religiöser Poesie entfaltete: das Leben und Leiden des Erlösers, der Versöhnungstod auf Golgatha. Während die Renaissance das classische Alterthum vergötterte, fand dieser erhabene Stoff seinen Sänger an Vida; während die englische Revolution die Keime neuer Staatsumwälzungen ausstreute, rettete ihn Miltons Hand aus den Trümmern des religiösen Schiffbruchs; während der Unglaube der Encyklopädisten das Kreuz aus dem Herzen aller Menschen auszurotten suchte, weihte Klopstock seinem Heiland Talent und Leben. Auch in die wirren Aufklärungslieder und die apostatische Classicität des 19. Jahrhunderts hinein sollte, neben den noch immer wie auf einer Riesenharfe dahinrauschenden Hymnen, Psalmen, Improperien und Lamentationen der katholischen Charwoche, dieser unvergängliche Sang, diese „Legende der Jahrhunderte" in neuen, liebevollen, gläubigen Klängen erschallen, und wir freuen uns, zu sagen, daß der Sänger ein Pro-

testant ist. Denn in der katholischen Kirche wird und kann jenes Lied nie ausklingen; im Protestantismus aber tönt es sonst fast nur mehr wie das Seufzen eines Sterbenden.

Bei der herrschenden Zeitrichtung war die Wahl eines solchen Stoffes seitens eines gefeierten Dichters wahrhaft eine Mannesthat. Er mußte gefaßt sein, am Abend seines Lebens mit dem Kreuz auch die Schmach des Kreuzes auf sich zu nehmen. Und dessen war er sich auch wohl bewußt. Der „Introitus" ist nur ein tiefempfundener Anschluß an die Gefühle des Propheten, der, von seinen Zeitgenossen mißkannt und verspottet, die Welt in blindem Taumel den Gerichten Gottes entgegeneilen sieht, aber darum nicht abläßt von der Wahrheit, sondern sie nur mit um so opferfreudigerer Liebe zu umfassen strebt: „Ego autem gaudebo et exultabo in Deo Jesu meo." „Ich aber werde mich freuen und frohlocken in Gott meinem Heiland." Er kennt das Loos des Propheten, in welchem er annähernd dasjenige der religiösen Poesie und sein eigenes verkörpert sieht, aber er möchte es nicht mit dem glänzenden Looſe derer vertauschen, welche die vergängliche Welt mit den Kränzen ihrer Unsterblichkeit überschüttet.

Der Engel: Ach! wie schrecklich groß
Ist des Propheten, des Sehers Loos!
Immerdar, immerdar
Wird es sein, wie es war.
Das Jahrhundert, in dem sie leben,
Wird ihnen nie vergeben
Das ewig dauernde Licht,
Das strahlend ihre Stirn umflicht,
Und daß voll Herrlichkeit
Sie vorauseilten der säumenden Zeit!

Der Prophet: O sag' mir, du weißt es,
Weßhalb, durch welche Gnade
Ward ich, der Niedrigste, der Ärmste,
Zu solcher Sendung auserkoren,
Zu so hohem Amt?

Der Engel: Weil ein Kämpfer du bist,
Und weil von Jugend auf
Dein demüth'ges, leidensvolles Leben
Ein Ringkampf war,
Ein Streit für die Wahrheit;
Nicht wardst du müde, nicht matt,
Noch hast in deinem Ruhmesglanz
Du dich abgewandt von den Armen,

Nein, mit That und Wort und Feder
Deinen Brüdern gedient,
Darum wardst du erhoben!

Die Pilgerfahrt des Sehers naht ihrem Ende. Von ferne zeigt ihm der Engel schon die ausdämmernde Gottesstadt. In das Ahnen der eigenen Auflösung mischen sich die Bilder des Weltuntergangs und des letzten Gerichtes. Angesichts der über die Völker hereinbrechenden Katastrophen schreibt er seine letzte Vision auf: es ist das Leiden und Sterben seines Erlösers.

Das Gedicht selbst theilt das öffentliche Leben des Erlösers, von dem ersten Auftreten des Täufers an bis zu der Erscheinung des Auferstandenen am See Genesareth, in 33 kurze dramatische Scenen, welche (der wirklichen Geschichte nicht ganz entsprechend) nach drei Osterfesten gruppirt sind. Jede dieser Scenen ist für sich ein abgerundetes Ganzes, ein Abschnitt aus den Evangelien, bisweilen durch Rücksicht auf die parallelen Evangelisten ergänzt, bisweilen sogar nach der Erzählung des einen Evangelisten noch vereinfacht, immer aber in frommer Betrachtung, gewissermaßen betend durchdacht und dann in schlichtem Stil, mit sanften Farben hingemalt, weit mehr eine liebliche, altdeutsche Miniatur, als ein großes, historisches Gemälde. Sind einzelne nicht viel mehr als eine einfache Dramatisirung der evangelischen Geschichte, so sind andere hinwieder, wie z. B. die Monologe der hl. Magdalena, des Pilatus, des Judas und des Barabbas, weitere, poetische Ausführungen der in der Geschichte liegenden pathetischen Motive, ähnlich wie im Oberammergauer Passionsspiel, doch einfacher, schlichter und mit weit größerer Kunst behandelt. Mit der Feinheit und dem Takt eines echten Künstlers hat Longfellow hinwieder mehrere Erzählungen der biblischen Geschichte, die entweder durch inneren psychologischen Bezug oder äußeren Zusammenhang einigermaßen verkettet sind, zu einem Ganzen verwoben, so daß die eine als Nebenhandlung der Haupthandlung als Folie dient oder auch als dramatisches Motiv dieselbe belebt, ohne daß jedoch dem heiligen Texte Gewalt angethan wird.

Der Thurm von Magdala.

Maria Magdalena.

Freundlos, vergessen, schwer enttäuscht, verloren
Sitz' ich in diesem stillen Thurm und schaue
Hernieder auf den See und auf die Hügel,
Die in der Sonne glüh'n, und wie im Traumbild
Entrollt vor mir sich die Vergangenheit.

Da kommen sie zu mir, Kaufherrn und Fürsten,
Kaufherrn von Tyrus, Fürsten von Damaskus,
Sie geh'n — verschwinden — und sie sind nicht mehr;
Nur ihre Schätze bleiben und Juwelen,
Ihr Gold, ihr Räucherwerk, ihr Überdruß.
Ich hasse sie, und ihr Andenken selbst
Ist mir wie der Gedanke an Nahrung dem,
Der sich an süßen Feigen übersättigt.
Wie? wenn im Jenseits, in dem langen Jenseits
Endloser Qualen oder Lust in Qualen
Es meine Strafe wär', zu sein mit ihnen,
Die in der Sünde grau uud alt geworden,
Und stets zu hören: Du bracht'st uns hieher;
So sei denn unser, wie in alten Tagen?

Ich schau' auf das Gewand, das mich umhüllt;
Die Seide, diese Stickerei'n, sie scheinen
Mir wie die Laken eines Leichentuchs.
Ich schau' die Ringe, dicht besetzt mit Perlen,
Mit Amethyst, und Jaspis und Smaragd —
Wie glühe Kohlen brennen sie in's Fleisch!
Die Schlange an dem Gürtel wird lebendig!
Fort, fort, du Viper! Fort mit euch, ihr Kränze,
Die ihr mit eurem Hauch zurück mir ruft
Den Sündentaumel, der einst hier gewohnt. —
Erst gestern — und doch kommt es schon mir vor
Wie Längstvergang'nes, wie ein Feierlied,
Das einst vor Jahren durch die Straßen klang —
Erst gestern, da von diesem Thurm ich blickte
Hin über die Oliven und den Nußbaum,
Hin auf den See, und auf die weißen Schiffe,
Woher sie steuerten, wohin, wer d'rin war,
Da hielt ein Fischerboot am Landungsplatz,
Unter den Oleandern, und das Volk
Kam d'raus herauf und zog am Thurm vorüber,
Hart unter mir. An ihrer Spitze ging
Ein Mann, ganz königlich, in Weiß gekleidet,
Er hob sein Auge und er sah mich an.
Auf einmal schien die ganze Luft erfüllt
Von einer Zaubermacht, die von ihm ausging
Und mich umfloß mit einer Atmosphäre
Von Licht und Liebe. Wie bezaubert stand ich,
Und als ich zu mir kam — da war er fort.
Ich sagte mir: Vielleicht ist's nur ein Traum.
Doch von der Stunde zogen die Dämonen,
Die sieben, die in diesem Leibe wohnten,
Dem schönen, wie die Menschen meinten, fort.

Heut' Morgen, als der Dämmerung erster Strahl
Den Libanon mit Herrlichkeit umfloß,

Das Thal noch dunkelte, da sah ich Einen —
War er ein Engel, war's ein sel'ger Geist? —
Den See durchzieh'n mit flatterndem Gewande.
Das Antlitz sah ich nicht, doch unterschied ich
Gestalt und Haltung — ich erkannt' ihn wieder,
Der mich geheilt. Und auf des Windes Flügel
Drang mir ein Wort zu Ohr, das schien zu sagen:
„Sei guten Muths! Ich bin's! Hast nicht zu fürchten!"
Und aus dem Dunkel drang ganz leis die Antwort:
„Wenn du es bist, so laß zu dir mich kommen,
Über die Fluth." Die Stimme sagte: „Komme!"
Darauf erscholl ein lauter Schrei: „Herr, hilf mir!"
Wie eines Sinkenden. Und d'rauf die Stimme:
„Kleingläubiger! O, warum zweifelst du?"
D'rauf sah ich nichts mehr. Ruhig ward der Wind;
Groß ob den Hügeln stieg die Sonne auf,
Und hurtig floh'n die Morgennebel weg
In ihre Felsenhöhlen. O, ich muß ihn finden —
Ich muß ihm folgen — immer mit ihm sein!

Du Alabaster, dessen Wand umfängt
Viel Blumenseelen, zarten Balsamhauch
Und Wohlgeruch Arabiens, und die Geister
Süßduft'gen Krauts, ätherische Naturen,
Von Licht und Thau genährt, nicht ganz unwürdig,
Den heil'gen Fuß zu netzen, dessen Schritt
Auch jede Schwelle heiligt, die er kreuzt;
Komm', laß uns auszieh'n auf die Pilgerschaft —
Du und ich einzig. Laß uns nach ihm suchen,
Bis wir ihn finden, laß uns unsre Seelen
Vor ihm ergießen, bis uns nichts mehr bleibt,
Als Trümmer des Gefäßes, das uns einschloß!

Ähnlich ist in der Scene „In den Kornfeldern" die Bekanntschaft Christi mit Nathanael mit dem Ährenpflücken der Jünger verbunden; jene erhält hierdurch eine anmuthige Localisirung, dieses verwandelt sich in einen ungezwungenen Dialog, dem sich die Anklage der Jünger durch die Pharisäer und ihre Vertheidigung durch Christus lebendig anreiht, während der Zorn der beschämten Pharisäer die Einzelscene mit dem großen Gesammtdrama verbindet. Wieder in andern Scenen sind mit Beibehaltung der biblischen Rede und Handlung einzelne Momente derselben Zeit, Ort, Charakter, Affecte, Vorbereitung der Affecte, auch wohl Rede und Handlung selbst poetisch ausgeführt, doch im Ganzen mit großer Zurückhaltung und einer weit mehr lyrischen als rhetorischen Ausschmückung.

Der blinde Bartimäus.

Bartimäus.

Werd' mir nicht ungeduldig, Chilion! 's ist so schön,
Zu sitzen hier im Schatten dieser Mauern,
Unter den Palmen, und der Bienen Summen
Zu hören und den Lärm, der geht und kommt,
Der Karawanen Klingeln auf dem Weg
Von Sidon oder Damaskus. Dieß ist stets noch
Die Stadt der Palmen, und doch sind die Mauern
Die alten Mauern nicht, wo die zwei Späher
Rahab verbarg und sie vom Fenster aus
An Stricken niederließ, als zu das Thor war
Und alles dunkel. Diese Mauern stürzten,
Als Josua's Heer aufschrie, und die Posaunen
Der Priester laut erdröhnten.

Chilion.

Wann war das?

Bartimäus.

Mein liebes Jerichoröschen, ich weiß nicht;
Vor Hunderten von Jahren. Und dort drüben,
Jenseits des Stroms, fuhr der Prophet Elias,
Vom Wirbelwind getragen, auf zum Himmel,
Im Feuerwagen mit den Feuerrossen.
Dort ist das Feld von Moab; und dahinter
Steigt bläulich der Berg Abarim empor
Mit seinen Gipfeln Nebo, Pisgah und dem Peor,
Wo Moses starb, der Gott geschaut und der dann
Begraben ward im Thal, und Niemand kennt
Bis auf den heut'gen Tag die Grabesstelle.

Chilion.

O könntest du die Plätze schau'n, wie ich sie schaue.

Bartimäus.

Ich hab' nicht einen Strahl des Lichts geschaut,
Seit du geboren wardst; sah nie dein Antlitz,
Und doch mir ist, ich säh's; und eines Tages
Seh' ich's vielleicht. Denn ein Prophet ist hier
Aus Galiläa, der Messias, Davids Sohn.
Der heilt die Blinden; könnt' ich ihn nur treffen.
Ich hör' Geräusch von vielen Schritten nah'n
Und Stimmen, wie das Brausen einer Menge.
Was siehst du? Sprich!

Chilion.

Ein junger Mann, in Weiß
Gekleidet, kommt durch's Thor und eine Menge
Von Volks geleitet ihn.

Bartimäus.

Wär's der Prophet?
O Nachbarn, sagt, wer wandelt dort vorbei?

Einer aus der Menge.

Jesus von Nazareth!

Bartimäus (ruft).

O, du Sohn Davids!
Erbarm' dich mein!

Viele in der Menge.

Sei ruhig, Bartimäus!
Und störe uns den Meister nicht.

Bartimäus (ruft lauter).

Sohn Davids!
Erbarm' dich meiner!

Einer aus der Menge.

Sieh, der Meister hält.
Sei guten Muths! Erhebe dich — er ruft dich!

Bartimäus (wirft den Mantel weg).

Chilion! O Nachbarn, führt mich hin!

Christus.

Was willst du,
Daß ich dir thun soll?

Bartimäus.

Guter Herr, das Licht —
Das Licht des Auges!

Christus.

Wohl! Da nimm es wieder!
Dein Glaube macht dich heil!

Die Menge.

Schau', er sieht wieder!

(Christus geht voran. Die Menge sammelt sich um Bartimäus.)

Bartimäus.

Ich sehe wieder. Doch mir ist ganz wirr.
Wie Traumgestalten kehrt zu mir zurück,

Was ich gekannt einst. Seh' den lichten Himmel
Ob mir, die Bäume und die Mauern dieser Stadt,
Das alte Thor, das so oft widerhallte,
Wenn tastend ich hier ging; und euch, o Nachbarn,
Ich kenn' euch nur nach euren lieben Stimmen.
O, was die Welt doch schön ist! Und wie groß!
Ein einz'ger Blick trägt mich schon meilenweit.
Wo bist du, Chilion?

Chilion.

Vater, ich bin hier!

Bartimäus.

Laß mich dein Antlitz schauen, liebes Kind!
Denn bis dahin sah dich nur meine Hand!
Wie schön du bist! O hätt' ich dich gekannt!
Du hast ihr Aug' — wir seh'n sie einstens wieder!
O Gott des Abraham, Elion, Adonai!
Der du selbst Vater bist, verzeihe mir,
Wenn einen Augenblick ich dein vergaß
Ob irdischer Gedanken und Gefühle,
Dein und der Anbetung, die ich dir schulde;
Durch deine Macht allein mein dunkles Auge
Ward aufgethan, zu schauen in dein Licht!

In der „Hochzeit zu Kana" sind passende Stellen des Hohenliedes als Brautgesänge herbeigezogen, und durch Einführung des Esseners Manahem nicht nur dem freundlich socialen Charakter Christi eine verstärkende, schroff ascetische Gegenfigur zur Seite gestellt, sondern auch dem alttestamentlichen Brautlied die mystische Erklärung beigegeben. Während z. B. die Reden des Paranymphus und Architriclinius ganz kurz das Wunder vergegenwärtigen, erschaut der prophetische Essener zum Voraus schon die Verlobung des Messias mit der Kirche in seiner Dornenkrönung und Kreuzigung und sagt für sich:

„Verwundert schaut auf mich der Herr des Festes,
Als wollt' er fragen: Was thust du hier, Alter,
Bei frohen Gästen? — Und du, der Gesalbte!
Was thust du hier? Ich schau' ein Schmerzensbild,
Gehüllt in Purpur und gekrönt mit Dornen,
Ich seh' ein Kreuz aufragen in der Nacht,
Und hör' den Schmerzensschrei, der widerhallen
Wird ewig, ewig durch die ganze Welt!"

Dieser Essener ist auch für den übrigen Verlauf der Handlung beibehalten und dient nicht nur dazu, das Zeitbild der Synagoge, der Römerherrschaft, der Sadducäer, der Pharisäer, des gesammten religiös-

politischen Lebens als nicht unbedeutender Factor zu vervollständigen, sondern auch gelegentlich das Amt des griechischen Chores zu versehen, und bedeutsame Reflexionen, welche den handelnden Personen nicht passen würden, in geeigneter Weise mit der Handlung zu verschmelzen. Er vertritt als Seher insbesondere den prophetischen Gedanken des leidenden Messias. Er hat den Kreuzestod schauend vor sich und sieht ihn, während Christus heilend, lehrend, wohlthuend Judäa durchpilgert, immer näher rücken, bis er endlich unterm Kreuz zugleich die Vollendung des Opfers und sein Fortwirken durch alle Jahrhunderte verkünden kann. Als Anhänger des Johannes ist er eine durchaus geeignete Persönlichkeit, dessen Kerkerleiden im Schlosse Machärus zur Anschauung zu bringen, ihn beim Banket des Herodes zu vertreten und seinen Martyrtod in ergreifender Weise mit der Handlung zu verflechten, ohne daß die blutige That selbst in den Rahmen der Handlung gezogen ist. Diese drei Scenen, welche das Martyrthum des heiligen Johannes behandeln, sind mit wahrhaft sophokleischer Feinheit und Maßhaltung angelegt, während Manahems Fluch auf den Prophetenmörder Herodes und sein blutbeflecktes Schloß die sublime Kraft der Propheten athmet. Die Römerherrschaft ist im Monologe des Pontius Pilatus, die jüdische Revolution in dem des Barrabas kurz, aber bezeichnend und umfassend dargestellt; die Zeichnung des Pharisäerthums zieht sich natürlich durch die ganze Reihe der Scenen, gelangt aber vorzüglich in einem Tempelgespräch zwischen Christus und Gamaliel nach dem letzten Pascha zu kräftiger und wahrer Entfaltung. Noch kraftvoller ist die Sanhedrin-Sitzung im Palaste des Kaiphas, in welcher der erste Rath des Kaiphas, den er den Juden gab, wie das erste nächtliche Verhör und die Plenarsitzung am folgenden Tage zu einer Scene zusammengedrängt wurde. Vollständige poetische Fiction ist nur eine der 33 Scenen, nämlich ein Dialog zwischen Simon Magus und Helene von Tyrus. Er hängt äußerlich dadurch mit der Haupthandlung zusammen, daß Simon, theils vom Rufe Christi, theils vom eigenen Neide gelockt, den Herrn aufsucht, aber von den dämonischen Einflüssen der eigenen Zauberei verhindert wird, ihn zu finden; erst am Kreuze trifft er ihn und hält sich nun für den Sieger, während der Auferstandene in stiller Glorie sein Weltreich vorbereitet. Innerlich ist diese Fiction überaus treffend mit der Handlung verknüpft; sie stellt dem Reiche Christi eine von Heidenthum, Pharisäismus und Sadducäismus ganz verschiedene Zeitrichtung gegenüber, den Unglauben nämlich, der bereits zum Spiritismus gediehen ist und in Gemeinschaft mit Wollust und schwindelhafter Naturphilosophie durch Trug und Lug

die Offenbarung des menschgewordenen Gottes befehdet. Zusammengesetzt aus Hexerei und persischen Mythen, Überresten platonischer Philosophie und materialistischem Köhlerglauben, himmelstürmendem Stolz und crasser Sinnlichkeit, bereitet Simon jenen Gnosticismus vor, mit welchem die Religion Christi gleich nach seiner Auferstehung den Kampf beginnen sollte.

Die drei Kreuze.

Manahem, der Essener.

Drei Kreuze ragen in die Mittagsnacht,
Drei Leiber krümmend sich in Todesqual,
Erglänzen aus dem wunderbaren Dunkel,
Zwei Diebe, knirschend, und in ihrer Mitte
Der leidende Messias, Josephs Sohn,
Nein, Davids Sohn, der siegende Messias,
Den Dornenkranz auf dem entehrten Haupt!
Des milden Arztes Hand durchbohrt von Nägeln,
Die Füße, die die Welt rastlos durchwandert,
An's Kreuz geschlagen, blutend — ewig ruhend!
Die treuen drei Marien, überwältigt
Von diesem großen Schmerz, knien, beten, weinen!
O Joseph Kaiphas, du großer Hoherpriester,
Kannst du für diese Blutthat Rede steh'n?

Die Schriftgelehrten und Ältesten.

Der in drei Tagen du zerstörst den Tempel
Und wieder aufbaust, hilf dir selbst, und bist du
Jehova's Sohn, so steig' herab vom Kreuz.

Die Oberpriester.

Den Andern half er, sich kann er nicht helfen!
Christus, der König Israels, er steige nieder,
Daß wir es seh'n und glauben.

Die Schriftgelehrten und Ältesten.

Auf Gott hofft' er,
Der möge ihn befreien, wenn er will.
Dann glauben wir.

Christus.

Verzeih' ihnen, Vater!
Sie wissen nicht, was sie thun.

Der verstockte Schächer.

Bist du Christus,
Hilf dir und uns!

Der reuige Schächer.

Gedenke meiner, Herr!
Wenn du eingehest in dein Königreich.

Christus.

Noch heut' bist du mit mir im Paradiese.

Manahem.

Golgotha! Golgotha! O qualvoll Dunkel!
O das erhob'ne Kreuz, es wird für immer
Die Nacht durchschimmern und den Schmerz besiegen
Durch das Gedächtniß dieser Siegesstunde!

Simon Magus.

So find' ich endlich, Nazaräer, dich!
Du bist für mich nicht länger ein Phantom.
Das ist das Ende Eines, der sich nannte
Den Gottessohn! Das ist das Schicksal derer,
Die neue Lehren predigen. Nicht was er that,
Doch was er sprach, das brachte ihn hieher.
Ich rede keinem Großen Übles nach.
Ich triumphire jetzo, Nazaräer!

Der junge Synagogenvorsteher.

Das ist das Ende dessen, der mir sagte:
Verkaufe was du hast, und gib's den Armen!
Das ist der Himmelsschatz, den er versprach!

Christus.

Eloi, Eloi, lamma sabacthani!

Ein Soldat (das Hyssoprohr zurechtrichtend).

Er rufet nach Elias.

Ein Anderer.

Laß es gut sein!
Wir wollen sehen, ob Elias kommt!

Christus.

Ich dürste.

Ein Soldat.

Gib den Wermuth ihm!

Christus (mit einem lauten Schrei das Haupt neigend).

Es ist vollbracht! —

Die gewaltigen dramatischen Motive, welche das Leiden Christi zum ergreifendsten aller tragischen Stoffe machen und sein ganzes übriges Leben

in den Kreis dieser Tragik hineinziehen, konnten natürlich bei einer Zerstückelung in so viele selbständige Einzelscenen nur in sehr geringem Grade zur Verwendung kommen. Das lag auch nicht in des Dichters Absicht; er hat es nicht einmal darauf angelegt, den Knoten, welchen der Haß der Juden gegen Christus allmählich schürzt und den seine Liebe unlösbar macht, als verkettendes Element stark durchschimmern zu lassen; ein aufführbares, wirksames Passionsspiel war schon vollends außerhalb seiner Absicht. Und dennoch bildet seine Christiade ein ungemein harmonisches, tragisches Ganze. Die Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit des Menschensohnes, dieser schönste Spiegel der ewigen, göttlichen Liebe, ist mit einer Fra Angelo's würdigen Andacht dargestellt. Bild um Bild enthüllt sie schöner und voller, immer fähiger und mächtiger, das widerstrebende Menschenherz an sich zu ziehen; und doch, immer wilder, schrecklicher, in allen Tonarten der Leidenschaft bäumt sich dieses in seiner Verderbtheit wider den gottgesandten Arzt empor, ruft alle Mächte der Erde auf zum Bunde und ruht und rastet nicht, bis es an der ewigen Liebe zum Mörder geworden. Aber im Augenblicke der furchtbaren Katastrophe bricht das Licht der Gottheit durch den immer mehr sich verklärenden Schleier der Menschheit und das besiegte Menschenherz beugt sich mit Petrus vor dem Auferstandenen:

„Ja, ich will folgen dir, mein Herr und Meister,
Will folgen dir durch Fasten und Versuchung,
Durch deinen Todeskampf und blutigen Schweiß,
Durch Kreuz und Leiden, ja sogar zum Tode!“

Diese ascetisch-dogmatische Seite der Passion hat Longfellow mit unvergleichlicher Kunst zum einheitlichen Ausdruck gebracht. Der schmerzensreiche Rosenkranz ist zum schönsten Gedicht geworden, zu einem Kunstwerk, dessen Gehalt der moderne Geist wohl verwerfen mag, dem er aber den zartesten Kunstsinn und die Meisterschaft in Form und Sprache nicht wird absprechen können. Doch das Gedicht ist auch ein Glaubensbekenntniß.

Petrus: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater,
Johannes: Schöpfer Himmels und der Erde;
Jakobus: Und an Jesus Christus, seinen eingebor'nen Sohn, unsern Herrn;
Andreas: Der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau;
Philippus: Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben;
Thomas: Am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten;
Bartholomäus: Aufgefahren in den Himmel, sitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters;

Matthäus: Von wannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.
Jakobus Alphäi: Ich glaube an den heiligen Geist; eine heilige, katholische Kirche;
Simon Zelotes: Gemeinschaft der Heiligen; Ablaß der Sünden;
Judas: Auferstehung des Fleisches;
Matthias: Und ein ewiges Leben. Amen.

Das ist der Epilog. Er hat keinen weiteren Zusatz. Es ist die ehrwürdige Glaubensformel, welche die katholische Kirche unbesieglich durch 19 Jahrhunderte hindurch trug, gekleidet in das Gewand altchristlicher Legende. Es ist das Glaubensbekenntniß des Christenthums als dogmatische Definition des Apostelconcils, das Christenthum als Vermächtniß des Heilandes an das Lehramt seiner Kirche. Unzweifelhaft hat der Dichter dieß letztere Moment nicht gerade betonen wollen. Aber etwas wollte er doch sagen. Und was? Was die Apostel glaubten, das glaube auch ich, und was die Apostel liebten, das liebe auch ich, und was ich Petrus an den Heiland reden lasse, das denke und spreche auch ich — und ich scheue mich nicht, die heiligen Urkunden des Glaubens, die Christus uns hinterlassen, zu bekennen vor dieser modernen Welt, in der Feinheit ihrer Sprache, in der Eleganz, die sie liebt, in der Formschönheit, die sie zu achten vorgibt — und möchte mein Glaube und meine Liebe nur in tausend Herzen widerhallen! Das ist der Sinn dieser Dichtung, und darum ist sie auch von der liberalen Welt redlich todtgeschwiegen worden. Doch sie wird ihren Widerhall schon finden. Klopstock hat Stolberg (und durch ihn wie viele Andere!) auf seine Conversion vorbereitet; sollte es seinem amerikanischen Nachfolger benommen sein, ähnlichen Segen zu stiften?

---

14. Morituri salutamus. Die Maske der Pandora.

Die letzte Gedichtsammlung (1875 erschienen) enthält kein größeres Werk, das dem Stoff nach an die göttliche Tragödie anknüpfte, oder die poetischen Motive aufnähme, welche die Fortsetzung jenes erhabenen Trauerspiels im Leben der Kirche in so unerschöpflicher Fülle entfaltet. Doch bieten sie noch immerhin Manches, was harmonisch daran anklingt und Zeugniß gibt, daß der Dichter seine ideale, religiöse Richtung nicht aufgegeben hat, wenn auch der religiöse Gesichtskreis sich eher zu verengen als zu erweitern scheint. Der kleineren epischen Gedichte, in welchen letzteres der Fall ist, haben wir schon früher gedacht. Ein wahrhaft classischer Sonettenkranz bezeugt aber nicht nur die schon früher erprobte Meisterschaft der Form, sondern auch dieselbe ideale Auffassung der Kunst und dasselbe tiefreligiöse Naturgefühl, das sich in den früheren Dichtungen ausspricht. In den „Zugvögeln", einer Reihe kleinerer epischer und lyrischer Gedichte, tritt deutlich der romantische Pilger und Troubadour von ehedem hervor. Zum Greis geworden, läßt er noch einmal am Herdfeuer (Travels by the fireside) die Tage jener fröhlichen Pilgerschaft an sich vorüberziehen. Klänge aus den spanischen Cancioneros rufen Madrid und El Pardillo wieder in's Gedächtniß. Froh träumend versetzt er sich zurück an den Comersee und in den paradiesischen Garten von Amalfi. Nicht nur der Schatten Belisars erhebt sich bei jenen Erinnerungen vom Grabe, auch die heiligen, ehrwürdigen Gestalten Benedicts von Nursia, Thomas' von Aquin, Franz' von Assisi ziehen noch einmal an seinem Geiste vorüber.

Monte Cassino.

Terra di Lavoro.

Du schönes Thal, in dessen Wiesgeländen
Der Garigliano hinschwebt ohne Laut,
Einst Liris, reich an Rohrgebüsch und Binsen,
Antikem Sang als stiller Freund vertraut!

Du Land der Arbeit und du Land der Ruhe,
Wo alte Städte blitzend auf der Au
Jedweden Hügels ragen, jede Bergeskuppe
Ist ein Etrusker- oder Römerbau.

Hier ist Alagna, wo in Schimpf und Schande
Papst Bonifaz verstoßen ward vom Thron:
Sciarra Colonna! Jenes Tages Unheil,
War's bloß des Papstes und nicht auch dein Lohn?

— — — — — — — — — — — — —

Hier ist Aquin, die Stadt der alten Volsker,
Des Juvenal Vaterstadt. Sein düst'res Licht
Glüht dumpf ob seiner Heimath, wie der Lichtglanz,
Der über Städten falb die Nacht durchbricht.

Verdoppelt ward der Glanz. In seinen Straßen
Der Schule Engel einst als Schulknab' spielt',
Und träumte von den Träumen schon, die später
Gelehrten Rufs manch' Folioband enthielt.

Und hier, der Wolke gleich, die mächtig ragend
Hält Rast auf Felsenhöh'n in ihrem Lauf,
Thürmt hehr und herrlich seine Gottesmauern
Monte Cassin zum lichten Himmel auf.

O wohl erinner' ich mich, wie ich den Felspfad
Zu Fuß erklomm, der hinführt an das Thor.
Hoch oben klang der Vesperton der Glocken,
Drunten im Dunkel sich die Stadt verlor.

— — — — — — — — — — — — —

Im Sterben lag der Tag; mit schwachen Händen
Umarmt' er das Gebirg; der Nacht Gewand
Umfing das Thal; dem Schwert gleich in der Scheide
Barg in der Flur der Strom sich und verschwand.

So still wie Schlummer war die ganze Stätte,
So voller Ruh' und jedes Trittes Schall
War aus den tiefen und verborg'nen Schachten
Entschwund'ner Zeiten mir ein Widerhall.

Denn schon vor mehr als dreizehnhundert Jahren
Floh Benedictus aus den Thoren Roms,
Und suchte, fern der Weltstadt Lust und Qualen,
Gott in der Öde dieses Bergesdoms.

Hier baut' sein Kloster er und seine Regel:
Gebet und Arbeit! Arbeit wird Gebet;
Zur Tuba wird die Feder; seine Schule
In finst'rer Nacht als heller Leuchtthurm steht.

Die Predigt des hl. Franciscus.

Hoch in die Luft die Lerche sich schwang,
Ein geflügelt' Gebet, ein Pfeil von Gesang,
Als ob eine Seele, erlöst von Pein,
Flög' in den lieben Himmel ein.

Franciscus lauscht' ihr. Es war ihm
Ein Sinnbild wohl der Seraphim,
Der aufwärts strebenden Feuersfluth,
Des Lichtes, der Wärme, der Herzensgluth.

Von Moor und See und dunkler Haid'
Die Vögelein, Gottes Bettelleut',
Rund um Assisi's Klosterthor
Sprachen in Schaaren um Speise vor.

„O Brüder Vögel!“ Franciscus sprach,
„Da bettelt um Brod ihr jeden Tag.
Doch heute nicht mit Brod allein
Sollt ihr gespeist und entlassen sein!

„Mit Manna sollt' ihr, ihr Vögelein,
Mit himmlischen Worten gespeiset sein,
Nicht meinen, ob's auch so scheinen mag,
Nicht meinen, ob auch ich sie sag'.

„Ihr solltet singen doppelt gern
Das Loblied unsres großen Herrn.
Er gibt euch weicher Federn Geschmeid,
Die rothe Kaputze, das braune Kleid.

„Schwingen zum Flug auch gibt er euch,
Zu athmen in wonniger Lüfte Reich.
Er will euch überall Vater sein,
Derweil ihr lebt in den Tag hinein!“

Und flatternd, zwitschernd, mit Sing und Sang
Die geflügelte Schaar sich aufwärts schwang.
Ihr Lied ertönte allerwärts;
Friede war's in Franciscus' Herz.

Er wußt' nicht, ob dem Bruderbund
Die Homilie ward richtig kund.
Er wußte nur, zu Einem Ohr
Drang voll der Worte Sinn empor.

Versetzen uns diese Klänge zurück in die Wanderungen von Outre-Mer, so lenken uns andere wieder an den Familienherd, der uns durch die „Fußstapfen von Engeln“ und andere Lieder so anziehend und heimisch geworden. So „Das Zimmer, in dem es umgeht“ (The haunted cham-

ber), „Der Knabe, der sich Schlösser baut" (The castle-builder), „Das Aufhängen des Krahnens" (The hanging of the crane), eine Art von carmen saeculare auf die angelsächsische Familie in allen ihren Phasen von den Sponsalien bis zur goldenen Hochzeit. Doch über dem Familienkreis, wie über den Naturanschauungen des Dichters lagern bereits die winterlichen Wolken des Greisenalters. „Hast du dich geändert, oder ich?" ruft er dem treudunkeln Wald und dem sonnenhellen Meer zu, und in der Begegnung mit alten Freunden mischt sich der Freude des Wiedersehens Trauer und Wehmuth bei:

„Wir grüßen so herzlich einander
Im alten Freundeston,
Und wir denken, obgleich wir's nicht sagen:
Wie alt, wie grau ist er schon!

Wir sprechen von fröhlicher Weihnacht
Und manchem neuen Jahr,
Und Jeder denkt im Stillen,
Wie anders es früher war.

Wir sprechen von unserer Freunde
Lieb', Reden, Freuden und Noth,
Bis die Todten uns werden lebendig
Und die Lebendigen todt.

Es werden Geister und Gäste
Gleich düster, gespenstisch und blaß,
Und ein Hauch von Trauer und Wehmuth
Umflort den fröhlichsten Spaß."

Noch ernster klingt ein Gedicht, das der einstige Schüler von Bowdoin-College seinen Schulgenossen von 1825 widmet. *Morituri salutamus!* (Ein Gruß vor dem Tode) lautet die Festparole. Ein halb Jahrhundert ist an der mächtigen Uhr der Zeit vorbei. Nicht einmal die Hälfte der lieben Jugendfreunde ist mehr am Leben. Unverhohlen gesteht er den Überlebenden, daß ihm unheimlich wird auf dem wirren, ruhelosen Geldjahrmarkt seines Vaterlandes, wo ein Schwindelglück das andere, wie von einem finstern Dämon getrieben, zu Grabe jagt. Wie er als Jüngling das Banner mit dem Spruch Excelsior so muthig schwang, so begnügt er sich jetzt nicht, die Freunde an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern, er verurtheilt in einer erhabenen Parabel die Dollarjagd und den materialistischen Geist der Zeit und fordert die Freunde auf, sich bessere Reichthümer zu sammeln, Schätze, die dem Tode Stand halten — geistige Schätze.

„Im mittelalterlichen Rom, ich kann nicht sagen
Genau wo, stand erhob'nen Arms ein Bild,
Am Zeigefinger trug der Ring ein Schild
Von Gold und d'rauf den Spruch: ‚Hier mußt du schlagen!'
Oft sah auf Bild und Spruch die Menge hin,
Doch keiner rieth des Spruches dunkeln Sinn,
Bis einst ein Doktor um die Mittagsstunde
Gesenkten Auges d'ran vorüberzog
Und innehielt und umsah in der Runde,
Und wo des Fingers Schatten fiel, erwog.
Er kam dann Mitternachts und grub und fand
Ein Treppenhaus tief unten in dem Sand,
Er stieg hinab, die Halle wölbt' sich weit,
Ein Edelstein flammt' leuchtend von der Mauer;
Mit Pfeil und Bogen, wie zum Schuß bereit,
Stand tief im Grund ein Erzbild auf der Lauer,
Das Haupt von einem Diadem umkränzt,
Darauf geheimnißvoll die Warnung glänzt':
‚Was ich bin, bin ich! Meinem Pfeil entflieht
Nichts, auch das Licht nicht, das dort strahlend glüht.'

Und in der Halle stand ein gold'ner Tisch,
Gedeckt mit Gold, besetzt mit gold'nen Schalen,
Mit goldenem Besteck und Goldpokalen,
Von Gold war Brod und Fleisch, Gemüs und Fisch;
Und stolze Ritter saßen rings herum,
In Erz gehüllt, doch traurig, starr und stumm,
Und schöne Damen, reich geschmückt und fein,
Doch waren Stein sie und ihr Herz war Stein.
Von Leuten starrt' die Halle allerwärts,
Doch steinern aller Antlitz war und Herz.

Wohl sprachlos, staunend, zitternd sah der Mann
Sich eine Weile all' die Wunder an.
Dann faßt der Geiz ihn und er griff vermessen
Nach einem Goldbesteck und Goldpokal.
Da sprangen auf sie, die da stumm gesessen,
Und wirr Getöse brauste durch den Saal,
Und Rache schrie'n sie, und der Schütze schoß
Und traf den Edelstein, sein Licht zerfloß,
Und Nacht ward's oben, unten, in der Runde,
Entseelt und starr der Doktor lag am Grunde.

Und also deutet, der uns hat berichtet
Die Wundermäre, was mit ihr gemeint:
Die Statue ist des Menschen alter Feind,
Deß Finger lockend stets auf Gold gerichtet;
Die Treppe abwärts ist die böse Lust,
Die zieht aus Gottes Luft die Menschenbrust.

Tod ist der Schütze, das Juwel das Leben,
Besteck und Becher irdisches Bestreben,
Und mit den Frau'n und Rittern sind gemeint
Alle Jene, deren Herz der Geiz versteint;
Der Doktor ist der Künstler, der als Thor
So Geist als Herz an eitles Gold verlor.
Künstler und Welt! Welch' Zwiespalt ihres Strebens,
Welch' Mißklang in der Harmonie des Lebens!
Dort Lust des Wissens, still zufried'ner Sinn,
Der Ideale ewig heit'rer Schein;
Und hier der Markt — das Rennen nach Gewinn,
Dieß eitle Streben, endend nur in Pein!"

Auch das gesellschaftliche Ende dieses irdischen, gottentfremdeten Treibens ist dem Dichter nicht entgangen. Er hört an den Hallen der modernen Crösusse das Wuth- und Verzweiflungsgeschrei der Internationale herandröhnen.

Die Herausforderung.

Ich las einst eine Geschichte,
Ich weiß nicht, wo ich sie fand,
In Chroniken oder Legenden
Aus Spaniens Heldenland.

Gefallen vor Zamora
Lag König Sanchez todt.
Sein Heer auf weiter Eb'ne
Dem Feinde Trotz noch bot.

Don Diego von Ordoñez
Ritt vor die Reihen all',
Und forderte laut zum Kampfe
Die Wächter auf dem Wall,

Das ganze Volk Zamora's,
Das Kind im Mutterleib,
Er fordert' als Verräther
Sie zürnend, Mann und Weib,

Die Lebenden in den Häusern,
Die Todten in dem Grab,
Und das Wasser ihrer Quellen,
Wein, Öl und Gut und Hab'.

Doch ein viel größ'res Schlachtheer
Belagernd uns umringt,
Ein hungernd, zahllos Schlachtheer
An alle Thore dringt.

Die Millionen Armen,
Sie fordern Wein und Brod,
Sie klagen uns an als Verräther,
Im Leben und im Tod.

Wo immer beim Bankette
Ich sitze fröhlich dabei,
Durch Festklang, Scherz und Lieder
Hör' ich den Schreckensschrei.

Und hohle, hag're Gesichter
Schau'n in das Prunkgemach,
Und Knochenhände haschen
Den fallenden Krumen nach.

Denn drinnen ist Licht und Fülle,
Und Wohlduft quillt im Saal.
Und draußen ist Nacht und Kälte,
Hunger und endlose Qual.

Und draußen im Felde des Hungers,
Von Sturm und Kälte besiegt,
Christus, der Heerschaar Führer,
Todt auf der Wahlstatt liegt.

In dieser tiefergreifenden Vorstellung, daß Christus, der Heerführer der Armen, von dem herzlosen Mammon aus den herrschenden Kreisen

des Lebens verdrängt, durch den Unglauben der Massen auch im Herzen der Armen erschlagen liegt, hat der Dichter wohl die tiefste Seite der socialen Frage, die religiöse, theilweise ebenso wahr als treffend berührt. Doch muß ein katholisches Herz diese Vorstellung unvollständig und allzu trostlos finden. Christus lebt ja fort in der unversieglichen Charitas seiner Kirche, wenn er auch in den Herzen von Tausenden erstorben ist, und das himmelanstrebende Ringen dieser Kirche kämpft mächtiger und gewaltiger als irgend eine andere Macht gegen den ungläubigen Materialismus an, der jene Lage geschaffen.

Wenden wir uns zu dem letzten größeren Gedichte Longfellow's, in welchem er die Pandora-Fabel zu einem Drama gestaltet hat. Das ist ein antiker Stoff, aber er ist, wie Göthe's Iphigenie, von christlichen Anschauungen durchhaucht und erlangt um so mehr ethisch-religiöse Bedeutung, als er sich an die alte Völkerüberlieferung vom Sündenfall anlehnt. Pandora ist ja nur die von der Mythologie verwandelte Stammmutter der Lebendigen, ihre Büchse der unheilvolle Apfel des Paradieses, die zahllosen Leiden des Lebens eine Strafe jenes ersten, sündigen Vorwitzes. Das Heidenthum wußte nun freilich der nur unklar und sagenhaft erfaßten Urgeschichte der Menschheit keine klare und folgerichtige Ethik abzugewinnen; es drang nicht über das dunkle „Verhängniß" des Falles hinaus. Durch die Offenbarung aber hat sich jenes „Verhängniß" aufgehellt zu einem trostvollen Theile der göttlichen Heilsökonomie, die Erbschuld ist durch die Erlösung zur felix culpa geworden und das endlose Leiden der Menschheit gestaltet sich zur heilsamen Schule und Vorbereitung für ein ewig seliges Leben. Auf dieß „Geheimniß des Leidens", wie es die christliche Heilsordnung erhellt, hat Longfellow die antike Fabel bezogen: sie erhält dadurch einen wesentlich christlichen Kern. Die weitere Verwicklung ist durch Hereinziehen der Prometheussage herbeigeführt. Die Anlage des Stückes ist ungefähr folgende:

Hephästos hat in seiner Esse ein neues Werk vollendet, nicht aus Gold oder Erz, wie seine frühern Kunstgebilde, sondern eine Statue aus Lehm, das Bild eines Weibes, der Aphrodite an Schönheit vergleichbar. Zeus haucht Lebensodem in das starre Gebilde. Pandora hüpft leichten Fußes von dem steinernen Postament. Auf Zeus' Geheiß führt Hermes, der Götterbote, die schöne Menschentochter an den Kaukasus: Prometheus, der stolze Götterfeind, soll sie zum Weibe nehmen, um seinen Wissensdünkel und Götterhaß zu vergessen und sich mit den Unsterblichen auszusöhnen. Doch neu wallt sein Groll auf, da er nur der Götter gedenkt;

er will Niemanden etwas zu danken haben, weder den Göttern noch einem gottgesandten Weib. Er will wie für sein Wissen, so auch für sein Können, für Ideal und Willen nur sich selbst verpflichtet sein. Hermes und Pandora scheiden mit dem düstern Abschiedswort:

„Wir lassen dich bei deinen leeren Träumen,
In des Gedankens stiller Einsamkeit,
In des Unglaubens ewig bitt'rer Qual,
Der Öde eines liebeleeren Seins."

Wie die Grazien die Schöpfung Pandora's lieblich begrüßt, schildern die Parzen in einem majestätischen Chor das finstere Loos des trotzigen Titanen.

Hermes kehrt in den Olymp zurück. Pandora trifft auf den seinem Bruder völlig entgegengesetzten, weichen, liebreichen, fast empfindsamen Epimetheus. In beider Herz erwacht bei der ersten Begegnung innige Liebe. Vögel und Binsen und Dryaden erheben sich zum Brautgesang auf die Vermählung des Titanen mit der Menschentochter. Jedoch Prometheus mag seinem Bruder das irdische Glück nicht gönnen, das er sich selbst aus Götterhaß versagt. Zürnend tritt er dazwischen und ruft Epimetheus aus dem weichlichen Garten empor in's Gebirge, um kräftigere Luft zu athmen und den Traum der Liebe zu vergessen. Epimetheus folgt nach langem Kampf und Widerstreben. Wald und Wasser, die Stürme und die Oreaden verkünden den Ruhm der ungezügelten und ungebändigten Naturkraft und des Titanengeistes.

Aber Pandora, die schon beim Eintritt in Epimetheus' Haus die verhängnißvolle Büchse wahrgenommen, hat jetzt nichts mehr, was sie von dem Gegenstande ihrer Neugier ablenkt. Sie erbricht das Geheimniß. Unter Donner, Blitz und Sturm fluthet jegliches Unglück über das Haus des Epimetheus herein. Da kehrt Epimetheus zurück. Von Schmerz über ihre Schuld bewältigt, fleht Pandora um den Tod.

Pandora.

Laß mich sterben,
Was bleibt mir sonst noch?

Epimetheus.

Jugend, Hoffnung, Liebe,
Zu bau'n ein neues Leben auf den Trümmern,
Der Zukunft solche Schönheit abzuringen,
Daß das Vergang'ne wie ein Traum zerrinnt.

Noch eben sah ich, durch den Garten wandelnd,
Ein Nest, das von dem Baum gefallen war,
Voll Regen und zerstört, und über mir
Sah klaglos ich die kleinen Vögel schon
Sich hurtig eine neue Wohnung bauen.

Pandora.

Ein glücklich Omen!

Epimetheus.

Mögen die Eumeniden
Die Fackel löschen und uns nimmer schau'n,
Wegwerfen ihre Skorpionengeißeln
Und uns nicht treffen!

Pandora.

Mögen sie mich strafen!
Denn nur durch Strafe unsrer bösen Thaten,
Durch Leiden nur versöhnen wir uns wieder
Mit den Unsterblichen und mit uns selbst!

Mochten die trüben Zeitaspecte mit ihren wachsenden socialen Übeln und Gefahren den Dichter dazu anregen, die Fabel der Pandora zu behandeln, so verkörpert die Ausführung derselben in geistreicher Allegorie die drei hauptsächlichsten Lösungen, welche die Neuzeit dem uralten Problem, das jenen Übeln und Gefahren zu Grunde liegt, theoretisch und praktisch zu geben versucht hat. Prometheus, der trotzige, sich selbst vergötternde Titane, treibt die Rebellion gegen Gott bis zu ihrem unheilbaren Höhepunkt, verwirft mit der Religion zugleich jeden Trost, den das Gefühlsleben zu reichen im Stande, und sucht seine Befriedigung in unabhängiger Selbstthätigkeit und im eigenen, unbeugsamen Stolz. Epimetheus, der weiche, phantasiereiche Gefühlsmensch, stößt die Götter nicht von sich, wendet sich aber der Tändelei der Liebe und des Sinnenvergnügens zu, und sucht, vom Unglück ereilt, Trost und Rettung hauptsächlich wieder in der eigenen Jugendkraft, in geduldiger Arbeit, in irdischer Liebe. Pandora, weiser als Beide, erfaßt das Loos der Menschheit im Lichte der Religion, erkennt in der Leidensfülle des Menschengeschlechts den gerechten Rathschluß der Gottheit, die Züchtigung menschlicher Schuld, das Gesetz der Buße und den Weg zur Aussöhnung mit Gott und dem eigenen Gewissen. Diesen tiefchristlichen Gedanken völlig christlich auszuführen, erlaubte der antike Stoff nicht. Doch weist der prägnante Schluß dem Gedanken nach auf die göttliche Tragödie zurück, in welcher

das tiefere Geheimniß der Sühne entschleiert wurde, und auf die Goldene Legende, in welcher die Betheiligung des Menschen am Werke der Erlösung gezeichnet ward. In der Religion, in Gebet und Buße, in Unterwerfung unter Gott ist allein wahres Heil und wahre Rettung zu finden.

Schlußwort.

Wir sind den Dichtungen Longfellow's mit jener Liebe gefolgt, welche der Zauber wahrer Kunst, getragen von sittlicher Schönheit, nothwendig einflößt. Um zum Schluß noch einen Rückblick auf dieselben zu werfen, so theilen sie sich ganz zwangslos in drei hauptsächliche Gruppen. Zur ersten Gruppe, die wir als romantische bezeichnen können, reihen sich, außer einer großen Zahl Übersetzungen, Outre-Mer, Hyperion, der spanische Student, die goldene Legende. Eine Frucht langjähriger Studien auf dem Gebiete der europäischen Romantik, verpflanzten sie dieselben mit Glück auf amerikanischen Boden, bahnten ein richtigeres Verständniß des Mittelalters an, eröffneten einen tieferen Einblick in die Schönheiten der katholischen Kirche und der katholischen Literatur, bezeugten durch ihre eigenen Vorzüge die Fruchtbarkeit jener altehrwürdigen Bildungsquellen und schulten, allerdings nicht ausschließlich, den Dichter zu jener Formvollendung heran, die ihn auszeichnet. Man könnte Longfellow, dieser Gruppe von Werken nach, mit Uhland und Kerner den Nachzüglern der deutschen Romantik beizählen, wenn nicht das Rauschen des atlantischen Oceans und der glimmende Feuerherd an den Angelsachsen von jenseits des Weltmeeres gemahnten. In der zweiten Gruppe von Werken tritt aber das nationale Element beherrschend in den Vordergrund. Das Hiawathalied, Miles Standish' Brautfahrt, die Neu-England-Tragödien, Evangeline, Kavanagh zeichnen in einer Reihe bedeutsamer Kulturbilder die Geschichte Nordamerika's: die indianische sagenhafte Urgeschichte des Kontinents, das Neu-England der Pilgerväter, den Kampf der Secten, die letzte Periode der Kolonialzeit und deren Sturz, den Eintritt des altgläubigen protestantischen Nordamerika in die aufgeklärte Neuzeit. Der Schiffsbau, die Negerlieder, die Wirthshausgeschichten und ein reicher Kranz nationaler Lieder und Balladen vervollständigen diese Gemälde zu einem Ensemble geschichtlicher Nationalpoesie, welchem die hundertjährige Republik bis dahin nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hatte. Das religiöse Moment, welches jene nationalen Epen und Dramen eingliedert in den

großen Weltplan der göttlichen Vorsehung, verbindet die nationale Gruppe zugleich mit der letzten Gruppe von Longfellow's Werken, der religiösen. Diese umfaßt in drei hervorragenden Werken gerade die tiefsten und gewaltigsten Angelpunkte der christlichen Glaubenslehre: Sündenfall, Erlösung und Vollendung; den Sündenfall in der „Maske der Pandora", die Erlösung in der „göttlichen Tragödie", die Vollendung in der Übersetzung von Dante's Weltgedicht. Erscheint der Dichter in seiner ersten Periode als romantischer Pilger in der Gesellschaft deutscher Minnesänger, spanischer Dramatiker und neuerer Romantiker, in der zweiten Periode als patriotischer Sänger unter den Nationaldichtern seiner Heimath, so schließt er sich in seiner letzten Epoche an Calderon, Klopstock und Dante an, er verwandelt die antike Völkersage vom Sündenfall in ein christlich gedachtes Autos, gestaltet die Geheimnisse der Erlösung zu einem dem modernen Geschmack angepaßten, lieblichen Passionsspiel, und vollendet den Kranz seiner religiösen Dichtung, indem er von der ewigen Gottesstadt Dante's in den Farben seiner Sprache ein treues, lebensvolles Abbild gibt. Es ist geradezu unmöglich, den Faden zu verkennen, der diese Gedichte mit denjenigen der zwei früheren Perioden zu einem großen geistigen Ganzen vereinigt: es ist die Religion, es ist das Christenthum, und zwar das Christenthum in seiner geschichtlichen, sichtbaren Verkörperung. Der christliche Gedanke beherrscht als höchster Motor die größeren Epen und Dramen, er ist das Grundmotiv der Lyrik, die sich in lieblichem Blumengewinde um die großen romantischen, nationalen und religiösen Dichtungen zum Kranze schlingt.

Versuchen wir uns von dem innern Grunde einer solchen, gewiß nicht eben gewöhnlichen Erscheinung Rechenschaft zu geben, so bekunden Longfellow's Werke einerseits einen ächt dichterischen, künstlerischen Geist, eine Begeisterung für das Schöne, wie es nur dem großen Künstler innewohnt, anderseits aber eine Klarheit des ästhetischen Urtheils und eine freie, unparteiische Selbständigkeit des Blickes, der sich von keiner Schulvoreingenommenheit berücken ließ. Er sah sich selbständig Bücher und Welt, Geschichte und Literatur an. Wenn er sich von Anfang an begeistert dem christlichen Gedanken zuwandte, ihn unverwandt festhielt und sich im Lauf der Jahre immer mehr darin vertiefte, so war das nicht bloße Laune, sondern die Wahl eines gereiften ästhetischen Urtheils, der innere Sinn für das Schöne und die objective Verkettung des Schönen mit dem Christenthum. Er fand im Christenthum eine harmonische Auffassung der Natur, wie der Geschichte, eine Verbindung beider in schöner, ja göttlicher

Einheit. Er fand, daß das Christenthum das wirklich Werthvolle antiker Kultur nicht von sich gestoßen, sondern nur höhern Zwecken und Idealen untergeordnet hatte, daß es die Macht war, welche die Bildungsschätze der antiken Welt der Neuzeit übermittelte. Er fand, daß es die Leuchte der Kunst durch die Nacht der Völkerwanderung getragen, daß es die Mutter der europäischen Bildung war. In allen Ländern Europa's hatte es Blüthen der Poesie getrieben, in den katholischen Ländern des Südens nicht die wenigsten und nicht die geringsten. Seine Hand hatte das Licht der Bildung angezündet, das an den heimischen Herden Englands brannte. Von dort war es, in Zeiten des religiösen Fanatismus halb ausgetilgt, doch noch flackernd herübergekommen an die Küsten der neuen Welt. Man versuchte es hier, unabhängig von der christlichen Civilisation der alten Welt, zu neuem Leben zu bringen. Aber je ungestümer es in der Hand der sogenannten Aufklärung geschwungen ward, desto mehr verzehrte es sich in wildaufflackernden Funken oder erstarb in der Asche materiellen Sinnens und Trachtens. Longfellow entriß sich dem Schwarm der prometheischen Geister und folgte dem freundlichen Lichte zurück zu seinen Quellen, zurück in's heimische England, zurück in's mittelalterliche Deutschland und Spanien, zurück in's christliche Rom, wo hellenische und christliche Bildung sich einst getroffen in der unterirdischen Stadt der Katakomben, wo die Kirche ihren ewigen Bund mit den Künsten geschlossen. In den weltumfassenden Strahlen des Lichtes, das von hier ausging, das kein stolzer Prometheus dem Himmel entrafft, sondern Gott selbst liebend auf die Erde gebracht, suchte und fand er Freude, Schönheit, Leben. Sie wurden seine Leitsterne, die tiefste Seele seiner Poesie. Wie sie die Schicksale seines eigenen Strebens und Leidens verklärten, gossen sie Licht und Schönheit auf die Geschicke seiner Nation aus. Von ihnen angezogen, blieb er nicht beim Nationalen und Menschlichen stehen, sondern erhob sich in neuem, mächtigerem Fluge zum Göttlichen.

So anziehend und liebenswürdig das Schauspiel eines solchen Strebens ist, kann Niemand verkennen, daß es in den Werken des amerikanischen Dichters nicht zum vollen Ausdruck gekommen, daß es durch mehr als eine Dissonanz gestört wird. Die eigentliche Wurzel der christlichen Poesie ist nun einmal der Glaube, d. h. der Inbegriff der christlichen Lehre mit jener vollen, unerschütterlichen Gewißheit umfaßt, die nur übernatürliche Erkenntniß zu bieten im Stande ist. Der tiefere Quell der Schönheit ist die Wahrheit. Pulchrum est splendor veri.

Das Christenthum aber nach seinem ganzen objectiven Lebensreichthum

zu erfassen, ward Longfellow nicht nur durch den protestantischen Geist gehemmt, der ihn umgab, sondern auch durch den protestantischen Standpunkt, den er selbst nicht gänzlich verlassen.

Der alte, unduldsam-protestantische Geist, der ihn in seiner Heimath umgab, konnte unmöglich an seinem Beginnen Gefallen finden, er lehnte sich dagegen auf, nöthigte den Geist des Dichters zur Abwehr und machte ihn vor Allem zum Vertheidiger der Toleranz; sein eigener freierer protestantischer Standpunkt aber gab dieser Toleranz die Richtung zum Universalismus. Er verhinderte ihn, die eigentlichen Grundlagen des Christenthums philosophisch und theologisch zu untersuchen, die Vorurtheile des Protestantismus ganz abzulegen, zum Vollbesitz der christlichen Wahrheit zu gelangen. Da der alte, zelotische Protestantismus sich wirklich nur durch gewaltsames Aufdrängen seiner Dogmen behauptet hat, lag es nur allzunahe, auch dem Katholicismus einen ähnlichen Charakter beizulegen und im Dogma gerade das Hinderniß der Wiedervereinigung aller Christen zu erblicken. Bei der Abneigung gegen alle Lehrautorität, welche der Protestantismus den ihm angehörigen Völkern eingepflanzt, wird es dem Protestanten, auch nach Ablegung der specifischen Bekenntnißlehren und Symbole, unendlich schwer, die positive Einsetzung einer solchen Lehrautorität und ihre Nothwendigkeit einzusehen. Obwohl es auf der Hand liegt, daß alle Schönheit des Christenthums schließlich auf dessen Wahrheit beruht, daß es so wenig als irgend eine andere Religion ohne Dogmen bestehen kann, daß diese Dogmen ohne sichtbare Lehrautorität sich im Wirrwarr menschlicher Leidenschaften und Irrthümer nothwendig verflüchtigen müssen, wohnt dem protestantischen Bewußtsein eine so tiefe Abneigung gegen eine solche Lehrautorität inne, daß es lieber die unhaltbaren und undefinirbaren Gedanken einer vagen Geisteskirche umfangen wird, als ernstlich die göttlichen Bürgschaften des in der katholischen Kirche verkörperten historischen Christenthums prüfen mag. Es klammert sich so zäh an seine Freiheit an, als ob die nothwendig expansive Kraft der Freiheit das geeignete Mittel wäre, Menschen mit Menschen und Menschen mit Gott zu verbinden, während doch die einfachste philosophische Betrachtung lehrt, daß letztlich alle sociale Organisation und alle sociale Mittheilung der Wahrheit auf Autorität beruht und daß das menschliche natürliche Wissen selbst, wie die übernatürliche Erkenntniß, durch menschliche und göttliche Autorität bedingt ist. Nur durch die Unterwerfung unter die göttliche Autorität erlangt der Menschengeist volle Gewißheit, Gluth und Kraft der Überzeugung. So reizend die Freiheit des Privat-

geistes aussieht, sie ist immer mit skeptischem Schwanken, Zweifel, Schwäche, Inconsequenz verbunden.

In dieser Unsicherheit liegt die tiefe Lücke, welche sich in Longfellow's Dichtungen bemerkbar macht, und die Ursache mancher kleinerer Dissonanzen. Es fehlt seinem Christenthum am philosophischen Fundament; es schwebt im Gefühle, es wurzelt nicht im Verstand. Da sich der Dichter übrigens nicht scheute, das, was ihm abging, gewissermaßen durch die Dante-Übersetzung zu ersetzen, so brauchen wir über die Inconsequenzen jenes theologischen Standpunktes hier nicht weiter zu sprechen. Dagegen erheischt es das Interesse der Wahrheit und der wahren Liebe, das weit über dasjenige der Schönheit hinausgeht, daß wir wenigstens das Ungenügende desselben klar und offen betonen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den ganzen Reichthum christlicher Gedanken und Vorstellungen, edler, idealer Aufflüge, religiöser Gesinnungen, sittlichen Ernstes, liebevollen Gefühls, der uns in den besprochenen Dichtungen entgegentrat. Denken wir uns denselben vervielfältigt in vielen so wackern und biedern Männern, wie Channing und Longfellow. Welche Macht kann dieser bloße Adel des Gefühls auf die Massen ausüben, die nicht so edel denken, deren Sinnen und Trachten auf das Irdische gerichtet ist? Wenn die Menge sich die Descendenztheorie gefallen läßt und darnach lebt, was hat eine Religion ohne Dogmen dem düstern Schwall der Unsittlichkeit entgegenzustellen? Wenn Tausende von Unglücklichen im tiefsten socialen Elend schmachten, welchen Trost kann ihnen ein Erlöser bereiten, der vielleicht scheinbar am Kreuze gestorben ist? Und wenn der Geist der Habsucht und des Betrugs alle Schichten der Bevölkerung bis hinauf zu den höchstgestellten Männern ergreift, welche sittliche Macht besitzt ein Glaubensbekenntniß, das den Dekalog seiner verbindlichen Kraft entledigt? Werden die Engelsgestalten einer lieblichen Poesie im Stande sein, die verdorbene Jugend ganzer Städte aus der Fluth der Korruption herauszureißen, wenn die Hölle ein bloßes Schreckphantom, die göttliche Gerechtigkeit ein bloßer Traum ist? Und die christliche Familie mit ihrer Bibel, ihrer frommen Überlieferung, wird sie sich auf die Dauer in ihrem christlichen Bewußtsein erhalten können, wenn der moderne Unglaube durch Thor und Thür, durch jede Ritze und Spalte hereindringt, das reine Herdfeuer auslöscht und alle Bande auflöst? Der Unglaube argumentirt; kann man ihm mit bloßen Seufzern antworten? Der Unglaube läugnet jede Autorität der Bibel, jede apologetische Grundlage des Christenthums; was kann ihm das bloße Gefühl

erwiedern? Der Unglaube kennt keine Toleranz; gegen jeden Rest des Christenthums schleudert er seinen Spott und gliedert seine Systeme zum lanzenstarrenden Viereck; was soll da ein Christenthum, das zu Allem Ja und Amen sagt, keine Wahrheit scharf formulirt, keine Wahrheit zwingend beweist, keinem Irrthum fest die Stirne bietet?

Die religiösen Zustände Europa's so gut wie diejenigen Amerika's haben alle diese Fragen schon genugsam beantwortet. Wir brauchen nicht an jene amerikanischen Kulturbilder zu erinnern, wie sie Dixon, Jannet, John Becker, Hellwald u. A. in den letzten Jahren entworfen haben. So rein und lieblich auch die Dichtungen Longfellow's über das nächtliche Dunkel dieser Zustände emporschweben, ihr mildes Sternlicht ist nicht stark genug, dieses Dunkel zu zerstreuen; seine zarten Engels- und Frauengestalten werden weder die stolzen Titanen der Neuzeit, noch ihre zweifelsüchtigen Epigonen verdrängen. Der Mann, nicht bloß das Weib, muß zum Christenthum zurückkehren; der Verstand, nicht bloß das Herz, muß die Offenbarung wieder umfassen; die Liebe muß Willen und That, nicht bloßes zartes Gefühl sein. Die weichliche Vorstellung von Gott, als eines Wesens, das keinen Irrthum verurtheilen und keine Sünde richten kann, muß dem Bewußtsein weichen, daß die ewige Liebe auch zugleich die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit ist, daß Gottes unwandelbare Autorität es dem Menschen nicht freigegeben, sich selbst seine Religion zu machen. Nur eine Kunst, die solchen Anschauungen huldigt, kann den Tag heraufführen helfen, den Longfellow's Dichtung wie ein freundlicher Vorbote verkündet.

Nah' ist der Tag schon,
Nicht sternlos die Nacht ist,
Liebe ist ewig!

Gott ist noch Gott, und
Sein Glaube vergeht nicht,
Christus ist ewig!

